

HDO

Sonderausgabe 2021

Journal

50 Jahre

Haus des Deutschen Ostens München

www.hdo.bayern.de



HDO-Journal
digital



Brücke zwischen den Menschen – Brücke zwischen den Völkern – Das neue HDO-Logo

Das Haus des Deutschen Ostens (HDO) in München, eine Kultur-, Bildungs- und Begegnungseinrichtung des Freistaates Bayern, tritt seit Ende 2020 mit einem neuen Corporate Design auf.

Um das Bewusstsein für die Aufgaben und Ziele des Hauses zu stärken, wurden diese in einem neuen, modernen Corporate Design visuell gebündelt.

Das neue Logo visualisiert die Idee einer Brücke. Auf diese Weise bringt es das Selbstverständnis des HDO symbolisch zum Ausdruck, ein Brückenbauer zwischen den Menschen und Völkern sowie zwischen dem Freistaat Bayern und dem östlichen Europa und den dort lebenden deutschen Minderheiten zu sein.

Bei der grafischen Umsetzung wurde die Monogrammform des alten Logos beibehalten. Sie wurde jedoch klarer gegliedert und mit einer neuen Schrifttype ausgestattet. Vom letzten Buchstaben des Monogramms, dem „O“, wurde die obere Hälfte als visuelle Andeutung einer Brücke weitergeführt. Diese prägnante Bildmarke soll das Haus des Deutschen Ostens nun für die nächsten Jahre repräsentieren.



Inhalt

- 06 **Grußwort** — Staatsministerin Carolina Trautner, MdL
- 08 **Grußwort** — Beauftragte der Bayerischen Staatsregierung für Aussiedler u. Vertriebene, Sylvia Stierstorfer, MdL
- 10 **Editorial** — Prof. Dr. Andreas Otto Weber

Titelthema _ 50 Jahre Haus des Deutschen Ostens München

- 14 **HDO** — Ein halbes Jahrhundert in Bildern
- 16 *Patricia Erkenberg* — 50 Jahre Haus des Deutschen Ostens — Stetige Veränderung
- 26 *Andreas Otto Weber* — Jubiläumskonzert „Crossing Life Lines“
- 29 *Patricia Erkenberg / Lilia Antipow* — **Wer bin Ich? Wer sind Wir?** — Die Jubiläumsausstellung des Hauses des Deutschen Ostens
- 35 *Josef Balazs* — **Spuren der Ausstellungen** — Was passiert nach der Finissage
- 36 *Andreas Otto Weber / Patricia Erkenberg* — **HDOonline** — Das neue digitale Angebot des HDO

Thema _ Imperien, Staaten und ihre Minderheiten

- 40 *Patricia Erkenberg* — **Minderheiten im Mittelalter und in der Frühen Neuzeit im Heiligen Römischen Reich und seinen östlichen Nachbarregionen**
- 44 *Lilia Antipow* — **Versailles, Trianon, Brest-Litowsk** — Das lange Ende des Ersten Weltkrieges und das östliche Europa
- 50 *Florian Kühner-Wielach* — **Nationalismus, Regionalismus und Zentralstaat** — Rumänien nach 1918
- 54 *Martin Haidinger* — **Gebrochene Erinnerung** — Die Hassliebe zum alten Österreich

Thema _ Zwangsmigration, Flucht, Vertreibung

- 60 **„Eine blonde Provinz. Polen und der deutsche Rassenwahn“** — Filmtalk mit Jacek Kubiak und Lilia Antipow
- 64 *Mariana Hausleitner* — **Die Umsiedlungen aus der Bukowina im Herbst 1940**
- 67 *Patricia Erkenberg* — **Die Ausstellung „Wolfskinder‘. Auf dem Brotweg von Ostpreußen nach Litauen 1945–1948“**
- 71 *Christina Meinus* — **„(Nicht) Gekommen um zu bleiben... Braunau – Forchheim – Broumov“**
- 74 *Michael Schwartz* — **Die Charta der Heimatvertriebenen von 1950**

Thema _ Kulturtransfer im östlichen Europa seit dem Beginn der Frühen Neuzeit

- 78 *Jens Borchert-Pickenhan* — **Netzwerkbildung und Kulturtransfer im Nordosten** — Dichtung für die Herzöge von Pommern zur Zeit der Reformation
- 82 *Lilia Antipow* — **Von Napoleons Enkeln, bayerischen Herzögen und Cousins des Zaren** — Bayerisch-russische Verbindungen im Kloster Seon — 19.–20. Jahrhundert
- 87 *Andreas Otto Weber* — **Auf den Spuren von Identitäten, Grenzverschiebungen und europäischen Mythen** — West- und Ostpreußen
- 91 *Lilia Antipow* — **„Im Zentrum“ / „V centru“** — Historische Schauplätze, ästhetische Positionen der Gegenwart und die Neuen Europäer



Personen **Politiker,** **Künstler, Architekten**

- 100 *Justina Schreiber* – **Riese mit singender Geige** – Der Violin- Virtuose Karel Halíř
- 104 *Patricia Erkenberg* – **Marie Juchacz** – Eine Pionierin der Sozialarbeit aus Landsberg an der Warthe
- 107 *Renate Beck-Hartmann* – **Ernst May und Egon Hartmann** – Private Erinnerungen an zwei Stadtplaner
- 113 *Patricia Erkenberg* – **Jude, Prager, Deutscher, Tscheche?** – Neue Erkenntnisse zum Komponisten Hans Winterberg

116 *Josef Balazs* – **DingPhoto**

116 **Das Foto-Artefakt Kirchenburg** – Jürgen van Buer unterwegs in Siebenbürgen

Bücher im Gespräch

- 123 *Lilia Antipow* – **Visualisierung der Abwesenheit** – Rez. zu: Jürgen van Buer, Josef Balazs (Hgg.): Der befestigte Glaube. Kirchenburgen in Siebenbürgen
- 125 *Patricia Erkenberg* – **Ein dichtes Bild der Nachkriegszeit** – Rez. zu: Harald Jähner: Wolfszeit. Deutschland und die Deutschen 1945 – 1955
- 126 *Lilia Antipow* – **Das Unbegehbare begehen** – Rez. zu: Susanne Fritz, Wie kommt der Krieg ins Kind

128 *Lilia Antipow* – **Tradition digital** – Die Bibliothek des Hauses des Deutschen Ostens

132 **Die Wanderausstellungen des Hauses des Deutschen Ostens** – Eine Bilanz in Zahlen

Mitteilungen aus dem HDO

- 134 **25-jähriges Dienstjubiläum** – Prof. Dr. Andreas Otto Weber
- 134 **Neuer Stellvertretender Direktor des HDO** – Dipl.-Verwaltungswirt Thomas Vollkommer
- 135 **Neue Leiterin des Sachgebiets „Öffentlichkeits-, Medien- und Pressearbeit, Bibliothek“ des HDO** – Lilia Antipow M.A.
- 136 **In den Ruhestand verabschiedet** – Christa Dietrich M.A. Angestellte der Bibliothek des HDO
- 137 **Nachruf** – Dr. Horst Kühnel, ehemaliger Direktor des Hauses des Deutschen Ostens

Staatsministerin Carolina Trautner, MdL

Grußwort

Ein „Geschenk Bayerns an die deutschen Heimatvertriebenen“: So hat der damalige Bayerische Ministerpräsident Alfons Goppel das Haus des Deutschen Ostens bezeichnet, als es vor 50 Jahren seine Arbeit aufgenommen hat. Diese Worte drücken die große Wertschätzung aus, die der Freistaat seit jeher gegenüber den Heimatvertriebenen empfindet.

Die Geschichte der Heimatvertriebenen ist leidvoll und hoffnungsfroh zugleich. Es ist eine Tragödie, in der Heimat geächtet und fortgejagt zu werden und von heute auf morgen alles zu verlieren. Und es zeugt von Heldenmut, daran nicht zu zerbrechen, sondern ganz im Gegenteil in der neuen Heimat, die selbst in Trümmern lag, anzupacken. Wir bewundern die Lebensleistung der Heimatvertriebenen. Sie haben nach den Kriegsjahren sehr viel zu unserer bayerischen Erfolgsgeschichte beigetragen und sind bis heute Stützen unserer Gesellschaft.

Das Haus des Deutschen Ostens bringt seit 1970 die Menschen zusammen. Die Heimatvertriebenen haben damals dringend einen Rückzugsort gebraucht, an dem sie zusammenkommen und ihre Heimatliebe miteinander teilen konnten. Bis heute gibt das Haus des Deutschen Ostens den Menschen die Gewissheit, dass sie eine starke Gemeinschaft sind, in der jedes einzelne Mitglied einen wichtigen Platz hat.

Ausstellungen und Konzerte, Vorträge und Gespräche mit Zeitzeugen, Brauchtumskurse und Fahrten in die alte Heimat: Das Haus des Deutschen Ostens gehört fest zu unserem bayerischen Kulturleben, zeigt unserer Gesellschaft, wie reich die Kultur der Heimatvertriebenen ist, und stärkt den europäischen Dialog.

Der persönliche Kontakt ist für Kulturpflege wertvoll, ja elementar. Umso schmerzlicher ist es, dass Corona derzeit so viel einschränkt und unmöglich macht. Aber auch hierauf hat das Haus des Deutschen Ostens kreativ und ideenreich reagiert. Es hat schnell auf digitale Angebote umgestellt, die bei den Menschen ankommen. Online-Lesungen, Online-Filmpräsentationen, das Jubiläumskonzert „Crossing Life Lines“ auf YouTube und die Jubiläums-Ausstellung „Wer bin Ich? Wer sind Wir?“ als virtueller Rundgang: Das sind beste Beispiele,

wie wir auch junge Menschen, die in der digitalen Welt zuhause sind, mitnehmen und ihnen die Themen der Heimatvertriebenen nahebringen können.

Ich danke dem Haus des Deutschen Ostens von ganzem Herzen für die großen Verdienste in den vergangenen 50 Jahren. „Vergelt's Gott“, dass das Haus offen ist für alle, die sich für die Kultur und die Geschichte der Heimatvertriebenen interessieren – Jung und Alt, Menschen mit und ohne Vertreibungshintergrund.

Es erfüllt uns mit großer Freude, dass wir ein solches Juwel der Kulturpflege bei uns in Bayern haben. Für die nächsten 50 Jahre wünsche ich dem Haus des Deutschen Ostens weiterhin alles Gute und viel Kreativität für ein bereicherndes Miteinander in Bayern und Europa.

Ihre



Carolina Trautner, MdL

Bayerische Staatsministerin für Familie, Arbeit und Soziales



Beauftragte der Bayerischen Staatsregierung für Aussiedler und Vertriebene, Sylvia Stierstorfer, MdL — **Grußwort**

**Meine sehr geehrten Damen und Herren,
liebe Freunde des Hauses des Deutschen Ostens,**

vor mehr als fünfzig Jahren, im September 1970, nannte der damalige Ministerpräsident Alfons Goppel das neu gegründete Haus des Deutschen Ostens ein „Geschenk des bayerischen Staates an seine vertriebenen Mitbürger“. Es waren bewegte Zeiten, damals 1970, ein knappes Vierteljahrhundert, nachdem bis zu fünfzehn Millionen Deutsche aus ihrer Heimat in den ehemaligen deutschen Ostgebieten, im Sudetenland und im südöstlichen Europa vertrieben worden waren. Während sich in der Ostpolitik der Regierung Brandt/Scheel ein grundlegender Wandel in den Beziehungen zu den Staaten des kommunistischen Ostblocks ankündigte, warteten vor allem in Oberschlesien, Siebenbürgen und dem Banat, aber auch in der Tschechoslowakei, Ungarn und der Sowjetunion immer mehr der verbliebenen Deutschen darauf, Unfreiheit und Unterdrückung, Diskriminierung und Armut, vor allem auch der drückenden Perspektivlosigkeit in ihrer Heimat gen Westen entfliehen zu können.

Der Freistaat Bayern verstand sich seit jeher als Anwalt der heimatvertriebenen Deutschen, aber auch derjenigen, die erst später als Aussiedler und Spätaussiedler zu uns kommen sollten. Dabei nannte man das Unrecht beim Namen ohne aber allein in der Erinnerung zu verharren. Das Haus des Deutschen Ostens ist ein Symbol für diese auf die Gestaltung der Zukunft gerichtete Haltung. Sein Auftrag bleibt die Bewahrung und Pflege des historischen kulturellen Erbes der Deutschen aus dem östlichen Europa. Zugleich war und ist es Ort der Bildung, der Vermittlung von Wissen über die früheren deutschen Siedlungsgebiete in Ostmittel- und Südosteuropa, des wissenschaftlichen und kulturellen Austauschs und der Begegnung. Immer mehr, und besonders natürlich nach der Befreiung des östlichen Europas von der kommunistischen Zwangsherrschaft, entwickelte es sich aber auch zum Bindeglied nach Osten, zum Brückenbauer in die alte Heimat. Das zeigt sich gerade auch in der freundschaftlichen Zusam-

menarbeit mit den in München akkreditierten Generalkonsuln der Länder, aus denen die Deutschen einst vertrieben wurden oder ausgesiedelt sind.

Das HDO ist ein einzigartiger Ort für die Vertriebenen in Bayern und darüber hinaus. Es ist Heimat fern der alten Heimat, es ist ein Ort der Begegnung mit Landsleuten und Bekannten von früher, der Pflege alter Bräuche und Traditionen, der Erinnerung und des Aufbruchs in ein neues Miteinander mit den Menschen, die heute in der früheren Heimat leben. Durch seine Partnerschaften mit Museen und wissenschaftlichen Einrichtungen, dank seiner Vernetzung mit Schulen und Universitäten und vor allem in Anbetracht der vielfältigen Veranstaltungen und Ausstellungen, zu denen es einlädt, ist das HDO heute fester Bestandteil des kulturellen und gesellschaftlichen Lebens Bayerns. Mit gut fünfzig Jahren und auch dank des Wirkens von Direktoren wie Prof. Dr. Andreas Weber, Dr. Ortfried Kotzian und anderen ist es heute bedeutender denn je. Ich freue mich auf die nächsten fünfzig Jahre.

Ihre



Sylvia Stierstorfer, MdL
Beauftragte der Bayerischen Staatsregierung für
Aussiedler und Vertriebene



Direktor des Hauses des Deutschen Ostens, *Professor Dr. Andreas Otto Weber* _ Editorial

Meine sehr geehrten Damen und Herren, liebe Freunde des Hauses des Deutschen Ostens,

Am 2. April 1970 unterzeichnete der Bayerische Staatsminister für Arbeit und soziale Fürsorge, Dr. Fritz Pirkel, die **Verordnung über die Errichtung eines „Hauses des Deutschen Ostens“**. Am folgenden 15. April trat diese in Kraft und das Haus konnte am 24. September 1970 von Ministerpräsident Dr. Alfons Goppel eröffnet werden. Das HDO blickte also 2020 auf sein **50-jähriges Bestehen** zurück.

Angesichts der nach wie vor geltenden Beschränkungen des kulturellen Lebens in Bayern und in der ganzen Bundesrepublik Deutschland war es uns bisher leider nicht möglich, eine große Jubiläumsfeier mit Hunderten von Gästen und Ehrengästen durchzuführen. Auch unser Jubiläumskonzert **Crossing Life Lines** mussten wir als digitale Veranstaltung durchführen. Genauso verhält es sich mit unserem weiteren Jubiläumsprogramm, das um Fragen der Identität der verschiedensten Gruppen unter den Deutschen in den ehemaligen deutschen Staatsgebieten und anderen Siedlungsgebieten im östlichen Europa kreist und das derzeit über unseren YouTube-Kanal erlebbar ist. Auch die Jubiläumsausstellung **Wer bin Ich? Wer sind Wir? – Zu Identitäten der Deutschen aus dem östlichen Europa**, die wir am 15. Oktober 2020 eröffnet haben, war bisher nur kurz öffentlich zugänglich. Deshalb haben wir eine virtuelle Version erstellen lassen; seit März dieses Jahres konnten wir ca. 1.000 Zugriffe verzeichnen. Sie können sich per Mausclick durch unsere Galerie bewegen und die Video-Interviews, Texttafeln und Exponate in Ruhe von zu Hause aus ansehen. Die virtuelle Ausstellung ist unter <https://www.hdo-vr.de/Okt20/> zu finden.

Es ist mir ein wichtiges Anliegen, an dieser Stelle meinen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern im HDO-Team zu danken. Sie haben in den vergangenen Monaten, die von den Ein-

schränkungen der Pandemie geprägt waren, Besonderes geleistet. Dies reicht von der schnellen Umstellung auf multimediale Kulturangebote, über die Arbeit an der Kulturförderung in Distanz und im Homeoffice, bis zur Entwicklung eines von Hygienekonzepten bestimmten Bibliotheksdienstes. Alle in meinem Team haben sich hier enorm bewährt und in dieser schwierigen Situation Ideenreichtum und Kollegialität bewiesen.

Zu einem Jubiläum gehört traditionell auch eine besondere Jubiläumspublikation. Daher haben wir diese Jubiläumsausgabe des HDO-Journals für Sie zusammengestellt. Das Journal spiegelt mit seinen Inhalten und seiner neuen graphischen Gestaltung wider, was in den letzten Jahren zu einem Motto des HDO geworden ist: Tradition und Moderne. Dazu passt auch unser neues Logo, welches die Abkürzung HDO graphisch mit einer seiner Kernaufgaben verbindet: Inspiriert von den Bögen der Prager Karlsbrücke oder der steinernen Brücke in Regensburg ist es ein Symbol für die Brückenfunktion des HDO für das Verhältnis des Freistaates Bayern insbesondere zu Ostmitteleuropa und Osteuropa.

Auf vielfachen Wunsch aus unserem verehrten Publikum enthält dieses HDO-Journal die gedruckten Versionen von Vorträgen, die im Rahmen der jährlich wechselnden Themenschwerpunkte im HDO gehalten wurden. Dies wollen wir auch in Zukunft fortführen, sodass das HDO-Journal mehr sein wird als ein Bericht über die Tätigkeit des Hauses: nämlich ein in Rubriken gegliedertes Magazin, das die Vielfalt unserer Themenspektren widerspiegelt und exemplarisch wichtige Beiträge des HDO-Programms dokumentiert. Dazu kommen Besprechungen von wichtigen Neuerscheinungen in der Rubrik „Bücher im Gespräch“ und Nachrichten aus unserem Hause.

HDO

Haus des
Deutschen O



Unser Jubiläumsjournal widmet sich fünf größeren Themenblöcken: Den ersten bilden Beiträge zu unserem Titelthema **50 Jahre Haus des Deutschen Ostens** mit einem Fotobericht aus 50 Jahren und einem Rückblick auf unsere Aktivitäten im Jubiläumsjahr.

Ein zweiter Abschnitt befasst sich mit **Imperien, Staaten und ihren Minderheiten**. Darin lesen Sie Beiträge über die Veranstaltungsreihe „Versailles, Trianon, Brest-Litowsk: Das lange Ende des Ersten Weltkrieges und das östliche Europa“, die wir gemeinsam mit dem IKGS durchgeführt haben, sowie über die 10. HDO-Studententage zum Thema „Minderheiten im Mittelalter und in der frühen Neuzeit im Heiligen Römischen Reich und seinen östlichen Nachbarregionen“.

Ein dritter Themenblock zu **Zwangsmigration, Flucht und Vertreibung** enthält Texte zur Charta der Heimatvertriebenen, zum Film „Eine blonde Provinz. Polen und der deutsche Rassenwahn“, zu Umsiedlungen aus der Bukowina 1940 und zu den zwei im HDO gezeigten Ausstellungen „Wolfskinder“ – Auf dem Brotweg von Ostpreußen nach Litauen 1945–1948“ und „(Nicht) gekommen um zu bleiben. Braunau – Forchheim – Broumov. Vertreibung – Patenschaft – Partnerschaft“.

Im Themenblock **Kulturtransfer im östlichen Europa seit dem Beginn der Frühen Neuzeit** finden Sie Beiträge über die Netzwerkbildung und den Kulturtransfer im Nordosten Europas zur Zeit der Reformation über die Herzöge von Leuchtenberg und die bayerisch-russischen Verbindungen im Kloster Seon, über unsere Studienfahrt nach West- und Ostpreußen sowie über das deutsch-tschechische Kulturfestival „Im Zentrum/V centru“ in der Altvaterregion im September 2018.

Der Themenblock **Personen: Politiker, Künstler, Architekten** bietet Beiträge über den böhmischen Violin-Virtuosen Karel Halíř (1859–1909), den Architekten Egon Hartmann (1919–2009), den Komponisten Hans Winterberg (1901–1991) sowie die Sozialreformerin, Sozialdemokratin und Frauenrechtlerin Marie Juchacz (1879–1956).

Die Kirchenburgen Siebenbürgens präsentieren wir Ihnen als einen visuellen Artefakt: Im Bildteil unseres Journals finden Sie einzigartige Schwarz-Weiß-Fotografien des Berliner Fotografen Jürgen van Buer.

Den Abschluss bilden Buchrezensionen, Berichte über Neuigkeiten in der HDO-Bibliothek, über HDO-Wanderausstellungen in den letzten Jahren sowie Mitteilungen aus dem Haus.

Ich danke der Bayerischen Staatsministerin für Familie, Arbeit und Soziales, Carolina Trautner, MdL, sowie der Beauftragten der Bayerischen Staatsregierung für Aussiedler und Vertriebene, Sylvia Stierstorfer, MdL, herzlich für ihre Grußworte zum HDO-Jubiläum.

Liebe Besucherinnen und Besucher, wir hoffen sehr, dass unser Kulturprogramm baldmöglichst wieder mit Ihnen, unserem geschätzten Publikum, stattfinden kann, und dass es wieder viele von Ihnen anzieht. Wir danken für Ihre Unterstützung und Ihr Vertrauen und freuen uns darauf, Sie endlich wiederzusehen. Sie fehlen uns sehr!

Herzliche Grüße aus dem HDO!

Ihr



Prof. Dr. Andreas Otto Weber
Direktor des Hauses des Deutschen Ostens

Titelthema – 50 Jahre Haus des Deutschen Ostens München

LANDES-
GRENZ



Broadcast



HDO_Ein halbes Jahrhundert in Bildern





—
Patricia Erkenberg — 50 Jahre
Haus des Deutschen Ostens
— Stetige Veränderung

„Das Haus des Deutschen Ostens ist ein Geschenk des bayerischen Staates an die vertriebenen Mitbürger. Dieses Geschenk ist der sichtbare Dank für die wirtschaftliche und politische Aufbauleistung der deutschen Heimatvertriebenen seit nunmehr 25 Jahren, die wesentlich dazu beigetragen haben, daß Bayern ein wachstumskräftiges und industrielles Zukunftsland geworden ist.“



Bayerischer Staatsminister für Arbeit und Sozialordnung, Dr. Fritz Pirkel (CSU), bei der Jubiläumsfeier anlässlich des 10-jährigen Bestehens des HDO, 1980 / Sammlung des HDO

So der damalige bayerische Ministerpräsident Dr. Alfons Goppel bei der feierlichen Eröffnung des Hauses des Deutschen Ostens am 24. September 1970. Auch vor 50 Jahren schon war diese Unterscheidung – der Freistaat Bayern auf der einen Seite, die Vertriebenen und Flüchtlinge auf der anderen Seite – längst nicht mehr zutreffend. Denn viele der Deutschen aus dem östlichen Europa, die nach 1945 nach Bayern kamen, waren zu diesem Zeitpunkt nicht nur aktiv in Politik und Gesellschaft engagiert, sondern eben auch am Aufbau und Erfolg des Hauses des Deutschen Ostens beteiligt. Und das über das letzte halbe Jahrhundert hinaus bis heute – als Förderer, Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen, Kulturschaffende und vor allem als Besucherinnen und Besucher, die das Haus mit Leben füllen.

Seit nun mehr als 50 Jahren ist das Haus des Deutschen Ostens damit ein Ort, an dem sich Vertriebene und (Spät-) Aussiedler treffen können, an dem sich ihre Nachfahren über die Heimat ihrer Vorfahren informieren können, an dem sich die bayerische Öffentlichkeit zu Geschichte und Kultur des östlichen Europa weiterbilden kann; ein Ort, an dem „Deutsche und ihre östlichen Nachbarn gemeinsam über ihre Geschichte nachdenken und Gespräche über die ‚Gräben der Geschichte‘ hinweg führen können“ (Prof. Dr. Andreas Otto Weber).

Entstehung des HDO

Die Pläne, ein Haus des Deutschen Ostens oder ein Ostdeutsches Haus in Bayern zu gründen, gehen zurück bis in die frühen 1950er Jahre. Konkretisiert wurden sie in den 1960er Jahren, bis schließlich 1963 die FDP-Fraktion unter Dr. Thomas Dehler im Landtag einen Antrag zur Gründung eines

Ostdeutschen Hauses einbrachte. Ein Jahr später wurde dieser fast einstimmig – mit fünf Gegenstimmen und einer Enthaltung – angenommen. Gegen den Antrag stimmten die Abgeordneten der Bayernpartei, die in dieser Legislaturperiode in einer Koalition mit der CSU regierte. Die breite Zustimmung zum Vorschlag der FDP zeigt dennoch die Wichtigkeit, die dem Projekt zugemessen wurde.

Bereits von Beginn an ist das HDO beim Staatsministerium für Arbeit und soziale Fürsorge – so die damalige Bezeichnung – angesiedelt. 1969 wurde das Gebäude des ehemaligen Benediktinerinnen-Klosters am Lilienberg, das zuvor das Münchner Bezirksamt und die Kfz-Stelle beherbergt hatte, als Standort für das HDO festgelegt. Ursprünglich nur als Zwischenlösung geplant, dient es bis heute mit allen Vor- und Nachteilen, die ein so altes Haus mit sich bringt, als Verwaltungs- und Veranstaltungsgebäude. Einen ausführlichen Bericht über die parlamentarische Vorgeschichte des HDO finden Sie im HDO-Journal Nr. 14/2015.

1970 wurde das HDO von einem Präsidium und einem Geschäftsführer, damals Albert Karl Simon (1925–1982), geleitet. Ein Kuratorium beriet das Präsidium, das die Richtlinien der Kulturarbeit des Hauses bestimmte. Im Laufe der

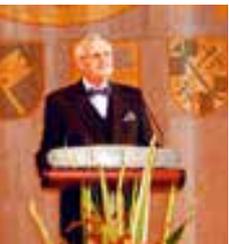
Jahre kamen neue Aufgabenbereiche hinzu und die Organisationsstruktur wurde mehrmals geändert. Nach einer Interimszeit 1982–1983, in der das Haus vom Udo W. Acker geführt worden war, wurde 1983 Dr. Horst Kuhnel (1938–2020) der neue Geschäftsführer des HDO. Er erhielt 1993 als erster den neuen Titel des Direktors des HDO. Unter seinem Nachfolger, Dr. Ortfried Kotzian, der das Haus von 2002 bis 2012 leitete, erfolgte 2007 ein neuer Organisationserlass, mit dem der Beirat an die Stelle des Kuratoriums und Präsidiums rückte. Die Kulturarbeit obliegt seitdem dem Direktor des Hauses in Zusammenarbeit mit dem Beirat. Nach der Pensionierung von Dr. Kotzian vertrat Brigitte Steinert, die Leiterin der HDO-Bibliothek, kommissarisch die Direktorenstelle. Seit nunmehr acht Jahren leitet Prof. Dr. Andreas Otto Weber das Haus des Deutschen Ostens. Im Jahr 2020 wurde bereits der dritte HDO-Beirat mit Vertretern aus Politik, Kultur und den Landsmannschaften berufen.

Bauen, Bauen, Bauen

Beginnend mit einer Kapelle auf dem Gaisberg im späteren Münchner Stadtteil Au, über die Errichtung des Albertischen Hauses ab 1699, das 1715 zum Kloster auf dem Lilienberg wurde, bis hin zu seiner heutigen Nutzung hat das Gebäude des HDO im Laufe der Jahrhunderte zahlreiche Renovierungen und Umbauten erlebt. In den Jahren 1969/70 erfolgte eine grundlegende Umgestaltung der ehemaligen Kfz-Stelle, um sie in ein Kulturzentrum zu verwandeln. Es entstanden Büro- und Veranstaltungsräume, eine Galerie und die damals noch „Kantine“ genannte Gaststätte. Ursprünglich sollte auch eine Kegelbahn zum Repertoire des Hauses gehören, man entschied sich dann aber doch, an dieser Stelle das Büchermagazin der Bibliothek einzurichten.

Im Laufe der letzten 50 Jahre folgten weitere Umbauten und Renovierungen, immer bei laufendem Betrieb und im Einklang mit dem Denkmalschutz. Dies bedeutete für alle Betroffenen – Besucher und Mitarbeiter, Planer und Bauarbeiter – oft eine große Herausforderung und so manche Überraschung.

Langjährige Besucher werden sich an einige bauliche Änderungen erinnern. So wurde zum Beispiel aus der früheren (sehr kleinen) Küche der Gaststätte im Erdgeschoss der Katalograum der Bibliothek mit dem Zettelkatalog. Heute ist der Katalog hauptsächlich eine elektronische Datenbank – genannt OPAC – und der Katalograum dient als Garderobe. Eine grundlegende Renovierung des Erdgeschosses folgte in den 1990er Jahren. 2013 wurden ein Aufzug und eine Behindertentoilette eingerichtet. Gerade mit dem Einbau des Aufzugs erfolgte ein großer Eingriff in die historische Struktur des Gebäudes. In den letzten Jahren wurde eine umfassende Brandschutzanlage nach neuesten Richtlinien eingebaut sowie der Lesesaal der Bibliothek vergrößert und renoviert (siehe Seite 128).





Direktor des HDO, Prof. Dr. Andreas Otto Weber (Mitte), wird mit dem Goldenen Verdienstkreuz von Ungarn ausgezeichnet. Die Auszeichnung wurde vom Minister für gesellschaftliche Ressourcen Zoltán Balog (rechts) in Anwesenheit des Generalkonsuls von Ungarn Gábor Tordai-Lejkó (links) überreicht, 25. Januar 2018 / © Generalkonsulat von Ungarn München



Das HDO und die Geschichte

Die Gründung des HDO fällt in den zeitlichen Kontext der neuen Ostpolitik unter Bundeskanzler Willy Brandt, die dem Prinzip „Wandel durch Annäherung“ folgte und die Beziehungen zwischen der Bundesrepublik und seinen östlichen Nachbarn neu gestaltete. Viele Vertriebene und Flüchtlinge standen diesen Entwicklungen sehr kritisch gegenüber, andere begrüßten und unterstützten die neue Politik. In den 1980er Jahren erlebte die Bundesrepublik einen massenhaften Zuzug von deutschen Aussiedlern aus dem östlichen Europa, vor allem aus Rumänien. Zwischen 1980 und 1989 kamen so fast eine Million Personen nach Deutschland und damit mehr als in den drei Jahrzehnten zuvor zusammengenommen. Das HDO wurde in dieser Zeit zunehmend zu einer Anlaufstelle für diese Menschen und bezog ihre Erfahrungen und Geschichten in seine Kulturarbeit ein.

Ein weiterer großer Einschnitt war der Mauerfall 1989 und die daraufhin erfolgte politische Wende im östlichen Europa. Plötzlich wurden Reisen in die Herkunftsgebiete der Vertriebenen und Flüchtlinge sowie der Aussiedler einfacher und der Kontakt zu den dort noch lebenden Deutschen unkomplizierter. Das HDO übernahm in dieser Zeit eine Brückenfunktion zwischen dem Freistaat Bayern und den östlichen Nachbarländern und übt diese bis heute aus. Im neuen Logo des HDO, das seit Herbst 2020 für den Print- und Onlineauftritt des Hauses verwendet wird, spiegelt sich diese Brückenfunktion wider. Auch in den 1990er Jahren kam es noch einmal zu einem vermehrten Zuzug von Aussiedlern und Spätaussiedlern vor allem aus den Nachfolgestaaten der Sowjetunion, was die Kulturarbeit des HDO und sein Publikum veränderte.

2004 traten Tschechien, Polen, die Slowakei, Ungarn, Slowenien sowie die Staaten des Baltikums der Europäischen Union bei. Die Zusammenarbeit des HDO mit Partnern in diesen Ländern konnte somit weiter vertieft und die Brückenfunktion in den Osten ausgebaut werden. In dieser Zeit entstanden verstärkt neue Kooperationspartnerschaften für die Kultur- und Bildungsarbeit. 2007 folgte mit dem EU-Beitritt Rumäniens ein weiteres für die Arbeit des HDO wichtiges Land.

In Zeiten, in denen das weltweite Fluchtgeschehen die Nachrichten bestimmte – wie zum Beispiel während der Kosovo-Kriege in den 1990er Jahren oder des Krieges in Syrien seit 2015 – rückten auch die Themen des HDO verstärkt in den Mittelpunkt der gesellschaftlichen Diskurse. Laut UN waren Ende des Jahres 2019 weltweit fast 80 Millionen Menschen auf der Flucht, rund 45 Millionen davon als Binnenvertriebene, d.h. innerhalb ihres eigenen Landes. Das Thema „Flucht und Vertreibung“ ist damit – leider – in der Gegenwart absolut aktuell. Auch diese gesellschaftlichen Diskussionen spiegeln sich in der Arbeit des HDO wider, indem zum Beispiel aktuelle Theorien und Entwicklungen der Migrationsforschung im Rahmen von Veranstaltungen aufgegriffen werden.

Kultur- und Bildungsarbeit

„Tierisch, Tierisch“, „Kann Spuren von Heimat enthalten“, „Faust - Mephisto – Liszt“, „Mit der Prägung kleistischer Sprachkunst“ oder „Kultur und Geschichte des Patriziats im Heiligen Römischen Reich und seinen östlichen Nachbarregionen im Vergleich“ – schon allein die Vielfalt der Veranstaltungstitel zeigt das umfangreiche Spektrum des Programms, das das HDO durchführt. Ausstellungen, wissenschaftliche Vorträge und Podiumsgespräche, Studienreisen und -tagungen, Lesungen, Konzerte, Filmvorführungen, Tage der offenen Tür und Märkte und vieles mehr gehören dazu.

Neben Ausstellungen von Künstlern und kulturgeschichtlichen Ausstellungen anderer Kulturhäuser und Museen waren dabei in den letzten Jahren die vom HDO konzipierten Ausstellungen besonders erfolgreich. 2015 zeigte das HDO im Gedenkjahr „75 Jahre Beginn von Flucht und Vertreibung“ die umfangreiche Ausstellung „Mitgenommen – Heimat in Dingen“, die nach dem großen Erfolg in München mittlerweile als Wanderausstellung an 16 Orten im In- und Ausland zu sehen war und immer noch rege nachgefragt wird. Auch die Nachfolgeausstellung „Kann Spuren von Heimat enthalten. Eine Ausstellung über Essen und Trinken, Identität und Integration der Deutschen aus dem östlichen Europa“ war nicht nur bei der Premiere im HDO ein Publikumserfolg, sondern ist seit 2017 ebenfalls an zehn Orten im In- und Ausland gezeigt

worden. Beide Ausstellungen wurden übersetzt: „Mitgenommen“ existiert in einer tschechischen Version, „Kann Spuren von Heimat enthalten“ ist auf Rumänisch erhältlich. Seit 2015 nimmt das HDO mit seinen Ausstellungen an der jährlichen Münchner Langen Nacht der Museen teil. Viele Besucher, die das HDO bisher nicht kannten, kommen so erstmals in Kontakt mit unserem Haus. Alleine im Jahr 2016 besuchten über 500 Interessierte das HDO im Rahmen der Museumsnacht.

Im Jubiläumsjahr 2020 eröffneten wir eine neue HDO-eigene Ausstellung: „Wer bin Ich? Wer sind Wir?“ fragt nach den Identitäten der Deutschen aus dem östlichen Europa und geht einigen typischen identitätsstiftenden Merkmalen nach. Erstmals wurden für diese Ausstellung eigene Zeitzeugeninterviews produziert. „Wer bin Ich? Wer sind Wir?“ ist ebenfalls als Wanderausstellung konzipiert, erste Anfragen aus Ausstellungshäusern sind bereits eingetroffen. Einen ausführlichen Bericht zur Jubiläumsausstellung finden Sie auf S. 29.

Zu den Highlights im Jahresprogramm zählen immer die musikalischen Veranstaltungen. Brigitte Steinert, frühere Bibliotheksleiterin und stellvertretende Direktorin, trug zu vielen davon bei und trat selbst als Sängerin in mehreren Faschingskonzerten auf. Im Jahr 2014 organisierte das HDO erstmalig eine Welturaufführung: Das symphonische Poem „Bergkristall“ des walisischen Komponisten Dafydd Bullock nach der gleichnamigen Erzählung von Adalbert Stifter wurde im Rahmen eines Adventskonzerts vom Concertino München aufgeführt. Im letzten Jahr folgte eine weitere Uraufführung eines Stücks von Dafydd Bullock. Das Streichquintett „Siebenbürgen“ hatte seine Premiere im Rahmen der Festveranstaltung „Mit der Prägnanz kleistischer Sprachkunst“, die anlässlich des 95. Geburtstages des siebenbürgischen Schriftstellers Hans Bergel stattfand. Die ausführenden Künstler waren in diesem Fall Peter Clemente und sein String Quintet. Aufgrund der Pandemie war leider kein Publikum vor Ort zugegen, Sie können sich die Veranstaltung aber auf dem YouTube-Kanal des HDO anschauen. 2021 erschienen die beiden Stücke „Bergkristall“ und „Siebenbürgen“ auf der CD „Blick nach Osten“, die im HDO erhältlich ist.

Auf YouTube finden Sie ebenso das große Jubiläumskonzert „50 Jahre HDO: Crossing Life Lines“ von Mulo Francel and Friends. Mehr zu „Crossing Life Lines“ auf S. 26.

Immer wieder beschäftigt sich die Kulturarbeit des HDO in Programmreihen intensiv mit einzelnen Themen z.B. zu Jahrestagen von historischen Ereignissen. 2014 war dies die Reihe „25 Jahre Wandel im östlichen Europa“, die vom HDO initiiert und mit den Generalkonsulaten der jeweiligen Länder durchgeführt wurde. Highlight dabei war sicher der Vortrag des renommierten Osteuropahistorikers Prof. Dr. Karl Schlögel, der in die Thematik der Programmreihe einführte. Zwei Jahre später folgte unter dem Titel „Integration und Identität gestern und heute“ ein Themenschwerpunkt mit Filmvorführungen, Podiumsdiskussionen und Erfahrungsberichten. Eröffnet wurde diese Reihe durch Prof. Dr. Marita Krauss



Bayerischer Ministerpräsident Dr. Alfons Goppel (CSU), Staatsminister für Arbeit und soziale Fürsorge, Dr. Fritz Pirkel (CSU), und Staatssekretär Karl Hillermeier (CSU) (v.l.n.r.), bei der Feier anlässlich der Eröffnung des HDO, 24. September 1970 / Sammlung des HDO



mit einem Vortrag unter dem Titel „Die Angst als Wegbegleiter – Migration, Heimatverlust, Heimatgewinn: 1938–1945–2015“. Einen weiteren Beitrag steuerte der bekannte Münchener Soziologe, Prof. Dr. Armin Nassehi, bei, der über „Die deutsche Gesellschaft und die Migration“ sprach.

Besonders in Erinnerung geblieben sind ebenso die Vorträge von herausragenden Wissenschaftlern und Wissenschaftlerinnen. Im Jahr 2015 sorgte zum Beispiel der australische Historiker Christopher Clark mit seinem Buch „Die Schlafwandler – Wie Europa in den Ersten Weltkrieg zog“ für Furore. Prof. Dr. Andreas Otto Weber und Prof. Dr. Andreas Wirsching (Institut für Zeitgeschichte (IfZ) München-Berlin) diskutierten mit ihm über seine Publikation im vollbesetzten Adalbert-Stifter-Saal im Sudetendeutschen Haus. Der vielfach ausgezeichnete Historiker Prof. Dr. Philipp Ther stellte 2018 sein Buch „Die Außenseiter. Flucht, Flüchtlinge und Integration im modernen Europa“ im Rahmen einer HDO-Veranstaltung in der Ludwig-Maximilians-Universität vor. Auch Lesungen mit Schriftstellerinnen sind oft Publikumsmagneten. So stellte Radka Denemarková, wohl eine der bekanntesten tschechischen Schriftstellerinnen der Gegenwart, in einer Kooperationsveranstaltung mit dem Tschechischen Zentrum München im Jahr 2018 aktuelle, noch unveröffentlichte Texte vor.

Bekannte Frauen waren aber nicht nur als Vortragende im HDO, sie waren auch immer wieder Thema von Vorträgen. Einen ausführlichen Text zu Marie Juchacz, über die Dr. Gisela Notz 2019 im HDO sprach, finden Sie auf S. 104.

Traditionen werden seit jeher im HDO gepflegt. Zu den wiederkehrenden Brauchtumsveranstaltungen gehören das Herbstfest der Gaststätte, das traditionell am Freitag vor dem Oktoberfest stattfindet, oder die Barbarafeiern der Oberschlesier in München.

Seit Frühjahr 2020 ist unser Haus mit den Folgen der weltweiten Corona-Pandemie konfrontiert. Krisensituationen bieten jedoch auch die Möglichkeit, Neues zu wagen. Das HDO nutzt die Zeiten der zwangsweisen Veranstaltungspause, um sein digitales Kultur- und Bildungsangebot „HDOonline“ auszubauen. Dazu gehören u.a.

Videoaufzeichnungen der Veranstaltungen, die in unserem Haus stattfinden, Vorträge des HDO-Direktors, Prof. Dr. Andreas Otto Weber, virtuelle Ausstellungen, Onlineprojekte der HDO-Bibliothek und vieles mehr. Über „HDOonline“ informiert Sie ausführlich ein Beitrag auf S. 36 dieses Heftes.

Direktor des HDO, Dr. Horst Kühnel (2. v. links), und Gertrud Müller, Vorsitzende der Landsmannschaft der Oberschlesier in München (1. v. rechts), beim Auftritt des Eichendorff-Chors aus Ratibor/Racibórz (Polen) im HDO, 1995/Sammlung des HDO

Auf Reisen

Ein wichtiges Ziel des HDO war von Anfang an die Vermittlung von Bildungsinhalten zur Geschichte und Kultur der Deutschen aus dem östlichen Europa an Schülerinnen und Schüler. Bereits von Beginn an unterstützt das HDO den Schülerwettbewerb des bayerischen Kultusministeriums „Die Deutschen und ihre östlichen Nachbarn“. In den 1980er Jahren erhielten die Gewinner des ersten Preises die Möglichkeit, an einer vom HDO organisierten sogenannten „Grenzlandfahrt“ teilzunehmen. Diese Reisen führten an die damalige innerdeutsche Grenze sowie an die deutsch-tschechische Grenze. Mittlerweile unterstützt das HDO gemeinsam mit seinem Förderverein die Teilnahme von Schülerinnen und Schülern aus dem europäischen Ausland am Schülerwettbewerb.

Seit 1989 führt das HDO gemeinsam mit der Akademie für Lehrerfortbildung und Personalführung (ALP) in Dillingen in einem zweijährlichen Rhythmus Studienreisen für bayerische Lehrerinnen und Lehrer durch. Gerade in den letzten Jahren erfreuen sich diese Fahrten besonders großer Beliebtheit. Die Studienfahrten nach Schlesien (2016) und West- und Ostpreußen (2018) waren mit über 40 Lehrkräften und einer Warteliste vollständig ausgebucht. Einen ausführlichen Bericht zur Studienreise nach Schlesien finden Sie im HDO-Journal Nr. 16/17-2018, zur West- und Ostpreußenreise in diesem Heft auf S. 87. Das HDO trägt so dazu bei, dass die Themen der Deutschen aus dem östlichen Europa mehr Eingang in den Geschichts- und Deutschunterricht finden, und unterstützt Lehrkräfte bei der Vorbereitung von eigenen Schülerfahrten.

Unsere Partner

Das Haus des Deutschen Ostens ist kein Einzelkämpfer, sondern integriert in ein landes- und europaweites Netzwerk vieler Kultur-, Bildungs- und Wissenschaftseinrichtungen, die sich mit dem östlichen Europa, seiner Geschichte und seinen Kulturen auseinandersetzen. Wir arbeiten daher mit einer Vielzahl von Kooperationspartnern im In- und Ausland zusammen.

Schon traditionell geworden sind dabei die Gedenkveranstaltungen zum ungarischen Gedenktag für die vertriebenen Ungarndeutschen, die das HDO zusammen mit dem Generalkonsulat von Ungarn in München organisiert. Seit 2014 wird jährlich ein anderer Themenschwerpunkt gesetzt. Beeindruckend war im Jahr 2017 die Aufführung des Theaterstücks „Augenzeugen – Spielzeuge“ durch Schülerinnen und Schüler der Antal-Grassalkovich-Grundschule in Budapest-Soroksár. Grundlage und Inspiration für das Stück war die HDO-Publikation „Mitgenommen“. 2018 erhielt HDO-Direktor Prof. Dr. Andreas Otto Weber im Rahmen der Gedenkveranstaltung





Gewinner des Schülerwettbewerbs „Die Deutschen und ihre östlichen Nachbarn“, bei ihrer Studienfahrt nach Marienbad / Mariánské Lázně (Tschechien), 1990 / Sammlung des HDO



das Goldene Verdienstkreuz von Ungarn in Anerkennung seiner Tätigkeit zur Bekanntmachung der ungarischen Minderheitenpolitik in Bayern und Deutschland (siehe HDO-Journal Nr. 16/17-2018). 2021 fand die Gedenkveranstaltung aufgrund der Corona-Pandemie erstmals in Form eines Streaming-Events statt.

Ebenso regelmäßig ist die Kooperation mit der Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit, an deren jährlicher „Woche der Brüderlichkeit“ das HDO teilnimmt. Die Themen der Veranstaltungen reichten dabei vom deutsch-jüdischen Prager Komponisten Hans Winterberg über „800 Jahre jüdisches Leben in Schlesien“ bis hin zu dem in Theresienstadt entstandenen Kinderbuch „Für Tommy zum dritten Geburtstag“. Auch mit anderen Partnern aus dem deutsch-jüdischen Bereich, wie dem „Erinnerungsort Badehaus“ in Waldram oder dem Jüdischen Museum in München, arbeitet das HDO zusammen.

Weitere wichtige Kooperationspartner sind zahlreiche Kultureinrichtungen in München, Bayern und Deutschland, Universitäten und Institute sowie vor allem die Institutionen, Verbände und Kulturreferenten der Vertriebenen und (Spät-) Aussiedler. Durchschnittlich führt das Haus des Deutschen Ostens jährlich 20 Kooperationsveranstaltungen mit rund 25 bis 30 verschiedenen Partnern durch. Ein besonderes Highlight war in den Jahren 2019/2020 die Veranstaltungsreihe „Versailles, Trianon, Brest-Litowsk“, die das HDO gemeinsam mit dem Institut für deutsche Kultur und Geschichte Südost-

europas (IKGS) und weiteren Partnern durchführte. Einige Ergebnisse dieser Reihe finden Sie in diesem Journal (S. 44).

Auch international ist das HDO im ganzen östlichen Europa breit vernetzt. Zu den internationalen Kooperationspartnern gehören zum Beispiel das Begegnungs- und Kulturzentrum Friedrich Teutsch in Hermannstadt / Sibiu, die Polnische Historische Mission an der Universität Würzburg sowie der Internationale Verband der deutschen Kultur in Russland und andere Organisationen der deutschen Minderheiten.

Projektförderung

Die Projektförderung nach Paragraph 96 des Bundesvertriebenen- und Flüchtlingsgesetzes (BVFG) ist in den letzten Jahren zu einer immer wichtigeren Aufgabe des HDO geworden. 1993 wurde dieser Aufgabenbereich vom Bayerischen Staatsministerium für Familie, Arbeit und Soziales an das HDO übertragen. Das Sachgebiet II „Kulturförderung“ bearbeitet seitdem die Projektanträge für das Inland, die Projektanträge aus dem Ausland kamen wenig später dazu und seit dem Jahr 2000 zusätzlich die institutionelle Förderung. Dabei ist sowohl die Anzahl der jährlich geförderten Projekte und Anträge auf Förderungen als auch die Zahl der institutionell geförderten Häuser stetig gestiegen. Als neueste Einrichtungen, die als Institution jährlich gefördert werden, sind im Jahr 2019 das neu gegründete Bayerische Kulturzentrum der Deutschen aus Russland (BKDR) und 2020 die ebenfalls neu gegründeten Institutionen „Sudetendeutsches Museum“ und „Verein Kulturwerk der Siebenbürger Sachsen“ (beide in München) dazu gekommen.

Leiter des Sachgebiets ist Diplom-Verwaltungswirt Thomas Vollkommer, der seit 2007 Verwaltungsleiter und seit 2018 stellvertretender Direktor des Hauses des Deutschen Ostens ist. Hariett Schmidt, Ansprechpartnerin für Förderanträge, ist bereits seit 1997 beim HDO beschäftigt. Seit 2013 komplettiert Eveline Huf, die für die Verwendungsnachweise zuständig ist, das Team der Projektförderung.



Der erste Geschäftsführer des HDO, Albert Karl Simon, und Fürst Franz Josef II. von und zu Liechtenstein (v.l.n.r.,) im HDO, 1970 / Sammlung des HDO



Bibliothek

Die Bibliothek des Hauses des Deutschen Ostens besteht seit dem Zeitpunkt seiner Gründung. Mit ihrem Bestand von 90.000 Bänden und 383 laufenden Periodika ist sie die größte öffentliche Spezialbibliothek ihrer Art in Bayern. Der Schwerpunkt der Sammlung liegt auf der Geschichte und Kultur der Deutschen des östlichen Europa, vom Sudetenland bis hin zu den Ländern der ehemaligen Sowjetunion, sowie der Geschichte ihrer Flucht, Vertreibung und Integration in den beiden deutschen Staaten nach 1945. Infolge der politischen Wende im östlichen Europa seit 1989 kam als ein weiterer Sammelschwerpunkt der HDO-Bibliothek die EU-Erweiterung hinzu. Ihr Medienbestand setzt sich u.a. aus wissenschaftlicher Fachliteratur, Publizistik, Belletristik und audiovisuellen Medien zusammen, die zwischen dem 16. Jahrhundert und der Gegenwart erschienen. Die Bibliotheksbestände sind weitgehend elektronisch erfasst und können über einen Web-OPAC recherchiert werden. Diese Bestände sind auch in den Katalog des Bibliotheksverbundes Bayern (BVB), in den Karlsruher Virtuellen Katalog (KVK) und in den Verbundkatalog östliches Europa (VOE) integriert. Als Mitglied im Bibliotheksverbund Bayern nimmt die Bibliothek an der (aktiven) nationalen Fernleihe teil.

Seit letztem Jahr geht die HDO-Bibliothek in mehreren Schritten daran, einen Teil ihres Bestandes in digitaler Form für die Benutzung zugänglich zu machen. Seit Februar dieses Jahres erfolgt im Rahmen eines Projekts die Erschließung und Digitalisierung der sich seit den 1980er Jahren im Bestand der HDO-Bibliothek befindlichen Archivalien der Deutschen Burse Marburg.

Mit dem Um- und Ausbau der Lesesaal- und Magazinräume der HDO-Bibliothek 2018-2019 erfolgte eine weitere bedeutende Weichenstellung. Dadurch wurden neue Raumkapazitäten und Möglichkeiten für die Verbesserung der Serviceleistung geschaffen. Durch den Umbau der ehemaligen Hausmeisterwohnung sind zwei geräumige Lesesäle mit acht Arbeitsplätzen und zwei OPAC-Arbeitsplätzen entstanden.

Seit 2002 ist unsere Bibliothek Mitglied in der Arbeitsgemeinschaft der Bibliotheken und Dokumentationsstellen der Ost-, Ostmittel- und Südosteuropaforschung (ABDOS). Zahlreiche Aktivitäten der HDO-Bibliothek sind in den letzten beiden Jahren auf ihre weitere Vernetzung in der europäischen Bibliothekslandschaft, insbesondere mit den Wissenschafts- und Spezialbibliotheken, die ihren Sammelschwerpunkt in der Geschichte und Kultur des östlichen Europa haben, ausgerichtet. In diesem Zeitraum setzte die Bibliothek zwei Kooperationsprojekte um, an denen weitere Bibliotheken und Wissenschaftseinrichtungen aus der Bundesrepublik

beteiligt waren: die virtuelle Ausstellung „Russlanddeutsche – die Zeiten des Umbruchs“ und das Projekt „Thinking outside the box“. Kooperatives Notfallmanagement und Beschaffung von Notfallboxen für drei Münchner Spezialbibliotheken zur deutschen Kultur und Geschichte Ost- und Südosteuropas“. Die aktuellen Aktivitäten der HDO-Bibliothek sind das Thema eines Beitrags auf S.128 dieser Journalausgabe.

Eine unschätzbare Arbeit beim Aufbau der HDO-Bibliothek leisteten ihre beiden ersten Leiterinnen: die Bibliotheksamt-frau Ilse Jöstlein und die Diplom-Bibliothekarin und Kulturmanagerin Brigitte Steinert, die ihr 1991 in diesem Amt folgte. Seit 2018 wird die HDO-Bibliothek von der Slavistin und Historikerin Lilia Antipow geleitet.

Linke Seite, oben:
Besuch von Carolina Trautner, Staatssekretärin im Bayerischen Staatsministerium für Familie, Arbeit und Soziales, im HDO, 12. Januar 2019 / Sammlung des HDO

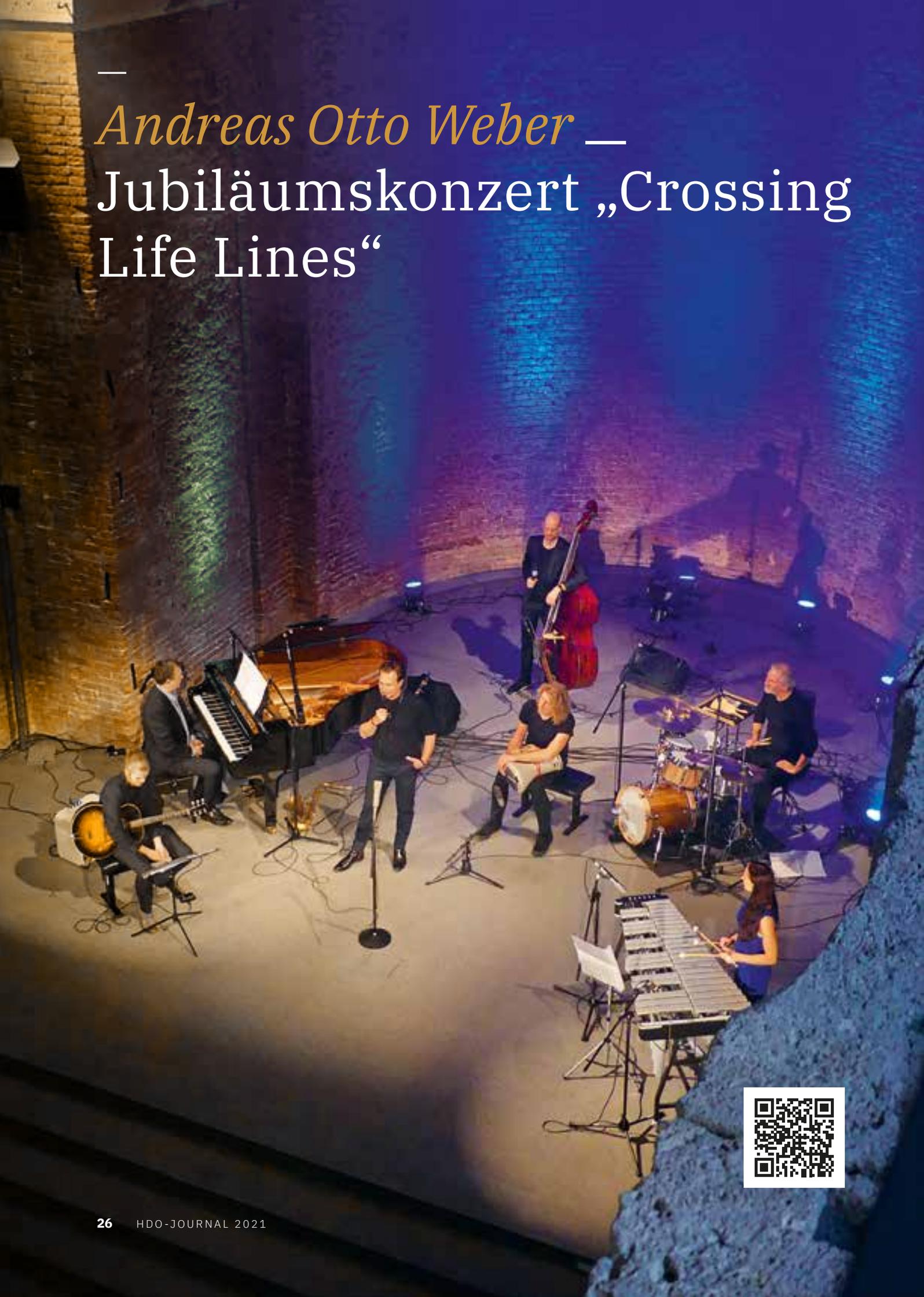
Direktor des HDO, Dr. Horst Kühnel (1. v. rechts), bei der Aktion „Bücher für Oberschlesien“, 1990 / Sammlung des HDO

Fazit

„Der Wechsel allein ist das Beständige“ schrieb der in Danzig geborene Philosoph Arthur Schopenhauer. Das Haus des Deutschen Ostens mit seinen Leitern und Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern hat sich in den 50 Jahren seines Bestehens deutlich verändert, an neue Gegebenheiten angepasst, neue Aufgaben übernommen und immer wieder neue Ideen entwickelt. Gerade im letzten Jahr musste das Team seine Flexibilität oft unter Beweis stellen. Die Corona-Pandemie zwang uns zu neuen Arbeitsweisen, neuen Kulturvermittlungsformaten und verlangte auch von unserem Publikum einiges an Anpassungsfähigkeit und Geduld. Nach der ersten längeren Schließung des HDO im März / April 2020 kam eine Besucherin bei einer der ersten wieder stattfindenden Veranstaltungen zu mir und sagte, dass sie froh ist, dass das Haus endlich wieder geöffnet ist: „Ich hatte schon Heimweh nach dem HDO!“ Das Haus ist für viele Deutsche aus dem östlichen Europa und ihre Nachfahren zu einem wichtigen Treffpunkt und einem Stück Heimat geworden. Das HDO wird sich auch in Zukunft weiterentwickeln und sich neuen Herausforderungen stellen müssen.



—
Andreas Otto Weber —
Jubiläumskonzert „Crossing
Life Lines“



Im Herbst 2019 erzählte mir der berühmte Saxophonist und Gründer der Weltmusik-Formation Quadro Nuevo, Mulo Francel, von einer Idee für ein Musikprojekt, die ihm bei einer Tournee durch Tschechien und Polen gekommen war. Er wollte den nun schon 75 Jahre bestehenden Frieden in Europa feiern und gleichzeitig auf eine musikalische und familiäre Spurensuche gehen. Dafür brachte er hervorragende Musiker zusammen, die, so wie er selbst, familiäre Wurzeln im östlichen Europa haben und die sich in ihrer Musik auch mit den Musiktraditionen ihrer Herkunftsregionen beschäftigen. Musiker, die

„aufgrund ihrer Biografie einen Sinn für das Überwinden von Grenzen und das Bauen von versöhnenden Brücken zwischen den Völkern haben. Menschen, deren familiengeschichtliche DNA ‚slawische‘ und ‚germanische‘, deutsch-böhmische und tschechisch-böhmische, sudetendeutsche und ungarisch-österreichische, jüdische und christliche Elemente trägt“ (Mulo Francel).

Diese Idee hat mich schnell fasziniert: ich erkannte die Möglichkeit, dass daraus ein brückenbauendes musikalisches Ereignis werden könnte. Daher habe ich das Projekt gerne mit Rat und Tat unterstützt und mich entschlossen, die neu entstehende Musik anlässlich des 50-jährigen Jubiläums des HDO im Herbst 2020 in einem Jubiläumskonzert zur Aufführung zu bringen. Für das beabsichtigte Konzert konnten wir als Schirmherrin die Bayerische Staatsministerin für Familie, Arbeit und Soziales, Carolina Trautner, die als Mitglied der Bayerischen Staatsregierung für das Haus des Deutschen Ostens zuständig ist, gewinnen.

Seit 50 Jahren gehört zur Tradition des Hauses des Deutschen Ostens die Pflege und Weiterentwicklung des musikalischen Erbes der Deutschen aus dem östlichen Europa. Für das Jubiläumskonzert des Hauses wollten wir deshalb ein Programm anbieten, welches dieses Thema aufgreift und in eine moderne musikalische Sprache umsetzt. Das von Mulo



Francel vorgeschlagene Musikprojekt „Crossing Life Lines“ war dafür ideal.

Im Frühjahr 2020 fanden dann unter Corona-Lockdown-Bedingungen die Studio-Aufnahmen der Musikstücke in München-Unterföhring statt. Daran waren neben Mulo Francel zehn Musiker aus Deutschland, Österreich, Tschechien, Polen und Aserbaidschan beteiligt. Acht der 14 Musikstücke, die auf der im September 2020 erschienenen CD „Crossing Life Lines“ zu hören sind, sind neue Kompositionen, sechs sind Neuarrangements von bekannten und weniger bekannten Stücken – von Klassik bis Jazz. Das erste Stück „Valse du Bohemien“ ist eine swingende Jazzversion von Smetanas Moldau. Das zweite Lied „Ada’s Song“ hat Mulo Francel als Hommage an seine in Teplitz / Teplice in Nordböhmen geborene Großmutter komponiert, und es kommt wie ein Stück aus einem Tanzsalon zu Adas Jugendzeit daher. Der armenische Pianist David Gazarov hat mit „Schaschlik“ eine Liebeserklärung an die vitale und rasante Tanzmusik seiner Heimatstadt Baku, in der viele kulturelle Einflüsse verschmelzen, beige-steuert. Der Bassist Sven Faller komponierte „The Rabbi from Namistów“ in Erinnerung an seinen aus einer schlesischen Familie stammenden Vorfahren, den Rabbiner David Laqueur. Dazu inspirierte ihn 2017 ein Familientreffen der aus Deutschland, den USA und Israel angereisten Verwandten in Namslau / Namystów in Schlesien. Die in Nürnberg lebende polnische Vibraphonistin Izabella Effenberg zieht in ihrer Komposition „Wiosna“ (Frühling) alle Register ihres Könnens am Vibraphon, aber auch auf der Array MBira und der Steel Drum. Auf meine Anregung beschäftigte sich das Projekt auch mit der Musik des Prager Komponisten Hans Winterberg, der als Jude das Konzentrationslager im Ghetto Theresienstadt überlebte, später nach Deutschland ausreiste und 1963 den Sudeten-deutschen Kulturpreis erhielt. Sein Stück „Ein Sommertag“

Links: Gitarrist Philipp Schiepek / © Andreas Otto Weber, München

Oben: Mulo Francel / © Andreas Otto Weber, München



wurde von Chris Weller neu bearbeitet. Der Gitarrist Philipp Schiepek, 2017 Träger des Sudetendeutschen Förderpreises für Musik und 2020 mit dem BMW Welt Young Artist Jazz Award ausgezeichnet, hat mit „Frieda“ ein sensibles Stück in Erinnerung an seine aus Sachradka / Zahrádka bei Pilsen / Plzeň stammende Urgroßmutter komponiert, auf dem er auch seine Virtuosität an der Gitarre beweist. Alle Stücke der CD haben Klassiker-Potenzial und versetzen einen, auch wenn sie ganz modern sind, zurück in eine Zeit, in der im östlichen Europa noch ein mehrsprachiges und von vielfältiger Kultur geprägtes Leben herrschte.

Nach der Einspielung der CD war es Mulo Francels Wunsch, die Musik so schnell wie möglich an die Öffentlichkeit zu bringen. Dies gelang über ein Livestream-Konzert, welches am 18. April 2020 im Rahmen einer Kooperation des Kultur- und Bürgerzentrums der Landeshauptstadt München Pasing Fabrik, der Münchner Abendzeitung und des HDO stattfand. Die Videoaufnahme von „Crossing Life Lines“ wurde bereits

von mehr als 6.000 Personen auf YouTube angesehen.

Eine erste Aufführung der Musik live vor Publikum wollten wir aber für unser Jubiläumskonzert reservieren. Noch im September 2020 hatten wir die Hoffnung, dass dieses Konzert mit zwar reduziertem Publikum und Ehrengästen aus Politik, Kultur, Verbänden und konsularischem Corps

in der Münchner Residenz stattfinden könnte. Diese Hoffnung wurde aber durch die zweite große Infektionswelle und die deshalb von der bayerischen Staatsregierung zum 2. November eingeführten Einschränkungen zerschlagen. Anstelle einer Verschiebung ins Ungewisse haben wir uns kurzfristig dazu

entschieden, die Künstler in dieser Zeit ohne Engagements nicht im Stich zu lassen, und haben das Konzert am 10. November in der Allerheiligen-Hofkirche in der Münchner Residenz professionell in Bild und Ton aufgezeichnet. Schon nach wenigen Tagen, die für Schnitt und Musikaussteuerung notwendig waren, wurde das Video auf dem YouTube-Kanal des HDO online gestellt. Ziel war es, auch in diesen Zeiten des Abstands unserem Publikum die Möglichkeit zu geben, Kultur zu erleben und damit die soziale Distanz zu überwinden. Neben Mulo Francel wirkten dabei die Bassisten D.D. Lowka und Sven Faller, der weltweit bekannte Jazz-Pianist Bernd Lhotzky, der Schlagzeuger Robert Kainar (Träger des Großen Kunstpreises des Landes Salzburg 2020), die Vibraphonistin Izabella Effenberg, der Gitarrist Philipp Schiepek sowie der Quadro-Nuevo Akkordeonist Andreas Hinterseher mit. Das Grußwort der Schirmherrin, der Staatsministerin Carolina Trautner, wurde vorher in ihrem Büro aufgezeichnet und anschließend in das Video eingefügt.

Unser Jubiläumskonzert gehört zu den erfolgreichsten Online-Angeboten des HDO online Kanals auf YouTube. Auf diese Weise konnten es inzwischen weit mehr Menschen erleben, als in der Allerheiligen-Hofkirche unter normalen Bedingungen Platz finden würden.

Gleichzeitig wollten wir eine bleibende und wertige Dokumentation dieses Ereignisses schaffen, so dass auch diejenigen Interessierten, die nicht auf Internet-Angebote zurückgreifen können oder wollen, in den Genuss dieses Konzertes kommen können. Daher haben wir aus den Aufnahmen eine hochwertige DVD hergestellt, die nun den Freunden des HDO und allen Interessierten zur Verfügung gestellt wird und gerne bei uns angefordert werden kann.



Oben: D.D. Lowka (Bass & Percussion) und Izabella Effenberg (Vibraphon) / © Annette Hempfling, München

Links: Direktor des HDO, Prof. Dr. Andreas Otto Weber, sprach beim Jubiläumskonzert das Grußwort / © Annette Hempfling, München

Patricia Erkenberg / Lilia Antipow – „Wer bin Ich? Wer sind Wir? – Zu Identitäten der Deutschen aus dem östlichen Europa“ – Die Jubiläumsausstellung des Hauses des Deutschen Ostens

„Wer bin Ich?“ – die Frage nach der eigenen Identität stellt sich für jeden Menschen im Laufe seines Lebens immer wieder. Die Identität einer Person bildet ihren Ordnungs- und Bezugspunkt und ist mit bestimmten Wertvorstellungen verbunden. Viele Faktoren können bei der Identität eine Rolle spielen – Herkunft, Sprache(n), Religion, das, was man als

„Heimat“ ansieht, aber auch Beruf, bestimmte Essensvorlieben oder Hobbys. Identitäten können sich außerdem auf Gruppen wie die Familie oder die Nation beziehen. Insbesondere die regionale Identität hat in den letzten Jahrzehnten an Bedeutung gewonnen. Dabei ist die Identität eines Menschen nie starr und einmal für immer festgelegt, nie einfach und eindeutig, sondern ambivalent und vielschichtig – sie wandelt sich mit dem Umfeld, neuen Erfahrungen und Lebensabschnitten. So kann man gleichzeitig Schlesier, Lehrer, Familienvater, Vegetarier und passionierter Schafkopfspieler sein.

„Wer sind Wir?“ – auch so gut wie jede Gruppe, Gemeinschaft oder Gesellschaft hat eine Identität, der sie sich im Laufe der Zeit stets aufs Neue vergewissert. In diesem Fall spricht man von kollektiven Identitäten. Die Bezugspunkte einer Gruppenidentität sind vielfach die gleichen, wie die der individuellen Identität. Darüber hinaus kann sie sich unter anderem auf gemeinsamen Erfahrungen aufbauen. So bezieht sich die Gruppenidentität der Vertriebenen und Flüchtlingen auf ihre Erfahrung der Zwangsmigration nach dem Zweiten Weltkrieg, die der Aussiedler und Spätaussiedler – auf die Erfahrungen aus der Zeit des Kommunismus.

Die Ausstellung „Wer bin Ich? Wer sind Wir? Zu Identitäten der Deutschen aus dem östlichen Europa“, die anlässlich des 50-jährigen Bestehens des HDO vom 16. Oktober 2020 bis 15. Dezember 2021 stattfindet, hat die regional vielfältigen Identitäten von Deutschen aus dem östlichen Europa zum Thema und geht einigen der hier genannten identitätsstiftenden Faktoren nach.

Der Münchner Stadtrat, Dr. Florian Roth (Siebenbürgen), die Heimatpflegerin der Sudetendeutschen, Dr. Zuzana Finger (Slowakei), die Musikerfamilie Hubert (Russland), die Verwaltungsangestellte Andrea Kielburg (Banat), der Historiker Lukas Moj (Oberschlesien) und der weltberühmte Musiker Mulo Francel (Böhmen) – ihre Video-Interviews stehen im Mittel-



punkt der Jubiläumsausstellung. Darin setzen sie sich mit der Bedeutung von Heimat, Sprache, Familie und Familiengeschichte, Musik, Tracht und Erinnerung, Traditionen und Zugehörigkeit zu einer bestimmten Gruppe für ihr Leben und ihr Selbstverständnis auseinander.

Neben diesen Faktoren nimmt die Ausstellung zugleich Religion und Literatur, Brauchtum und Handwerk, Essen, Landschaft und Symbole in den Blick, fragt nach ihrer Bedeutung für die individuellen und kollektiven Identitäten der Deutschen aus dem östlichen Europa.

Was ist eine „deutsche Identität“ im östlichen Europa?

Die Ausstellung „Wer bin Ich? Wer sind Wir?“ zeigt: Deutsche Identitäten in Ostmittel- und Südosteuropa waren weder in der Vergangenheit noch sind sie in der Gegenwart als Einheit zu begreifen. Ihr Wesen lag und liegt nach wie vor in ihrer Vielfalt. Denn im östlichen Europa hatten die Deutschen ihren jeweils eigenen Begriff von „Heimat“. Sie lebten in verschiedenen Landschaften und sprachen eine Vielzahl von deutschen Dialekten. Selbst wenn sie entweder katholisch oder evangelisch waren, gab es zuweilen, wenn auch geringfügige, Unterschiede in der Ausübung des jeweiligen religiösen Ritus. Erst recht gilt es für Brauchtum, Feste und Tracht, Handwerk und die Kulinarik. Eine Vielzahl an Literatur- und Musiklandschaften ist in diesen Regionen entstanden, auch eigene politische Kultur mit ihrer gruppenspezifischen Symbolik sowie individuelle und kollektive Erinnerungskultur. Gleich welchen Bereich der Ausstellung „Wer bin Ich? Wer sind Wir?“ man nimmt, tritt dieser Befund mit aller Deutlichkeit zutage.

Dies gilt bereits für den Themenschwerpunkt „Identität und Heimat“. Eine Blütezeit erlebte der Heimatbegriff im 19. Jahrhundert, als er die Gegenbewegung zur Industrialisierung unterstützte. Wie differenziert der Begriff Heimat sein kann, zeigt sich bei den Deutschen aus dem östlichen Europa, die sich zwei Heimaten zugehörig fühlen, mal von einer „alten“ Heimat im Sinne ihres Herkunftsgebietes, mal von einer „neuen“ Heimat in Deutschland nach 1945 sprechen. Auch als Gegenbewegung zur Globalisierung hat der Heimat-Diskurs und die Hinwendung zum Regionalen in den letzten Jahren wieder an Konjunktur gewonnen. In diesem Kontext steigt die Aneignung und die Bewahrung des Kulturerbes der Deutschen im östlichen Europa wieder in ihrer Bedeutung.

Ein weiterer Bezugspunkt der Identität der deutschen Bewohner Ostmittel- und Südosteuropas waren die sehr unterschiedlichen Natur- und Kulturlandschaften, die in ihrer jeweiligen Beschaffenheit eine elementare Bedeutung für ihre Lebensbedingungen hatten. Die Natur und die klimatischen Bedingungen in den Küstenlandschaften von Pommern bis ins Baltikum übten einen anderen Einfluss auf die Menschen aus, als die in den gebirgigen Landschaften des Karpatenbogens. Auch in den dicht besiedelten „Städtelandschaften“ lebte es sich anders, als in dünn besiedelten Agrarlandschaften oder in entlegenen Waldlandschaften. Aus einer Küstenlandschaft kommend, hatten vertriebene und geflüchtete Pommern eine Zeitlang gebraucht, bis sie sich im gebirgigen Bayern einleb-

ten. Ganz zu schweigen davon, dass der Wechsel aus einer Landschaftsform in die andere die individuelle Identität spürbar herausfordern kann.

Unbestreitbar ist auch die Bedeutung der Sprache – der Standardsprache wie der Vielzahl an Dialekten, Mischdialekten und Mundarten – für das Selbstverständnis der Deutschen im östlichen Europa. Die Differenzen in den Sprachformen dieser Gruppen waren durch ihre Herkunft aus unterschiedlichen Gebieten bedingt. So spiegelt sich im Dialekt der Siebenbürger Sachsen ihre mosel- und rheinfränkische Herkunft wider. Nach 1945 verband die deutsche Sprache die Vertriebenen, Flüchtlinge und Aussiedler mit der „angestammten“ Bevölkerung – und sie trennte diese Gruppen voneinander.

Die Vielfalt, die die Identität der Deutschen im östlichen Europa im Laufe der Jahrhunderte geprägt hat, gilt auch für die Religion. In ihren Siedlungsgebieten waren der Katholizismus wie der Protestantismus einschließlich der Freikirchen verbreitet. Auch das Judentum war hier zum Teil deutschsprachig geprägt. Zu den Nachbarn der Deutschen gehörten unter anderem orthodoxe Christen, die beispielsweise die Religionspraxis der evangelischen Deutschen beeinflussten. Mit der Religion verbunden waren auch Traditionen, Brauchtum, Feste, Literatur und Musik. Nach der Vertreibung oder der Aussiedlung bewahrten die Deutschen aus dem östlichen Europa ihre religiösen Traditionen nach 1945 außerhalb der Ursprungsregionen. Ein Beispiel dafür sind die Barbarafeiern der katholischen Schlesier. Religion war außerdem bedeutend für ihre Integration in die Aufnahmegesellschaft.

„Wer bin Ich?“

als virtuelle Ausstellung

Ganz neue Wege geht das HDO mit einer virtuellen Version von „Wer bin Ich? Wer sind Wir?“. Interessierte können sich online in einem 3D-modellierten Panorama der HDO-Galerieräume frei bewegen und sich die Ausstellung inklusive nahezu aller Texte, Videos und Ausstellungsstücke interaktiv erschließen – bequem zu Hause vom Sofa aus oder sogar unterwegs, unabhängig von Öffnungszeiten. Diese Variante gibt vor allem Menschen, die nicht in München oder Bayern leben, die Möglichkeit, die HDO-Ausstellung zu besichtigen. Technisch realisiert wurde die virtuelle Umsetzung von Oliver Balazs (Berlin).



Brauchtum und Feste gehörten für die meisten Deutschen aus dem östlichen Europa zu einer als „deutsch“ definierten Kultur. Über Jahrhunderte hinweg tradiert, vermittelten sie das Gefühl der Zugehörigkeit zu dieser ethnischen, kulturellen und sprachlichen Gruppe, festigten ihren Zusammenhalt und grenzten sie zugleich nach außen, gegenüber anderen Völkern ab. Jedes Mitglied der Gruppe eignete sich die darin symbolisch verankerten Welt- und Menschenbilder, kulturellen, sozialen und ethischen Normen und Werte an – und gab sie an die nächste Generation weiter. Brauchtum und Feste trugen zur Ordnung der Gemeinschaft sowie zu ihrer Disziplinierung bei. Sie schrieben soziale Hierarchien und Rollenmuster zwischen Arm und Reich, Alt und Jung, Mann und Frau fest. Brauchtum und Feste der Deutschen im östlichen Europa hingen aufs Engste mit Kirche, Religion und Volksglauben zusammen. Dabei gaben die überregionalen Gemeinsamkeiten der deutschen Brauchtums- und Festkultur ihren allgemeinen Rahmen vor. Ihre orts- und regionalspezifischen Ausgestaltung war dagegen vielfältig. Aufgrund des Traditions- und Gemeinschaftsbewusstseins der Deutschen aus dem östlichen Europa besitzen ihre Bräuche und Feste, trotz des Wechsels von der Agrar- in die Industriegesellschaft im 19. Jahrhundert und aus den historischen Herkunftsgebieten nach Deutschland, bis in die Gegenwart einen hohen Stellenwert.

Vergleichbar war die Tracht für die Deutschen aus dem östlichen Europa ein symbolisches Zeichen ihrer Identität, ein Mittel ihrer Selbstbestimmung und Abgrenzung gegenüber anderen. Deshalb fungierte sie als eins der wichtigsten Mittel der sozialen und kulturellen Kommunikation neben der Sprache. In Regionen wie Siebenbürgen wurde die Tracht zu einer



„Wer bin Ich?“ auf YouTube

In der Präsenzausstellung in den HDO-Galerieräumen stehen Medienstationen mit Videointerviews von sechs Personen, die über verschiedene Aspekte ihrer Identität sprechen, im Vordergrund. In der YouTube-Reihe „Kurz erklärt“ gehen Kuratorinnen, Zeitzeugen und Leihgeberinnen auf bestimmte Aspekte der Ausstellung, ihre Themen und Objekte ein, die vor Ort präsentiert werden. Renate Beck-Hartmann, die Leihgaben für die Vitrine zum Thema „Identität und Familie“ zur Verfügung stellte, führt ihre Familiengeschichte aus und berichtet, welche Bedeutung die Familienforschung für ihre Identität hatte. Prof. Dr. Helmut Altrichter spricht über seinen Großvater, Dr. Anton Altrichter, der Autor eines in der Ausstellung gezeigten Heimatbuches der Iglauer Volksinsel ist. Das Ausstellungsteam setzt sich in Kurzvideos mit Ausstellungsthemen wie Identität und Symbole, Identität und Handwerk oder Identität und Landschaft auseinander.



„kulturellen Überlebensstrategie“ (Irmgard Sedler) in einem multinationalen Umfeld. In den deutschen Siedlungsgebieten gab es Unterschiede in den Trachten nicht nur zwischen den einzelnen Gruppen von Region zu Region, sondern auch innerhalb einer Region, mitunter von Dorf zu Dorf. Die ältesten Trachtenformen gehen wohl auf das 15. Jahrhundert zurück. Im Zeitalter der europäischen Romantik setzte eine Wiederentdeckung der Trachten – als Wiederentdeckung „des Volkes“ – durch die Gesellschafts-, Kultur- und Bildungseliten ein. Mit der Wirtschaftsmoderne, der Industrialisierung und Urbanisierung, der geografischen und sozialen Mobilität seit dem Ende des 19. Jahrhunderts befinden sich die althergebrachten deutschen Bauerntrachten auf dem Rückzug. Die Trachtenpflege erfolgt heute im Rahmen von Trachten- und Tanzvereinen, die ganze Pracht dieser traditionellen Kleidung kann man bei Volksfesten, festlichen Trachtenzügen und gruppeneigenen Heimattagen erleben. Für junge Trachtenträger wird dabei die Tracht auch zu einer Form, die eigene ethnische Identität wiederzuentdecken.

In allen Siedlungsgebieten von Deutschen im östlichen Europa hat auch die traditionelle regionale Handwerkskunst, gleich ob es sich um die berühmte Bunzlauer Keramik oder



Begleitprogramm

Das Online-Angebot zur Jubiläumsausstellung, das ihr Themenspektrum erweitert und auf einer tieferen Ebene erschließt, wird durch eine Reihe von Begleitveranstaltungen ergänzt. Da das Thema „Identität“ so vielschichtig und breit ist, werden seine einzelnen Aspekte in Vorträgen von Expertinnen und Experten detaillierter ausgeführt. So untersucht Dr. Ingrid Schiel in ihrem Vortrag die Frage der Geschlechteridentität am Beispiel der Siebenbürger Sachsen. Auch in der Belletristik findet sich das Thema „Identität“ in den letzten Jahren verstärkt wieder. Im Begleitprogramm der Ausstellung liest Iris Wolff aus ihrem neuen Roman „Die Unschärfe der Welt“ (2020), in dem sie die Grenzen von Sprache, Erinnerung und Identität erschließt. Mit dem Thema „Essen und Identität“ beschäftigt sich der Vortrag von Dr. Anna Flack, die einen Fokus auf die Kulinarik der Deutschen in Russland legt.



das böhmische Glashandwerk handelte, dazu beigetragen, Identität zu stiften und zu bewahren. So waren sogar die wichtigen christlichen Festtage mit regionaltypischen und damit identitätsstiftenden Handwerkstechniken verbunden: Zu Ostern schmückten die Böhmerwäldler ihre Zimmer mit Ostereiern, die mit Glasperlen verziert sind, von Schlesien bis in die Slowakei reicht die Tradition der Ritzornamente im Osterei. Viele dieser Techniken werden in den Familien und in den Heimatgemeinschaften weitergegeben.

Ein weiteres Grundattribut der kulturellen Identität, das auch ein Zugehörigkeits- und Heimatbewusstsein der Deutschen in diesen Regionen schafft, ist das Essen – Rezepte oder besondere Gerichte, sei es das „Schlesische Himmelreich“ oder die „Böhmischen Knödel“, die russlanddeutschen „Sissfilsen“ oder das „Klausenburger Kraut“. Vielfach wurden mit dem Essen auch ethnische Stereotypen verbunden. Nach dem Zweiten Weltkrieg bezeichnete man zum Beispiel als „Knoblauchsiedlungen“ Stadtviertel, in denen besonders viele deutsche Vertriebene und Flüchtlinge lebten. Nationalküchen werden oft durch spezifische Kochbücher hervorgehoben. Der in den letzten Jahren zu beobachtende Trend der Rückbesinnung auf regionale Küchen und Produkte, betrifft auch Deutsche aus dem östlichen Europa: Neben den „Heimwehkochbüchern“ gibt es immer mehr moderne Rezeptsammlungen, die sich auf deren jeweiligen regionalen Küchen beziehen.

Viel komplexer gestaltete sich dagegen von Anfang an das Verhältnis von Literatur und Identität. Literatur in ihrer bewussten und reflektierten Vorbildfunktion für das Denken und Handeln war unter den Deutschen im östlichen Europa wie auch andernorts zunächst eine Sache der gesellschaftlichen, religiösen und kulturellen Eliten. Erst im 19. und 20. Jahrhundert wurde die Identifizierung mit Literatur und ihren Schöpfern zu einem schichtenübergreifenden Phänomen und zum Gegenstand „nationalen Stolzes“. In Jubiläumsfeiern wurde die nationale Verbundenheit und Gemeinschaft mit „der deutschen Kultur“ und „dem deutschen Nationalerbe“ beschworen, was sich selbstredend nicht nur auf die Literatur, die Schriftsteller und Poeten der Region bezog. Dabei wurden Städte wie Breslau und Königsberg, Prag und Olmütz, Hermannstadt und Temeswar seit dem Beginn der Neuzeit zu bedeutenden Zentren deutschsprachiger Literatur. In Schlesien wirkten im 17. Jahrhundert Jakob Böhme und Angelus Silesius sowie Vertreter der „Schlesischen Dichterschule“ wie Martin Opitz und Andreas Gryphius. Prag wurde seit dem Ende des 19. Jahrhunderts zum Zentrum der literarischen Moderne. Hier wirkten Rainer Maria Rilke und Franz Kafka, Max Brod und Franz Werfel. Das unter den Deutschen im östlichen Europa verbreitete Phänomen der Diglossie, das Nebeneinander von Hochsprache und Dialekt, führte hier zur Entwicklung einer Mundartenliteratur. Dabei entstand deutsche Literatur im östlichen Europa innerhalb eines hybriden deutschsprachigen Kulturraumes, in einem regen Austauschprozess sowohl mit der Literatur der Kulturmetropolen wie Berlin, Wien, München oder Prag als auch mit den Literaturen anderer Völker und

Ethnien des östlichen Europa. Abgesehen von Siebenbürgen, dem Banat und der ehemaligen Sowjetunion haben die deutschsprachigen Literaturlandschaften östlich des Eisernen Vorhangs nicht überlebt. Autoren aus diesen Regionen wie der Nobelpreisträger Günter Grass wirkten nach 1945/46 in der Bundesrepublik.

In Vergangenheit und Gegenwart bleibt die Musik ein wichtiges Mittel der Identitätsstiftung der Deutschen in vielen Städten und Regionen des östlichen Europas. Im Laufe der Jahrhunderte entwickelte sich hier ein reges musikalisches Leben. Schlesien, Böhmen und Mähren, Siebenbürgen und das Banat brachten eine ganze Reihe von bedeutenden Komponisten hervor, unter denen Gustav Mahler, Sprössling einer jüdischen Familie aus dem böhmisch-mährischen Grenzgebiet herausragt. Zu eminenten Künstlern der klassischen Musik die aus Osteuropa stammen, gehört der Pianist Swjatoslaw Richter, Sohn einer russlanddeutschen Familie aus Odessa. Einen wichtigen Teil der deutschen musikalischen Tradition in diesen Regionen bildet die folkloristische Vokal- und Instrumentalmusik, die ein Bestandteil des Brauchtums und der Festkultur war. Der Folklore nahe stehen populäre Lieder wie das „Ostpreußenlied“, „Des Riesengebirglers Heimatlied“ oder „Für Danzig“. In der Bundesrepublik dient dieser Teil des musikalischen Erbes als Mittel zur „Konstruktion von ‚Heimat‘“ (Sarah Brasack) und wird unter anderem durch die Landsmannschaften in Form von Chören, Tanzgruppen, Orchestern und Blaskapellen gepflegt.

Was die Gemeinschaft im Großen war für die Deutschen die Familie im Kleinen. In der Familie werden Sprache und Kultur, Tradition und Brauchtum, moralische Werte und Verhaltensregeln von einer Generation an die nächste weitergegeben. Hier lernte man in der „Muttersprache“ zu reden, was „Brauch“ und „schon immer so gewesen“, das heißt üblich und gut ist. Auch familiäre und ethnische Erwartungen, Stereotypen und gepflegte Vorurteile gehören dazu und erleichterten die Zuordnung und Abgrenzung. Bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts war in den meisten ländlichen Gebieten des östlichen Europas unter den Deutschen die patriarchalisch geprägte Großfamilie die Regel. Mit den bürgerlichen Ober- und Mittelschichten setzte sich dann die Form der Kleinfamilie und seit den 1960er Jahren neue Formen von Familie und Partnerschaft wie die nichteheliche Lebensgemeinschaft durch. Für die nach dem Zweiten Weltkrieg weiterhin im östlichen Europa lebenden Deutschen – wie den Deutschen in Russland – wurde angesichts des Verbots von Bildung, Kultur und religiöser Betätigung in der Muttersprache die Familie zur wichtigsten Institution, über die die ethnische Identität vermittelt wurde. In der Bundesrepublik übernahm die Familie eine entscheidende Rolle beim Transfer der traditionellen Identität der deutschen Flüchtlinge und Vertriebenen sowie bei der Aufrechterhaltung der Beziehung zur alten Heimat.

Auch Namen, Wappen und Farben fungieren für die Deutschen im östlichen Europa als ein Bezugspunkt ihrer Identität. Die meisten Gruppen haben zum Beispiel ihre eigenen Wappen, die zu unterschiedlichen Zeiten entstanden, auf histori-

„Wer bin Ich?“ auf Telegram

Auf dem Kanal „Haus des Deutschen Ostens – Wissen to go“ erhalten die Abonnenten derzeit jeden Freitag eine kleine „Wissensportion“ aus der Ausstellung „Wer bin Ich? Wer sind Wir?“. Ihre einzelnen Themen werden anhand von ausgewählten Objekten, kurzen Texten und Videos vorgestellt. Außerdem findet der Nutzer hier Ausstellungsstücke, die nicht in der Vor-Ort-Präsentation zu sehen sind. So bildet die Telegram-Version sowohl eine Ergänzung zur Ausstellung als auch eine eigenständige digitale Kurzfassung.



sche Wappen zurückgehen oder Symbole nutzen, die die Region repräsentieren. So ist die Elchschaufel das Symbol der Ostpreußen. Kein offizielles Wappen der Provinz Ostpreußen, war es jedoch seit dem 18. Jahrhundert das Brandzeichen der berühmten Trakehner-Pferde und seitdem auch ein Symbol dieses östlichsten Gebiets des Königreichs Preußen. Nach

dem Zweiten Weltkrieg wurde die Elchschaufel in das Wappen der Landsmannschaft Ostpreußens aufgenommen.

Insbesondere in den Jahrzehnten nach Flucht und Vertreibung ist außerdem die identitätsstiftende Rolle der Erinnerung an die historische Vergangenheit in Form von gruppenübergreifenden oder –spezifischen Gedenk- und Jahrestagen sowie Denkmälern für die Deutschen aus dem östlichen Europa gewachsen. 2015 wurde der „Gedenktag für die Opfer von Flucht und Vertreibung“ hierzulande offiziell eingeführt. Seit 1999 verfügt Bayern als einziges Bundesland über ein zentrales Denkmal für die Vertriebenen am Hallplatz in Nürnberg. Dieses Denkmal sowie eine Mehrzahl der insgesamt über 1.500 Denkmale für Vertriebene und Flüchtlinge verbindet eine gemeinsame Funktion: Sie erinnern an die Heimat im östlichen Europa und die Leistungen beim Wiederaufbau nach dem Krieg und dienen gleichzeitig dem Totengedenken. Da die Erlebnisgeneration, die Zeugenschaft ablegen kann, zahlenmäßig immer kleiner wird, gewinnt die Aufgabe, neue Formen der Erinnerung zu finden, dringend an Aktualität.

Der Komplexität und dem Facettenreichtum eines Themas wie die deutsche Identität im östlichen Europa sucht die Ausstellung durch exemplarische Annäherungen Rechnung zu tragen. Als Beispiele dienen die international berühmten Richard-Wagner-Festspiele im westpreußischen Zoppot / Sopot, 1922 – 1944; die Dialekte wie das Siebenbürgisch-Sächsische in Rumänien; die religiösen Traditionen wie die oberschlesische Barbarafeier; Bräuche wie den Urzellauf an Fasching in Siebenbürgen oder Bekleidungsformen wie die Wischauer Tracht aus Südmähren.

Identitätsdiskurse der NS-Zeit erfahren eine kritische Betrachtung am Beispiel des Portrait- und Landschaftsfotografen Hans Retzlaff (1902 – 1965). Seine Aufnahmen der Bräuche und Trachten der Deutschen in Siebenbürgen, dem Banat und Schlesien waren dem NS-Ideal von Nation, Rasse und „Großdeutschtum“ verpflichtet und dienten einer entsprechend geprägten „Völkerkunde“ zur visuellen Konstruktion des „arischen Menschen“.

Identitätsprozesse der letzten Jahrzehnte und der aktuellen Gegenwart werden in der Kultur der Heimatfeste, wie dem seit 1951 stattfindenden Heimattag der Siebenbürger Sachsen im mittelfränkischen Dinkelsbühl, oder in den öffentlichen Debatten um neue Kollektivsymbole der Deutschen aus dem östlichen Europa, wie das zentrale Vertriebenenendenkmal des Freistaates Bayern am Hallplatz in Nürnberg, veranschaulicht.

Die Ausstellungsmacher danken allen Institutionen und



Privatpersonen, die Exponate für die Ausstellung zur Verfügung stellten: Verband der Siebenbürger Sachsen in Deutschland e.V. (München); Sudetendeutsche Stiftung (München); Kulturzentrum Ostpreußen (Ellingen); Josef Balazs (Nürnberg); Rosina Reim (München); Familie Richter (Egmating); Familie Thalmayer (München); Renate Beck-Hartmann (München); Erika Weinert (München); Waltraud Valentin (München); Gertrud Müller (München); Prof. Dr. Helmut Altrichter (Nürnberg); Sudetendeutsche Heimatpflege (München).

Blick in die 3D-modellierten virtuellen Galerieräume der HDO-Jubiläumsausstellung „Wer bin Ich? Wer sind Wir?“ / © Oliver Balazs, Berlin



Josef Balazs — Spuren der Ausstellungen — Was passiert nach der Finissage

— Ausstellungen werden akribisch von einem ganzen Team erdacht, hervorgebracht, vorbereitet, erstellt, erarbeitet. Einladungen werden verschickt an Interessierte und viele andere. Dann endlich die Eröffnung – als Vernissage inszeniert. Alle sind da. Die Reden werden ertragen, man übt sich kurze Zeit in Geduld. Dann aber wird Sekt aus- und eingeschenkt. Small-Talk nach allen Seiten. Küsschen, Küsschen, oft sogar dreimal. Alle sehen sich satt.

Nach Wochen, nach Monaten, je nach dem, erfolgt die Finissage. Das Gegenteil der Eröffnung. Die Schließung der Ausstellung. Das Erdachte, das Hervorgebrachte, das Erstellte hat plötzlich in diesem Kontext keinen Wert mehr. Die wertvollen Exponate wandern an ihre alten Plätze zurück, werden gehängt oder hingestellt. Manche in dunkle Depots oder Archive.

Die Erinnerung an das Ausgestellte bleibt bei einigen im Gedächtnis. Die Macht der Bilder.

Wurde über die Ausstellung geschrieben, etwa in einer Zeitung, bleibt das Geschriebene über das Ausgestellte erhalten. Scripta manent, sagt man.

Wurde sogar ein Katalog zur Ausstellung finanziert, erdacht, vorbereitet, gedruckt, dann bleibt etwas Bleibendes für lange Zeit. Der Katalog findet den Weg in die Bibliotheken der Interessierten und wird gelegentlich durchgeblättert. Man erinnert sich dann an das Ausgestellte, das Gesehene, das Erlebte.

Moderne Zeiten haben neue, moderne Erlebnisarten hervorgebracht. Das Virtuelle. Die Definition liefert eine Enzyklopädie, die es auch nur virtuell gibt: „Virtualität ist die Eigenschaft einer Sache, nicht in der Form zu existieren, in der sie zu existieren scheint, aber in ihrem Wesen oder ihrer Wirkung einer in dieser Form existierenden Sache zu gleichen.

Virtualität meint also eine gedachte Entität, die in ihrer Funktionalität oder Wirkung vorhanden ist.“

Nun, so weit, so gut!

Aber die Virtualität gilt auch für Ausstellungen. Das ist primär der Ort und der Raum. Dazu kommt die Dauer zwischen Vernissage und Finissage; das ist die Zeit. Abermals deutet sich eine Definition an: „Raumzeit oder Raumzeit-Kontinuum bezeichnet die gemeinsame Darstellung des dreidimensionalen Raums und der eindimensionalen Zeit in einer vierdimensionalen mathematischen Struktur. Diese Darstellung wird in der Relativitätstheorie benutzt.“

Ausstellungen haben seit jeher eigene Gesetze, die nicht immer mit der Relativitätstheorie zu vereinbaren sind.

Gedankenspiele mit dem Begriff Raumzeit oder Raumzeit-Kontinuum sind aber erlaubt. Zumal man dieses „Kontinuum“ durch die „Virtualität“ in eine Endlosschleife verwandeln kann. Die Endlichkeit einer Ausstellung, markiert durch die Finissage, kann man in Unendlichkeit verwandeln.

Die Rezeptur der Technik des 21. Jahrhunderts erlaubt es. Man nehme den Grundrissplan eines Raumes, besser aller Räume einer Ausstellung und baue es in 3D-Software nach. Wenn man diese Verwandlungskunst gut beherrscht, lässt sich das Resultat sehen. Man hat einen virtuellen Raum, den es tatsächlich so gibt. Die Oberflächen werden originalgetreu nachempfunden. Sogar die Maserung des teuren Eichenparketts. Alles virtuell. Die einmaligen Exponate der einmaligen Ausstellung werden akribisch in 3D übertragen.

Zur virtuellen Rekonstruktion gehört auch die aufwändige Simulation der Beleuchtung des Raumes, sogar des Außenlichts, gemäß globaler Positionsdaten.

Hat man all diese Einzelzutaten beisammen, erfolgt eine zeitintensive Bildsynthese. Fachleute nennen es Rendering. Für das Nachempfinden, das Nachbauen einiger weniger Räume, benötigen ganze Rechenfarmen fast die gleiche Zeit wie der Allmächtige Baumeister aller Welten für die Erschaffung dieser realen Welt.

Hat man nun diese Synthese der Räume und der dazugehörigen Exponate im richtigen Licht erzaubert, wird es in spezieller Panorama-Präsentations-Software fürs Internet aufbereitet.

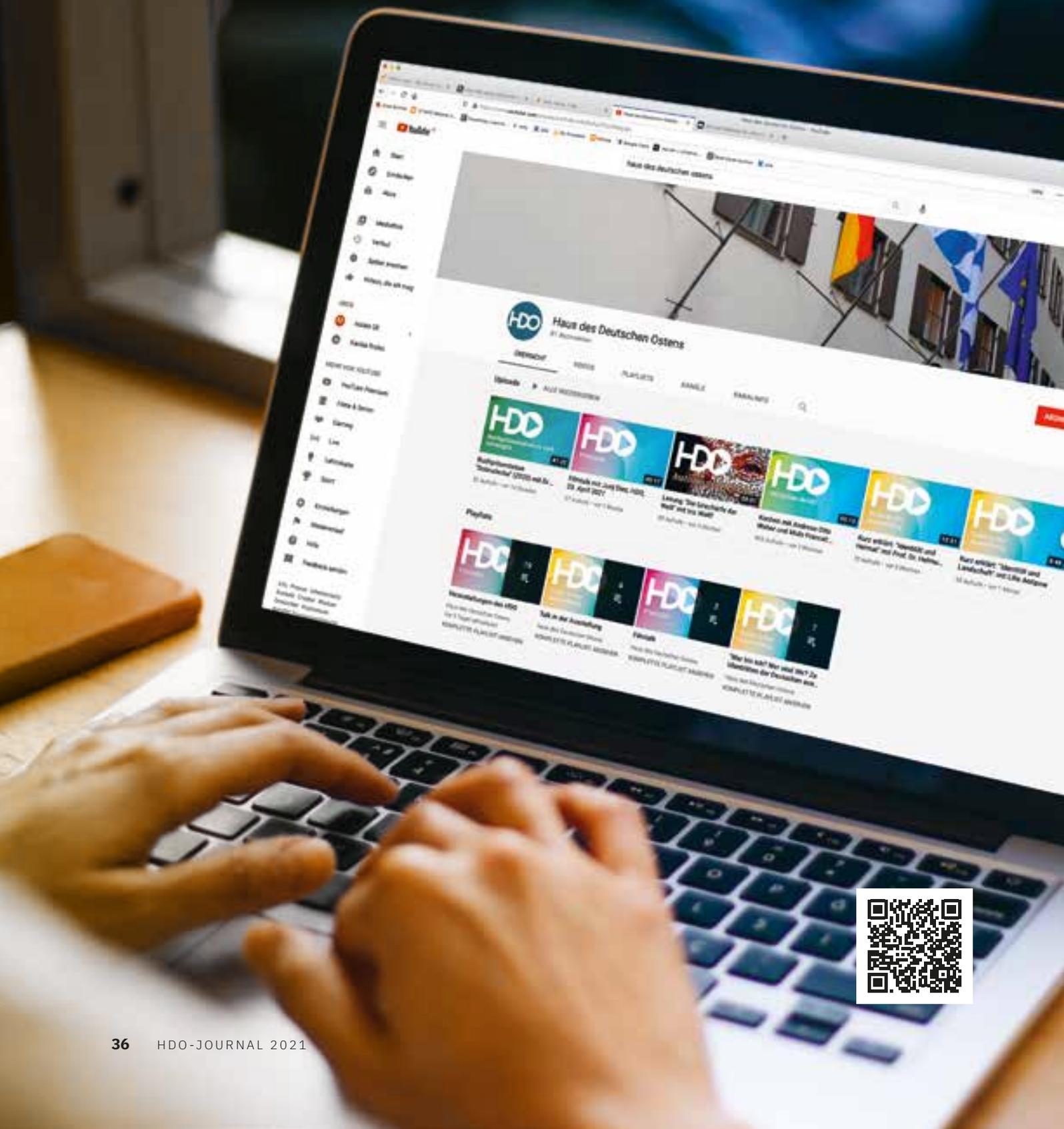
Das in langen Denk- und Arbeitsprozessen Erschaffene wird letztendlich auf Servern abgelegt. Eine einzige Adresse, ein Link oder ein QR-Code, wird zu diesem Versteck führen.

Somit, durch diesen Prozess, so leicht nachvollziehbar, kann man die Einmaligkeit der Raumzeit einer Ausstellung in die Unendlichkeit derselben umwandeln.

Josef Balazs M.A. (Nürnberg)
ist Philologe, freischaffender
Autor und Moderator



—
*Andreas Otto Weber /
Patricia Erkenberg* — HDOonline —
Das neue digitale Angebot des HDO



Auf dem HDO-YouTube-Kanal werden Vorträge des HDO-Direktors, Prof. Dr. Andreas Otto Weber, Aufzeichnungen von HDO-Veranstaltungen sowie Talks mit Schriftstellerinnen, Kuratorinnen, Künstlern und Regisseuren veröffentlicht

Am 15. März 2020 zeichnete sich ab, dass aufgrund der rasanten Ausbreitung des Corona-Virus SARS-CoV-2 auf unbestimmte Zeit keine öffentlichen Veranstaltungen im HDO mehr möglich wären. Die Direktion des HDO reagierte sofort, teilte das Personal in zwei Teams auf, die wechselweise im HDO und zu Hause arbeiteten, so dass im Fall einer Covid-Infektion nur ein Team in Quarantäne hätte gehen müssen und alle Sachgebiete des Hauses weiterhin arbeitsfähig bleiben konnten. Veranstaltungen sagten wir bis auf weiteres ab, Ausstellungen und Bibliothek mussten schließen. Einen Tag später erklärte der bayerische Ministerpräsident den Katastrophenfall und es kam zu den uns nun seit einem Jahr bekannten Einschränkungen. Von einem Tag auf den anderen mussten wir also andere Wege der Kulturvermittlung gehen, ohne damit besondere Erfahrungen zu haben.

Der erste Schritt war die Erstellung des HDO-Videokanals auf YouTube. Das erste Video konnten wir bereits am 30. März veröffentlichen. Es war ein Vortrag von HDO Direktor Prof. Dr. Andreas Otto Weber über Karl den Großen im östlichen Europa, der im Jahr 2014 besonders viel Publikum angezogen hatte. Im April folgte dann sein Vortrag zu Kaiser Karl IV. und im Mai wurde der Vortrag von Dr. Viktor Krieger vom bayerischen Kulturzentrum der Deutschen aus Russland „Von den Deutschen an der Wolga zu den Wolgadeutschen“ online präsentiert. Jeweils im Mai und im Juni starteten wir zwei neue Rubriken auf YouTube – „Talks in der Ausstellung“ und „Filmtalks“. Die ersten wurden anlässlich unserer Ausstellungseröffnungen aufgenommen. Bei den zweiten handelte es sich um Aufzeichnungen der Gespräche mit Filmschaffenden, die Gäste im HDO waren. Als wir dann im Juli wieder Veranstaltungen mit Publikum unter Einhaltung eines strengen Hygienekonzeptes durchführen konnten, haben wir auch diese aufgezeichnet oder aufzeichnen lassen und im Rahmen einer weiteren Rubrik „Vorträge und Podiumsdiskussionen“ als Video einem breiteren Publikum zur Verfügung gestellt. Neuerdings kamen zusätzliche Rubriken, wie „Buchpräsentationen und Lesungen“ hinzu. Auch innovative Formate der Bildungs- und Kulturvermittlung wurden ausprobiert. Anstelle des traditionellen Aschermittwochs-Fischessens hat Andreas Otto Weber ein ostpreußisches Fischrezept aus dem HDO Kochbuch „Kann Spuren von Heimat enthalten“ ausgesucht und vor der Kamera nachgekocht.

Inzwischen sind mehr zirka 40 Videos mit Vorträgen, Podiumsdiskussionen, Fest- und Gedenkveranstaltungen,

mit dem HDO-Jubiläumskonzert und Ausstellungsvorstellungen auf unserem YouTube-Kanal erreichbar. Sie finden stets reges Publikumsinteresse. Auf diese Weise konnte das HDO selbst in einem extrem schwierigen Jahr der Bildungs- und Kulturvermittlung viel neues Publikum nicht nur in München, sondern auch überregional und international gewinnen. Die Besucherstatistik unseres Hauses für das Jahr 2020 spricht für sich. Neben rund 1.500 Besuchern vor Ort, wurden unsere Online-Angebote rund 9.000 Mal angeklickt. Etwa die Hälfte davon entfällt auf unseren HDO-YouTube-Kanal.

Neben YouTube testeten wir auch noch weitere neue Kanäle und Formen der digitalen Kultur- und Bildungsvermittlung. Unter anderem richtete Patricia Erkenberg im März 2020 einen Kanal auf der Messenger-App Telegram ein, mit dessen Hilfe die HDO-Dauerausstellung „Das Who is Who der Deutschen aus dem östlichen Europa“ ins Digitale verlegt wurde. Das „Who is Who“ eignete sich besonders für diese Darstellungsform, da sie auch im HDO darauf ausgelegt ist, „häppchenweise“ konsumiert zu werden. Oft schlendern Besucherinnen und Besucher vor Veranstaltungen oder Gruppentreffen durch den Gang im ersten Stock des HDO und schauen sich die eine oder andere Biografie an. Für die digitale Variante wurden die Biografien noch einmal gekürzt und auf das Wesentliche reduziert. Die Abonnenten des Kanals erhielten so von März bis Dezember 2020 zweimal wöchentlich kurze Informationen über eine bekannte oder bedeutende deutschsprachige Persönlichkeit aus dem östlichen Europa auf ihr Handy. Und während in der physischen Ausstellung auf weiterführende Literatur in der HDO-Bibliothek hingewiesen wird, enthielt jeder Eintrag in der digitalen Version einen Link mit zusätzlichen Informationen in Form von Videos, Texten, Lexikoneinträgen, Audiobeiträgen und vielem mehr.

Nachdem das „Who is Who“ im Dezember 2020 nach rund 100 versendeten Biografien ausgelaufen war, wurde im Januar 2021 ein neues Projekt gestartet. Im Kanal „Haus des Deutschen Ostens – Wissen to go“ erhalten die Abonnenten nun Texte zu ausgewählten Ausstellungsstücken und weitere Informationen aus der aktuellen HDO-Jubiläumsausstellung „Wer bin Ich? Wer sind Wir? Zu Identitäten der Deutschen aus dem östlichen Europa“. Dabei handelt es sich zum Beispiel um Ausschnitte aus den Ausstellungsgesprächen, kurze Videos der Ausstellungsmacher und Leihgeber sowie um Objekte, die in der Ausstellung im HDO keinen Platz gefunden haben.

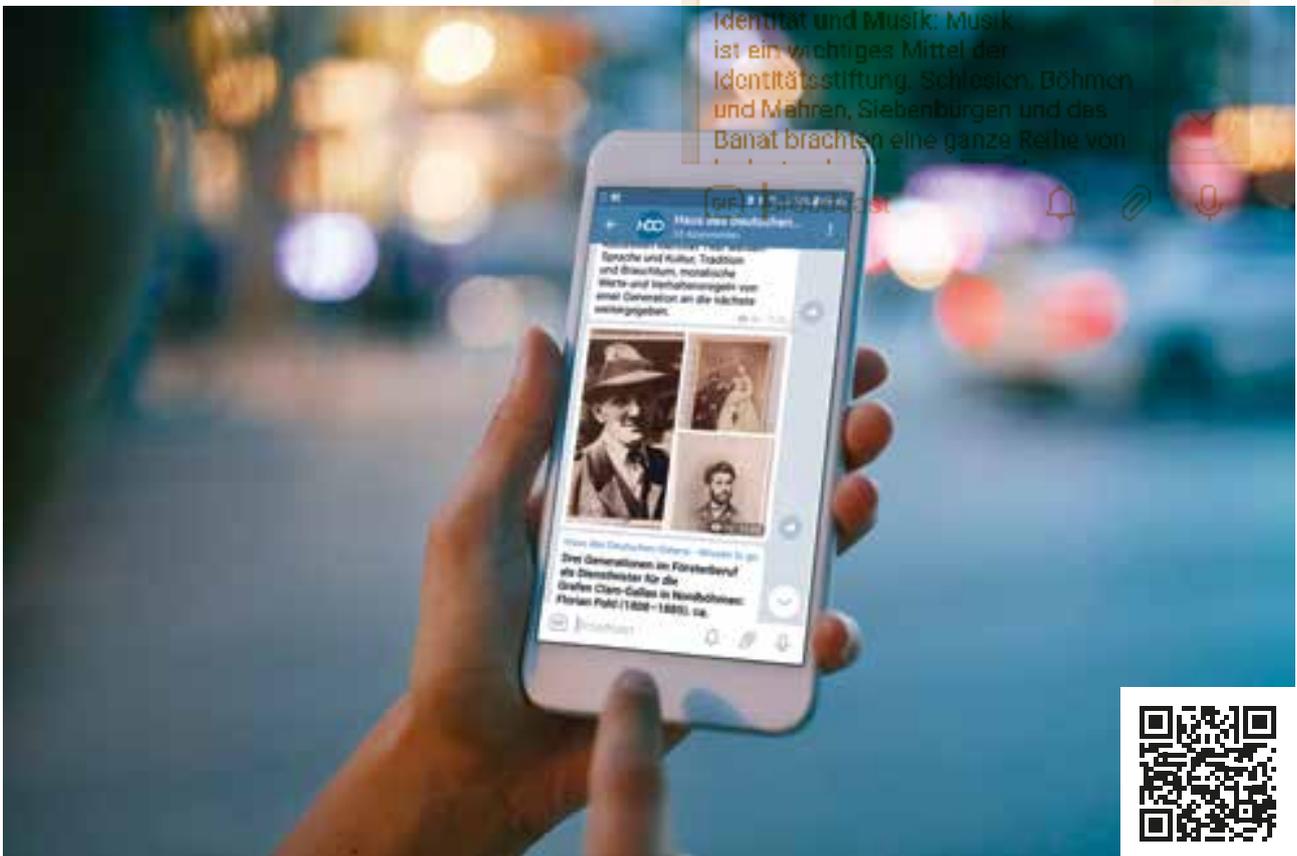
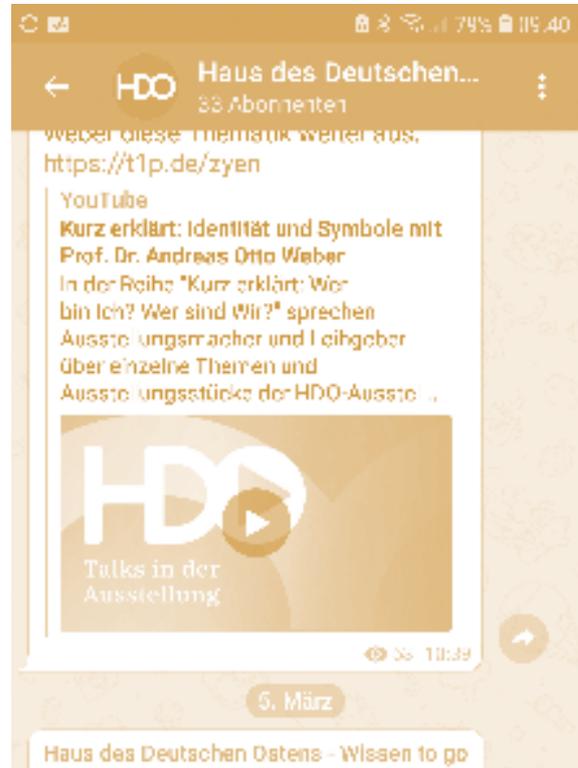
TITELTHEMA

Ein weiteres „Corona-Projekt“ war eine Präsentation der HDO-Bibliothek unter dem Titel „Baden in Zoppot, Skifahren im Riesengebirge und Wandern in den Karpaten“. In den Beständen der Bibliothek finden sich zahlreiche Quellen zum Thema „Reisen“ – unter anderem Broschüren, Karten, Werbeprospekte und klassische Reiseführer. Bibliotheksleiterin Lilia Antipow hat einige davon herausgesucht und präsentiert sie auf der Webseite des HDO mit geschichtlichen Hintergründen zur Entwicklung des Tourismus in einzelnen Regionen des östlichen Europa. Das Projekt lädt zu einer virtuellen Erkundungstour ein!

Die HDO-Bibliothek war außerdem Kooperationspartner der virtuellen Ausstellung „Russlanddeutsche – Zeiten des Umbruchs“, die sich der russlanddeutschen Geschichte und Literatur in der Zeit von 1917 bis 1991 widmet und diese über verschiedene Zugänge vermittelt. Die Ausstellung entstand im Rahmen des Masterstudienschwerpunkts „Osteuropäische Studien mit Praxisbezug“ der Ruhr-Universität Bonn. Weitere Kooperationspartner waren das Osteuropa-Kolleg NRW, das Museum für russlanddeutsche Kulturgeschichte in Detmold sowie die Martin-Opitz-Bibliothek in Herne, auf deren Webseite man die virtuelle Ausstellung ansehen kann.

Das neue digitale Angebot des Hauses des Deutschen Ostens ist eine sehr gute Ergänzung zu seinem Kultur- und Bildungsprogramm vor Ort. Daher wird es über die Zeiten von Lockdown und social distancing hinweg zukünftig fortgesetzt. Einige neue Projekte sind bereits in Planung. Lassen Sie sich überraschen!

Auf dem Messenger Telegram stellt das HDO zwei Kanäle zur Verfügung: „Haus des Deutschen Ostens – Wissen to go“ und „Haus des Deutschen Ostens – Veranstaltungen“



Thema _ Imperien, Staaten und ihre Minder- heiten



Patricia Erkenberg – Minderheiten im Mittelalter und in der Frühen Neuzeit im Heiligen Römischen Reich und seinen östlichen Nachbarregionen – 10. HDO-Studententage



Jan Matejko, *Die Aufnahme der Juden in Polen im Jahr 1096*, aus dem Zyklus „Zivilisationsgeschichte in Polen“, 1889 / © Wikimedia Commons

— Bereits seit über zehn Jahren veranstaltet das HDO jährlich eine Studienwoche mit wechselnden Themen zur Geschichte des östlichen Europa in der Bildungsstätte „Der Heiligenhof“ in Bad Kissingen. Seit dem Jahr 2014 findet die Tagung unter der Leitung von Prof. Dr. Andreas Otto Weber in einer neuen Form statt. Bestand das Programm bisher aus Vorträgen von etablierten Wissenschaftlern, so wird es seitdem zum einen durch Beiträge von Studierenden der Fried-

Prof. Dr. Roman Czaja, / © HDO



rich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg ergänzt. Zum anderen findet die Veranstaltung jetzt in Kooperation mit der Polnischen Historischen Mission an der Julius-Maximilians-Universität Würzburg statt. Zum zehnjährigen Jubiläum im Jahr 2018 lautete das Thema der Studientage „Minderheiten im Mittelalter und in der Frühen Neuzeit im Heiligen Römischen Reich und seinen östlichen Nachbarregionen“.

Den Auftakt der Studientage bestritt der Tagungsleiter und Direktor des HDO, Prof. Dr. Andreas Otto Weber, mit einem einführenden Vortrag über den „Slawisch-germanischen Übergangsraum in Mitteleuropa und den Beginn der deutschrechtlichen Besiedlung Mitteleuropas“. Der Referent begann seinen Vortrag mit der Feststellung, dass die Erforschung der sogenannten mittelalterlichen Ostsiedlung seit dem 19. Jahrhundert durch Nationalismen aufgeladen war, während die aktuelle Forschung dieses Phänomen als Teil einer allgemeinen europäischen Bewegung sieht. Des Weiteren sprach er über verschiedene Kontakt Räume zwischen Slawen und Bajuwaren, z.B. durch den Krieg Karls des Großen gegen die Awaren, sowie über die hierfür vorhandenen Quellen (z.B. Ortsnamen). Dieser Krieg führte in der Folge zur Transformation einer Großregion durch Landwerdung und Landesausbau im Mittelalter und zu einer neuen Strukturierung des Raums. Eine wichtige Voraussetzung dafür war die Christianisierung.

Im Anschluss daran sprach Prof. Dr. Roman Czaja von der Universität Thorn/Toruń über die „Preußische und slawische Bevölkerung in den deutschrechtlichen Städten im Ordensland“. Auch Prof. Czaja widmete sich dem Thema der nationalen Aufladung der Historiographie. Die Ansiedlung neuer Siedler war eines der wichtigsten Mittel zum Aufbau des Ordensstaates, wobei das Stadtrecht eine neue Form der Siedlung bedeutete. Bis in die 1960er Jahre ging die deutsche Forschung von einer homogenen deutschen Bevölkerung aus, während die polnische Forschung den Anteil der Slawen betonte. Auch die sogenannten „Slawenparagrafen“ verschiedener Städte erfuhren eine ethnische Interpretation, während man sie heute eher als ein Mittel zur Bekämpfung der Land-

flucht ansieht. Wichtig sei laut Prof. Czaja besonders die jeweilige wirtschaftliche Attraktivität eines neuen Siedlers für die Aufnahmegesellschaft, unabhängig von seiner Muttersprache oder Ethnie, gewesen.

Honorar-Prof. Dr. Konrad Gündisch (München) brachte den Teilnehmern das Thema „Privilegierung von ‚Minderheiten‘ im mittelalterlichen Ungarn“ näher. Der Referent zeigte vor allem, wie das mittelalterliche Ungarn als „Gastland“ von den „Minderheiten“ im Land große Vorteile erzielte, betonte dabei aber, dass diese Minderheiten nicht als nationale Minderheiten im modernen Sinn angesehen werden dürfen, sondern als rein zahlenmäßige Minderheiten. Er demonstrierte außerdem, welche unterschiedlichen Privilegien die einzelnen Gruppen jeweils ausgehandelt hatten (z.B. Kriegsdienst, Abgaben, kirchliche Bestimmungen, Besitz etc.) und welche spezifischen Aufgaben sie in Ungarn übernahmen (z.B. Grenzsicherung).

Der Vortrag „Nichtchristliche Minderheiten im mittelalterlichen Ungarn“ von Prof. Dr. Gerhard Seewann (München) schloss thematisch direkt daran an. Er stellte zunächst die verschiedenen Stammesverbände, Reiternomaden und Grenz wächter vor (Nyék, Kék-Kend, Kavaren, Chalizen, Petschene gen, Kumanen) und betonte, dass die Ungarn nie ein ethnisch homogenes Volk gewesen seien. Auch in diesem Fall gab es eine Ethnifizierung der ungarischen Geschichtsschreibung seit dem 19. Jahrhundert, die dazu führte, dass die Geschichte dieser Minderheiten kaum untersucht wurde. Prof. Seewann stellte dar, wie der ungarische König die Nichtchristen, neben den oben genannten auch Juden und Muslime, in seinen Dienst stellte und sich ihre Unterstützung durch Abhängigkeit von ihm sicherte. Dies führte im 13. Jahrhundert zu einem Konflikt mit dem Papst. Der Vortrag zeigte, dass Ungarn in dieser Zeit ein Grenzland zwischen dem christlichen, byzantinischen und orientalischen Raum war.

Eine ganz andere Region und Form von Minderheiten beleuchtete der Vortrag von Prof. Dr. Wolfgang Wüst von der Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg. Er sprach über das „Prekariat in Süddeutschland und die Diskriminierung der Bettler als gesellschaftliche Randgruppe in der Frühen Neuzeit“. Im Mittelpunkt seiner Ausführungen stand der Vergleich der „Bettler- und Vagantenordnung“ von 1720



Rechts: Prof. Dr.
Winfried Eberhard /
© HDO

Unten: Teilnehmer der
10. HDO-Studientage /
© HDO



in der Stadt Dillingen des Hochstifts Augsburg mit anderen früheren und späteren Bettlerordnungen. Die Armutsverhältnisse brachten zahlreiche Ordnungen hervor, in denen zwischen berechtigten und unberechtigten Bettlern sowie in- und ausländischen Bettlern unterschieden wurde. Es kam außerdem zur Kennzeichnung von Bettlern durch sogenannte „Bettpässe“ mit umfangreichen persönlichen Informationen wie z.B. dem Grund für die Almosenberechtigung. Im Anschluss an diesen Vortrag wurde darüber diskutiert, ob man bei einer Gruppe wie den Bettlern überhaupt von einer Minderheit sprechen kann.

Dr. Renata Skowrońska, Leiterin der Polnischen Historischen Mission in Würzburg, richtete den Blick nach Polen und sprach über die sogenannten Hauländer und die „Ansiedlung der Mennoniten in der Rzeczpospolita in der Frühen Neuzeit“. Die aus Holland stammenden Mennoniten (daher der Name

„Hauländer“) siedelten sich in der Adelsrepublik zunächst im Bereich Danzig an und gründeten dort eigene Siedlungen, in denen sie ihre Religion ausüben konnten. Gefragt waren sie vor allem als Fachkräfte in der Urbarmachung der von der Weichsel überschwemmten Gebiete, in erster Linie des Weichseldeltas. Die Sonderrechte, über die die Siedlungen der Hauländer verfügten, wurden später auch von zugezogenen Lutheranern und Katholiken genutzt. In dieser Region war die Ansiedlung besonders erfolgreich, da bereits vorher Kontakte in die Hansestadt Danzig bestanden und auch die sprachliche Integration schnell voranschritt.

Ein weiteres Thema mit Bezug zur Geschichte Polens präsentierte Prof. Dr. Jürgen Heyde vom Leibniz-Institut für Geschichte und Kultur des östlichen Europa (GWZO). Er sprach über die „Wahrnehmungen und Praktiken des Umgangs von Juden und Nichtjuden im mittelalterlichen Polen“.

Prof. Dr. Gerhard
Seewann / © HDO



Prof. Heyde vertrat dabei die These, dass es einen Unterschied in der Kommunikation über Juden und der Kommunikation mit Juden gab, wobei erstere oft als eine Möglichkeit zur Kritik am Herrscher genutzt wurde. Am Beispiel des Juden Wotczko aus Drohobytzsch zeigte der Referent, dass Juden im mittelalterlichen Polen vereinzelt sogar als Lokatoren eingesetzt wurden und dabei Gerichtsbarkeit ausübten.

Auch Prof. Dr. Winfried Eberhard (Leipzig) widmete sich einer religiösen Minderheit und sprach über die „Böhmischen Brüder als Minderheit in Böhmen“. Er gab einen Überblick über die Geschichte der Religionsgemeinschaft. Grundlage ihrer Entstehung war zum einen die Hussitische Revolution, zum anderen die daraus resultierende starke Stellung der Stände in Böhmen. Im Kuttenberger Religionsfrieden von 1485 wurden sie nicht erwähnt und waren ab dem 16. Jahrhundert starken Repressionen ausgesetzt. Nach dem Ständeaufstand 1618 flohen viele Mitglieder der Brüderunität aus Böhmen, zum Teil kam es zu Neugründungen von Gemeinden in Großpolen. Auch Prof. Eberhard merkte an, dass es diskussionswürdig sei, ob man in diesem Zusammenhang von einer Minderheit sprechen könne. Er stellte die These auf, dass sich die Böhmischen Brüder an der Wende vom 15. zum 16. Jahrhundert von einer Minderheit zu einer gesellschaftlich bedeutenden Kraft in der protestantischen Mehrheit entwickelt hatten.

Den Abschluss bildete der Beitrag von Prof. Dr. Stephan Steiner (Sigmund Freud Privatuniversität Wien) mit dem Titel „Deportationen und Zwangsmigrationen in der Frühen Neuzeit im Habsburgerreich“. Laut Prof. Steiner sind Deportationen nicht ausschließlich ein Phänomen des 20. Jahrhunderts, sondern waren bereits in der Frühen Neuzeit weit verbreitet, wobei für ihn Deportation u.a. eine staatliche Verordnung, eine planmäßige Durchführung und die Fixierung am neuen Ort beinhaltet. Für das Habsburger Reich konstatierte er, dass Deportationen aus religiösen, sozialen und politischen Gründen durchgeführt wurden und eine sehr heterogene Gruppe betrafen. Er nannte unter anderem die Deportation der protestantischen Landler und den Temeswarer Wasserschub. Die Deportationen waren eine große Herausforderung für die Habsburger Bürokratie und scheiterten meist im Ziel der zwangsweisen Ansiedlung an einem neuen Ort.

Die Beiträge der Studierenden der Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg reichten von „Slawen im mittelalterlichen Franken“ über „Juden in Böhmen und Ungarn“ bis hin zu den „Muslimen im Russischen Zarenreich“ und bildeten so eine Klammer für die gesamte Tagung.

Die Studientage wurden ergänzt durch einen Besuch des jüdischen Kulturzentrums und Museums „Shalom Europa“ in Würzburg, wo das aktuelle Leben der jüdischen Gemeinde und ihre Geschichte aufgezeigt wurden.

Übergreifende Themen der HDO-Studienwoche waren Diskussionen zur Anwendbarkeit des Begriffes „Minderheit“ für das Mittelalter und die Frühe Neuzeit sowie die Ethnisierung und Nationalisierung früherer historischer Untersuchungen zu diesem Thema, die an verschiedenen Beispielen deutlich wurden. Insgesamt erhielten die Teilnehmer einen umfangreichen Überblick über Minderheiten in verschiedenen Regionen Europas.



Dr. Renata Skowrońska/
© HDO

Premierminister
Großbritanniens Lloyd
George, Premierminister
des Königreichs Italien
Vittorio Emanuele Orlando,
Premierminister
Frankreichs Georges
Clemenceau und US-
Präsident Woodrow
Wilson (v.l.n.r.) auf der
Pariser Friedenskonferenz,
1919, Foto: Francis W. Halsey/
© Wikimedia Commons

Lilia Antipow – Versailles, Trianon, Brest-Litowsk – Das lange Ende des Ersten Weltkrieges und das östliche Europa





Explosion der Nationalstaatlichkeit: Östliches Europa 1918 – 1933

Beschleunigt durch die Russische Revolution und die innenpolitischen Entwicklungen in den Großreichen Russland, Deutschland und Österreich-Ungarn trat der Prozess der Nationalstaatsbildung im östlichen Europa 1918 in seine entscheidende Phase. Die territorialen, politischen und völkerrechtlichen Regelungen des Friedensvertrages von Brest-Litowsk (vom 3. März 1918) sowie der Pariser Vorortverträge – von Versailles mit Deutschland (vom 28. Juni 1919), von Saint-Germain mit Österreich (vom 10. September 1919) und von Trianon mit Ungarn (vom 4. Juni 1920) – setzten entscheidende Wegmarken im Prozess der Auflösung des Russischen, des Deutschen und des Habsburger Reiches und bei der Bildung souveräner, tatsächlicher oder vermeintlicher „Nationalstaaten“ in Polen, Finnland, den baltischen Ländern, Rumänien, der Ukraine, der Tschechoslowakei und auf dem Balkan.

Die neuen Nationalstaaten blieben Nationalitätenstaaten. Sie waren einer imperialen Politik nicht abgeneigt, stellten Territorialforderungen, die weit über das Bestreben hinausgingen, die neuen nationalstaatlichen Grenzen in Übereinstimmung mit den ethnischen beziehungsweise sprachlich-kulturellen Grenzen ihrer Titularnation zu bringen. Die ost- und

südosteuropäischen Gesellschaften erlebten eine Welle der Nationalisierung, die über die Intellektuellenmilieus und die Großstädte hinaus auf weite Bevölkerungsschichten übergriff.

Zwei Veranstaltungen bildeten im Mai 2019 den Auftakt für die Programmreihe „Versailles, Trianon, Brest-Litowsk: Das lange Ende des Ersten Weltkrieges und das östliche Europa“, die das Haus des Deutschen Ostens in Kooperation mit dem Institut für deutsche Kultur und Geschichte Südosteuropas an der LMU (IKGS) 2019–2020 durchführte. Zur Eröffnung sprach der langjährige Direktor des Instituts für Zeitgeschichte München-Berlin, Prof. Dr. Dr. h. c. mult. Horst Möller, über „Versailles‘ und die Neuordnung Europas 1919–1920“. „Der Frieden von Brest-Litowsk und die Nationalstaatsgründungen in Osteuropa nach dem Ersten Weltkrieg“ waren das Thema eines Podiumsgesprächs zwischen dem Osteuropahistoriker Prof. Dr. Helmut Altrichter (FAU Erlangen-Nürnberg) und Lilia Antipow (HDO). Im Juli 2019 stellte der Historiker Prof. Dr. Maciej Górný (Warschau) im Rahmen der Programmreihe des HDO seine Darstellung „Der vergessene Weltkrieg, Europas Osten 1912–1923“ (2018) vor, die er zusammen mit Prof. Dr. Włodzimierz Borodziej (Warschau) verfasste. Das zweibändige Werk entwirft einen Überblick über die Entwicklungen in Osteuropa in den Jahren des Übergangs von den Imperien zu Nationen.

Die Deutschen im östlichen Europa, 1918–1933

Von der neuen politischen Grenzziehung und den nationalstaatlichen Entwicklungen waren auch 8,3 Millionen Deutsche betroffen, die nach 1918 / 1920 ihren Status als Angehörige einer Mehrheitsnation verloren und nun als „nationale Minderheiten“ in dreizehn europäischen Ländern der Region lebten. Dabei wies die jeweilige Nationalitätenpolitik und die Lage der Deutschen von Land zu Land Gemeinsamkeiten wie Unterschiede auf: Ihre Gesamtsituation war in Schlesien, in Böhmen und in Mähren eine andere als in Ungarn und Siebenbürgen. Zu unterschiedlichen Zeiten entschieden sich die Regierungen der mitteleuropäischen und südosteuropäischen Staaten mal für einen Weg der Restriktionen, mal für den Ausgleich und Konzessionen. Die Vormachtstellung der Titularnationen wurde vielfach durch Verweigerung von politischer und gesellschaftlicher, wirtschaftlicher und kultureller Teilhabe gegenüber den Minderheiten durchgesetzt.

So wurde im demokratischen wie im autoritären Polen, beispielsweise in Posen und in polnischen Gebieten Westpreußens, während der 1920er Jahre eine „Entgermanisierung“ betrieben, die unter anderem in einer restriktiven Agrar-, Boden- und Industriepolitik, der Verdrängung der Deutschen aus der Beamtenschaft und des Deutschen als Amtssprache, einer deutschfeindlichen Schulpolitik und einer ebenfalls restriktiven Praxis der Vergabe der polnischen Staatsbürgerschaft zum Ausdruck kam.

Dagegen war die Politik gegenüber den Deutschen in der

Tschechoslowakischen Republik ambivalent. Zwar wurde die Frage ihres Status, ob es sich bei ihnen um eine „nationale Minderheit“, ein „weiteres Staatsvolk“ oder um einen „Teil der tschechoslowakischen Staatsnation“ (Manfred Alexander) handelte, bis zuletzt nicht entschieden. Die Parteien der deutschen Minderheit waren jedoch im

Parlament vertreten und an der Bildung von handlungsfähigen Parlaments- und Kabinettsmehrheiten beteiligt. Bei der im April 1919 eingeleiteten Agrarreform blieben die bestehenden nationalen Bodenbesitzverhältnisse weitgehend gewahrt. In ihrer Sprach- und Bildungspolitik machte die Regierung an die Deutschen große Zugeständnisse: Weder Tschechisch noch Slowakisch, 1920 offiziell zu Staatssprachen erklärt, waren Pflichtfächer an deutschen Bildungsanstalten (mit Ausnahme der deutschen Gymnasien).

Dagegen sahen sich die Deutschen in Ungarn im Zuge der Errichtung der ungarischen Staatlichkeit einem wachsenden Magyarisierungsdruck ausgesetzt. In den 1930er Jahren griffen in Ungarns Politik und Öffentlichkeit Phantasien einer Zwangsaussiedlung der Deutschen um sich, die in erster Linie wirtschaftlich motiviert waren. Die politische und öffentliche Betätigung der Deutschen wurde von offizieller ungarischer

Seite nicht gern gesehen und nach Kräften behindert. In der Schulpolitik herrschte die Tendenz, nur Schulen mit Ungarisch als Unterrichtssprache zu fördern; Deutsch sollte dagegen nur ein Pflichtfach bleiben. Nichtsdestotrotz waren die Deutschen nach wie vor in der Beamtenschaft, in den freien Berufen und im ländlichen Sektor stark vertreten, und die Privatisierung des deutschen Sprachgebrauchs betraf in erster Linie die städtischen Schichten.

Trotz des unübersehbaren Willens, ihre Politik gegenüber den Deutschen an den internationalen Standards, die durch Minderheitenschutzverträge gesetzt wurden, auszurichten, war in der Nationalitätspolitik der rumänischen Regierung nach 1923/1924 ein „Rumänisierungsdrang“ unübersehbar. Die Nationalisierung in Siebenbürgen betraf die Großindustrie und die Aktiengesellschaften, die sich in deutschen Händen befanden, in viel stärkerem Maße als die von rumänischen Kapitalbesitzern. Die staatliche Religionspolitik war auf die Unterstützung der orthodoxen und der griechisch-orthodoxen Kirche ausgerichtet. Die deutsche Universität von Czernowitz wurde rumänisiert. In staatlichen Gymnasien waren in Gebieten mit einer deutschen Bevölkerungsmehrheit deutsche Abteilungen zugelassen; die Fächer rumänische Geschichte und Sprache, Staatsbürgerkunde und Geographie waren jedoch in Rumänisch zu unterrichten. Dennoch behielten die Deutschen in den 1920er und 1930er Jahren weiterhin eine starke Stellung in Industrie und Handel: 1937 befanden sich 51% der privaten Industriebetriebe in deutschem und ungarischem Besitz, obwohl die Rumänen weit über zwei Drittel der Bevölkerung ausmachten.

Ein Bestandteil des Versailler Vertrages war die Gründung einer internationalen Organisation, des Völkerbundes (der 1919 entstanden war und bis 1946 existierte). Eine seiner wichtigsten Aufgaben war der Schutz der nationalen Minderheiten. Ein System von Minderheitenschutzverträgen mit Polen, der Tschechoslowakei, Rumänien, dem Königreich der Serben, Kroaten und Slowenen, mit Estland, Lettland, Litauen, Griechenland und Albanien traf Regelungen für ihre „Staatsangehörigkeit, Option, Pensionsfragen, die Agrarreform, Minderheitenschulen und das Phänomen des Antisemitismus“ (Martin Scheuermann). Darüber hinaus war die Frage des Minderheitenschutzes bereits in den Friedensverträgen mit Österreich, Bulgarien, Ungarn und der Türkei 1919/1920 geregelt worden. Dabei zeigte der politische Umgang mit den Minderheitenschutzverträgen in den einzelnen Nationalstaaten, wie schwer sie sich in eine übernationale Gemeinschaft integrieren ließen, wie sie der Völkerbund darstellte. Da die Verträge aus der Sicht der nationalstaatlichen Regierungen die nationale Souveränität verletzen, stießen sie vielerorts auf Widerstand. Weder die Minderheitenschutzverträge noch das Völkerbundmandat boten deshalb einen angemessenen Schutz für die Rechte der Minderheiten.

Die Veranstaltungen zur Geschichte der einzelnen ost- und südosteuropäischen Staaten und Landschaften begannen im Juli 2019 mit dem Vortrag „Ein Dialog der Taubstummen: Die Gründung der Tschechoslowakei und die deutsche Minder-



heit“ von Prof. Dr. Jaroslav Kučera (Karls-Universität Prag). Im November 2019 hat das Symposium „Von Siegern und Verlierern: Gesellschaftlicher Wandel und Minderheitenschutz in Ungarn und Rumänien nach dem Ersten Weltkrieg“ stattgefunden. Der Direktor des IKGS, Dr. Florian Kühner-Wielach, Prof. Dr. Gerhard Seewann (München), Prof. Dr. Bernd Fabritius, Präsident des Bundes der Vertriebenen (BdV) und Beauftragter der Bundesregierung für Aussiedlerfragen und nationale Minderheiten (München/Berlin) sowie der Schriftsteller und Historiker György Dalos (Berlin) setzten sich mit diesem Thema in ihren Vorträgen sowie im Rahmen einer Podiums-



Kriz, Hugo Maria, Der Kampf um Eisenburg, Leipzig 1934, Exemplar der Bibliothek des HDO.

Der Schriftsteller und Drehbuchautor Hugo Maria Kriz (1905 – 1988) hieß eigentlich Gustav Hugo Maria Krizkovsky, stammte aus Böhmen und lebte später in München. Dem narrativen Muster eines „Grenzlandromans“ folgend, erzählte er von einem Siedlungsgebiet im Böhmerwald, wo sich viele Deutschen nach 1919 mit dem Verlust ihrer bisherigen Macht- und Gesellschaftsstellung konfrontiert sahen und sich der Republik Tschechoslowakei gegenüber reserviert bis ablehnend verhielten. Der Roman gibt diese Sicht wieder: Er schildert eine deutsche Dorfgemeinschaft und ihre Auseinandersetzungen mit dem Gerichtswesen des neuen Staates, dessen Vertreter, ein tschechischer Richter, sogar die deutsche Dorfschule „tschechisieren“ will.



diskussion auseinander, die den Bogen zum Minderheitenproblem und Minderheitenschutz in der Gegenwart schlug. Eine Kurzfassung des Vortrags von Dr. Kühner-Wielach finden Sie auf S. 50 des HDO-Journals. Im Februar 2020 hielt Prof. Dr. Aleksandar Jakir (Universität Split / Kroatien) einen Vortrag über „Den Zusammenbruch der Imperien in Südosteuropa und die Gründung des ersten jugoslawischen Staates“, in dem er zeigte, dass gravierende Integrationsprobleme dieser Neugründung, darunter die ausgebliebene Integration der nationalen Minderheiten und ihre mangelnde politische Vertretung, zu seiner Instabilität führten. Welche Folgen der Untergang der Habsburger Monarchie und des Russischen Reiches sowie die Konstituierung neuer Nationalstaaten für die Lebensbedingungen und Identitätskonzepte der jüdischen Bevölkerung im östlichen Europa, insbesondere in Polen, hatten, war das Thema eines Vortrags von Prof. Dr. Gertrud Pickhan (Freie Universität Berlin) im Oktober 2020. Ein weiterer Gast der Programmreihe, Direktor des Dreiländermuseums in Lörrach Markus Möhring, erweiterte die Perspektive der Betrachtung der Zwischenkriegszeit auf das umstrittene deutsch-französischen Grenzgebiet Elsass. In seinem Vortrag „Tabus nach 100 Jahren? Vom Umgang der Museen mit dem ‚langen Ende‘ des Ersten Weltkrieges“, den er im Januar 2020 im HDO hielt, sprach er unter anderem über ein von der historischen Forschung und der Öffentlichkeit bisher wenig beachtetes Thema wie die Französisierung des Elsass und die Vertreibung der sogenannten „Reichsdeutschen“ aus diesem Gebiet.

Die „Revisionismen“ der 1920er Jahre und der „Deutsche Osten“

Während der Friedensvertrag von Brest-Litowsk schon bald in Vergessenheit geriet, bewegten die Pariser Vorortverträge noch lange die öffentlichen Gemüter. So wie man sich im Deutschen Reich über den Friedensvertrag von Versailles empörte, erregte man sich im neu gegründeten Staat Österreich über den Friedensvertrag von Saint Germain und in Ungarn über den Friedensvertrag von Trianon. Man sah den Fortbestand der eigenen Rumpfstaaten gefährdet und zog die Zweck- und Rechtmäßigkeit der neuen Grenzziehung in Schlesien wie in Böhmen und Mähren und anderswo in Zweifel. Sie wurde zum Nährboden des politischen Revisionismus der 1920er und 1930er Jahre.

Vom Deutschen Reich ist es bestens bekannt: Quer durch alle gesellschaftlichen Schichten war man sich einig, dass der

Friedensvertrag zwischen Deutschland, Österreich-Ungarn, Bulgarien und der Türkei einerseits und Rußland andererseits [Der Friedensvertrag von Brest-Litovsk], 3. März 1918 / © Politisches Archiv des Auswärtigen Amtes, Berlin



Friede von Versailles ein „Diktat- und Schandfrieden“ gewesen sei. Die Verantwortung für seine Unterzeichnung lastete schwer auf den Schultern der Weimarer Republik, ihrer Regierung, obwohl sie am verlorenen Krieg keinerlei Schuld trug. Die „Illegitimität des Versailler Vertrages“ wurde zum politischen Argument, zur politischen und gesellschaftlichen Mobilisierungsstrategie, instrumentalisiert insbesondere von den Nationalsozialisten um Adolf Hitler. Die deutsche Außenpolitik hatte für zwei Jahrzehnte ein permanentes Ziel gefunden: die Revision des Vertrages von Versailles.

In den Konzeptionen und Strategien der deutschen Außenpolitik zwischen 1919 und 1933 standen Fragen der deutschen Gebietsabtretungen nach dem Ersten Weltkrieg und die Probleme der Deutschen in diesen Gebieten ganz oben. Die konfliktreiche aktuelle Situation der deutschen Minderheiten in den neuen Nationalstaaten Osteuropas, des sogenannten „Grenz- und Auslandsdeutschtums“, wurde im „Versailles-Diskurs“ der Weimarer Republik, in ihrer geschichtswissenschaftlichen Forschung, im politischen Bildungssystem und in den Schulen stets aufs Neue thematisiert und zum Argument im politischen Kampf gegen die „Schuldigen am Diktatfrieden“ und ihre „Erfüllungsgehilfen“ im Inneren. Bei offiziellen Stellen, Parteien, Organisationen und Vereinen mit revisionistischer Zielsetzung herrschte weiterhin die bereits in der Vorkriegszeit verbreitete Ansicht, das „Grenz- und Auslandsdeutschtum“ müsse vom Reich unter seine Fittiche genommen, in seiner nationalen Identität gestärkt und für die Interessen dieses Reiches, des „deutschen Volkstums“, in Position gebracht werden.

Unter der deutschen Bevölkerung jener Gebiete, die 1919–1920 an die neu gegründeten Staaten des östlichen Europas gefallen waren, war die ablehnende Haltung gegenüber den Pariser Vorortverträgen ohnehin nicht zu übersehen.

In Oberschlesien empörte sie sich über die Abtrennung östlicher Teile der Region und ihre Übergabe an Polen, im Widerspruch zu den Ergebnissen der Volksabstimmung von 1921, in Böhmen und Mähren über die Eingliederung in die neue Tschechoslowakei und das Verbot der angestrebten Vereinigung mit Österreich. Die Friedensverträge von Versailles und Saint Germain wurden als „Verstoß gegen das Prinzip des Selbstbestimmungsrechts der Völker“ abgelehnt. Hinzu kommt, dass Deutsche, aber auch Vertreter anderer, zu nationalen Minderheiten gewordenen Ethnien der einstigen Großreiche sich in ihren Rechten durch die Nationalitätenpolitik der neuen mittelost- und osteuropäischen Nationalstaaten verletzt sahen. Dies war selbst dort der Fall, wo, wie in der Tschechoslowakei, die Agrar-, Sprach- und Bildungspolitik keine eindeutige Benachteiligung der Deutschen aufwies.

Der Übergang von den Imperien zu Nationalitätenstaaten und eine „nationale Politik“ der Titularnationen beziehungsweise Mehrheitsvölker in den neuen Nationalstaaten des östlichen Europas schufen neue Problemkonstellationen in ihrem Verhältnis zu den Deutschen als Minderheit. Zwar kam es auf Seiten der politischen Vertretungen der Deutschen in diesen Gebieten zeitweise auch zu Ausgleichversuchen mit den nationalen Regierungen. Die Regel war jedoch, dass die offizielle Nationalitätenpolitik unter den Angehörigen der deutschen Minderheit die Abwehrhaltungen stärkte und Wasser auf die Mühlen von nationalistischen Minderheitenparteien, -verbänden und -organisationen leitete. Tatsächliche



oder angebliche „Diskriminierung“ durch die Mehrheitsgesellschaft entwickelte sich zu einem wichtigen Faktor bei der Konstruktion der eigenen „nationalen Identität“, bei der Mobilisierung und Interessenvertretung als Gruppe. Aus der Sicht der politischen Repräsentanten der Mehrheitsgesellschaften wurden sie damit zu „Handlangern“ des Deutschen Reiches beziehungsweise der untergegangenen Habsburger Monarchie.

Das Spannungsverhältnis zwischen Nationalstaatsbildung und der ethnisch-kulturellen und politischen Selbstbestimmung der Minderheiten, zwischen ethnischen Homogenisierungsversuchen der Titulnationen und Minderheiten, die auf ihrer eigenen ethnischen Identität beharrten, prägte die innenpolitischen Entwicklungen der ost-, ostmittel- und südosteuropäischen Staaten in der Zwischenkriegszeit, „Nationalismus“ und „Revisionismus“ setzten sie unter Dauerdruck. Nationalitätenkonflikte unterminierten die Legitimität und Funktionalität der neuen Demokratien in diesem Raum und trugen dazu bei, dass konservative und nationalistische Parteien vielfach die Oberhand gewannen. Denn die Entscheidung für einen politisch-autoritären Staat war zugleich eine Absage an Demokratie, Liberalismus und Sozialstaatlichkeit.

Ein weiterer Themenblock der HDO-Programmreihe legte den Akzent auf die Rezeption der Pariser Vorortsbeschlüsse im Deutschen Reich und in den Staaten des östlichen Europas. So setzten sich der Historiker PD Dr. Tobias Weger (IKGS) und der Psychotherapeut Ulrich Sachweh (München) bei einem Podiumsgespräch im Dezember 2019 aus historisch-psychologischer Perspektive mit den „Revisionismen“ innerhalb der nationalen Minderheiten, einschließlich der Deutschen, im östlichen Europa in der Zwischenkriegszeit auseinander.

Wie „lang“ ist das Ende des Ersten Weltkrieges tatsächlich?

Wie legitim der Titel der Programmreihe „Versailles, Trianon, Brest-Litowsk: Das lange Ende des Ersten Weltkrieges und das östliche Europa“ ist, davon konnten sich die Zuhörer bei ihrer Abschlussveranstaltung im Juli 2020 – der Podiumsdiskussion „Sehnsucht nach der k.u.k.-Zeit: Vielfalt und Grenzen ein Jahrhundert nach 1918“ – noch einmal überzeugen.

Ein Jahrhundert nach dem Zerfall der k. u. k. Monarchie erlebt sie als Mythos eine Wiedergeburt. Im Kontext der aktuellen Debatten über Grenzen und Diversität in den Nationalstaaten und in der EU gilt die Donaumonarchie oft als Vorbild für den Umgang mit gesellschaftlicher Vielfalt und Heterogenität, mit Multikulturalität, Mehrsprachigkeit, Multiethnizität und Multireligiosität, für ein freies und friedliches Zusammenleben vieler Völker und Konfessionen in einem Staatsgefüge mit politischer Einbindung von Minderheiten auf zentraler und lokaler Ebene in Verbindung mit einer Supranationalität der Eliten. Vergessen scheint, dass einst Kritiker der Donaumonarchie mangelnden Reformwillen, Bürokratismus, die ungelöste Nationalitätenfrage sowie eine Unterdrückung der Völker (die k.u.k.-Monarchie als „Völkerkerker“) vorwarfen

und darin eine der Voraussetzungen für ihren Zerfall sahen. Was aber steckt hinter der neuen „Sehnsucht nach der k. u. k.-Zeit“? Inwiefern kann die k. u. k. Monarchie unter den aktuellen europa- und weltpolitischen Rahmenbedingungen tatsächlich ein Vorbild für ein übernationales Europa sein? Was kann man von der politischen Verwaltung der Vielfalt in der Donaumonarchie, ihren politischen Praktiken der Loyalitätssicherung, bei nationalen und regionalen politischen Eliten, bei der Verteilung der legislativen, exekutiven und judikativen Kompetenzen zwischen übernationalen und national-regionalen Strukturen lernen?

Dieser und weiterer Fragen nahmen sich der Vortragende und die Teilnehmer der Podiumsdiskussion an: der Historiker und Journalist Martin Haidinger aus Wien (er hielt auch den Impulsvortrag, der im HDO-Journal auf S. 54 nachzulesen ist), die Rechtshistorikerin Dr. Jana Osterkamp vom Collegium Carolinum München, der Kulturhistoriker Prof. Dr. Steffen Höhne vom Institut für Musikwissenschaft Weimar-Jena und der Vorsitzende des Verbandes der deutschen sozial-kulturellen Gesellschaften in Polen (VDG) Bernard Gaida aus Guttenberg / Polen. Die Podiumsdiskussion wurde von der Geschäftsführerin des Bukowina-Instituts an der Universität Augsburg, Junior-Prof.in Dr. Maren Röger, moderiert.

Der Zugang des Hauses des Deutschen Ostens zum vielschichtigen Thema der Programmreihe wurde einerseits durch seine Grundaufgabe bestimmt, eine Vermittlungsinstitution, eine Kultur- und Bildungsstätte für die deutsche Geschichte und Kultur im östlichen Europa zu sein. Seine Herangehensweise entspricht zugleich dem Selbstverständnis des HDO: Es versteht sich als Forum für Dialog, Kooperation und Verständigung von Deutschen und anderen Völkern der ost- und südosteuropäischen Länder. Das Haus legt und legte stets darauf Wert, dass seine Veranstaltungen nicht nur die deutsche Geschichte und Kultur in dieser Region in den Blick nehmen, sondern sie zugleich als einen Teil ihrer multiethnischen Geschichte betrachten. Ebenso wichtig ist für das HDO zum dritten, dass sein Programm aktuelle Fragen der öffentlichen und fachhistorischen Debatten (Erster Weltkrieg, Neuordnung und Entwicklung Osteuropas in der Zwischenkriegszeit, neue Nationalismen und ihre historischen Hintergründe) aufgreift.



Literatur: Borodziej, W. / Górný, M.: *Der vergessene Weltkrieg: Europas Osten 1912–1923* (2018); Conze, E.: *Die Große Illusion. Versailles und die Neuordnung der Welt* (2018); Corsini, U. / Zaffi, D. (Hgg.): *Die Minderheiten zwischen den beiden Weltkriegen* (1997); *Deutsche Minderheiten in der Zwischenkriegszeit. Ausarbeitung* (2009); Scheuermann, M.: *Minderheitenschutz contra Konfliktverhütung? Die Minderheitenpolitik des Völkerbundes in den zwanziger Jahren* (2000).

Erstveröffentlichung in: *Zwischen Revolution und Ruhrbesetzung. Die Folgen des Ersten Weltkrieges für Schlesien, Königswinter 2019, S. 60–71.*

Florian Kühner-Wielach —
Nationalismus, Regionalis-
mus und Zentralstaat —
Rumänien nach 1918





Albert Bidló als Soldat der k.u.k. Armee an der Front in Russland, 1916/Privatarchiv Josef Balazs

Die Gründung des neuen Staates Rumänien 1918 führte bei Angehörigen nationaler Minderheiten des Landes wie den Deutschen oder den Ungarn zu Loyalitätskonflikten. Einer von ihnen war Albert Bidló (1883–1968). Der gebürtige Ungar aus dem siebenbürgischen Kronstadt (rum. Braşov, ung. Brassó) verstand sich als treuer Untertan des österreichischen Kaisers und identifizierte sich mit der Donaumonarchie. Während des Ersten Weltkrieges hatte er auf ihrer Seite gegen das Russische Reich gekämpft und war für seine militärischen Verdienste ausgezeichnet worden. Nach seiner Rückkehr aus dem Krieg fand er sich als Bürger eines Staates wieder, dessen staatstragender Nation, den Rumänen, er sich nicht zugehörig fühlte. Auch für ihn galt es, seine Identität als Staatsbürger neu zu definieren.

Die große Überraschung: „Großrumänien“ entsteht

1918 sprachen sich die Rumänen Bessarabiens, der Bukowina, Siebenbürgens, des Partiums und des Banats in kurzfristig einberufenen Plebisziten oder Landtagen für einen Anschluss der von ihnen mitbewohnten Gebiete an das Königreich Rumänien aus. Dieser Prozess war nicht nur der Ausdruck einer nationalen Emanzipation, sondern nach der Revolution in Russland beziehungsweise mit der Auflösung der Donaumonarchie auch eine Frage der (fehlenden) Alternativen. Der rumänische Staat verdoppelte sich gleichsam über Nacht: Das Territorium war von 138.000 km² auf 295.049 km² gewachsen, die Bevölkerung von 7,9 Mio. (1915) auf 14,7 Mio. (1919) gestiegen und sollte bis 1930 auf 18 Mio. Einwohner anwachsen. So hatte sich das aus ethnischer und konfessioneller Sicht relativ homogene, kleine Vorkriegskönigreich an der unteren Donau in einen geostrategisch wichtigen Staat gewandelt, der sich voll Selbstbewusstsein „Großrumänien“ (*România mare*) nannte. Vier von verschiedenen Einflüssen und Kulturen geprägte Gebiete mussten in ein Staatswesen integriert werden: 1. Das sogenannte „Altreich“ (Moldau, Walachei, später auch die Dobrudscha) war von einer sehr dünnen politischen und ökonomischen Elite geführt und wies ein nach zeitgenössischen, zentral- und westeuropäischen Maßstäben überkommenes Gepräge auf. 2. Die im Nordosten gelegene Region Bessarabien war von 1812 an Teil des Zarenreiches gewesen. 3. Das Gebiet des österreichischen Kronlandes Bukowina konnte als ein habsburgisches Produkt sui generis bezeichnet werden. 4. Siebenbürgen, Banat und Partium waren insbesondere seit dem Ausgleich von 1867 und dem so entstandenen ungarischen Zentralstaat ungarisch geprägt worden.

Alle diese – je nach historiographischer Perspektive: *angeschlossenen* oder *vereinigten* – Gebiete wiesen einen hohen Grad an kultureller, sprachlicher, sozialer, ökonomischer, ethnischer und religiöser Diversität auf. Die Rumänen machten 71,9 % der Gesamtbevölkerung aus, der Rest verteilte sich auf eine Vielzahl von Ethnien, darunter 7,9 % Ungarn, 4,1 % Deutsche und 4 % Juden. Rund ein Drittel der Bevölkerung gehörte weder der rumänischen „Nationalität“ noch der orthodoxen de-facto-Staatskonfession an. Der so plötzlich entstandene „großrumänische“ Staat hatte also die *translatio imperii*, eine umfassende ökonomische, gesellschaftliche, politische, kulturelle, institutionelle und mentale Integration, erst vor sich. So mag es kaum mehr verwundern, dass sich bereits in den ersten Wochen nach dem Zusammenschluss ein Kampf zwischen „Alt- und Neurumänien“ um die Vorherrschaft im Land abzeichnete.

Schon in den letzten Tagen der Donaumonarchie hatten sich im zentralsiebenbürgischen Karlsburg (rum. Alba Iulia, ung. Gyulafehérvár) zigtausende ungarländische Rumänen versammelt und verkündeten in einer Resolution ihre Vision von einer modernen demokratisch verfassten Gesellschaft, in der ethnische und konfessionelle Minderheiten ihren Platz





Links: Rumänische Truppen ziehen in Klausenburg / Cluj / Kolozsvár ein, 1918 / © Wikimedia Commons

Oben: Urkunde über die Auszeichnung von Albert Bidló mit dem Silbernen Verdienstkreuz mit der Krone am Bande der Tapferkeitsmedaille, 22. Juni 1916 / Privataarchiv Josef Balazs

haben, ihre Sprachen auch in der Verwaltung verwenden und weitgehende Selbstverwaltung praktiziert werden sollten. Die Integration der von Ungarn abgetrennten Gebiete sollte also keineswegs bedingungslos erfolgen.

Die Deutschen in „Großrumänien“

Die „Große Versammlung“ von Karlsburg erhielt einen Ehrenplatz im nationalen Gedächtnis. Die konkreten Forderungen der Resolution fanden jedoch keinen Eingang in die rumänische Jurisdiktion. Verbindlich war allerdings der Minderheitenschutzvertrag, den der Völkerbund als Vorbedingung für die Anerkennung der neuen Grenzen 1919 mit Rumänien schloss.

Auf diesen hofften die Minderheiten, die sich ebenso neu orientieren und organisieren mussten. Insbesondere die nun zu Bewohnern Rumäniens gewordenen Ungarn begegneten dieser Veränderung aus naheliegenden Gründen mit Ablehnung. In Bessarabien hofften die Minderheiten auf eine Verbesserung ihrer Situation. Die deutschen Gruppen tendierten

zur Pragmatik und strebten nach Geschlossenheit: Im sogenannten großrumänischen Staat lebten gemäß der Volkszählung von 1930 745.421 Staatsbürger, die sich als Angehörige der deutschen Ethnie deklarierten: rund 230.000 Siebenbürger Sachsen, 237.000 Banater Schwaben, 81.000 Bessarabiendeutsche, 75.000 Bukowinadeutsche, 37.000 Banater Berglanddeutsche, 27.000 Sathmarer Schwaben sowie kleinere Gruppen wie die Dobrudschadeutschen, Landler, Zipser und Deutsche aus dem „Altreich“. Ihre als regionale Volksräte organisierten Interessensvertretungen schlossen sich zu einem „Verband der Deutschen in Großrumänien“ zusammen, es wurde ein „Deutsches Volksprogramm“ beschlossen, dessen Ziel eine nicht-territoriale, personale Selbstverwaltung der Deutschen in Rumänien war. Das Programm blieb jedoch Utopie.

Institutioneller Wandel

Nach den ersten freien, demokratischen Wahlen stand der Siebenbürger Alexandru Vaida-Voevod dem Regierungskabinett als Ministerpräsident vor; man erwartete die Umsetzung der Karlsburger Vision. Der aus einer siebenbürgisch-rumänischen Großgrundbesitzerfamilie stammende Arzt, der sich bis 1918 Alexandru Vajda von Felső-Orbó nannte, war bis zuletzt einer der treuesten Anhänger Habsburgs gewesen und hatte sich bis zu dessen Tod in den reformorientierten Kreisen des Thronfolgers Franz Ferdinand bewegt. Sein großes Problem als Ministerpräsident war jedoch, dass er den Friedensverhandlungen in Paris beiwohnen musste – während man in Bukarest intrigierte, wo die altrumänischen Vorkriegsnetzwerke weiterfunktionierten. So war der Traum von einem im Geiste Karlsburgs organisierten Integrationsprozess bereits im Frühjahr 1920 ausgeträumt: Vaidas Kabinett scheiterte und es begann eine Phase der Dominanz der Politik des „Altreichs“, geführt von der Liberalen Partei (die aber nur so hieß). Die Weichen waren gestellt, der Pfad, den man betreten hatte, sollte in einen Zentralstaat führen.

Die institutionelle Transformation in ein „großrumänisches“ Staatswesen war von drei fundamentalen Prozessen geprägt: **1. Zentralisierung:** Die Frage, wie denn der Staat in Zukunft organisiert sein sollte, betraf alle rumänischen Staatsbürger. Sollte es sich hier um einen föderalistischen bzw. dezentralen Staat handeln, wie es vor allem die Eliten „Neurumäniens“ forderten? Oder sollte man weiterhin am französischen Modell des Zentralstaats festhalten? An dieser vordergründig sehr technischen Frage hingen letztlich alle weiteren Schritte gesellschaftlicher Ausgestaltung ab. Die endgültige Entscheidung fiel nach zähem Ringen 1923 mit der Verabschiedung der neuen Verfassung: sie basierte in weiten Teilen auf der alten von 1866 – Rumänien sollte also ein Zentralstaat bleiben. Den Staatsbürgern wurden Rechte eingeräumt, Gruppenrechte waren jedoch keine vorgesehen. Trotzdem gewährte die rumänische Verwaltung den Minderheiten eine gewisse Eigenständigkeit. Zu viel, um beim Völkerbund in Genf erfolgreich zu klagen, aber zu wenig, um zufrieden zu sein.

2. Rumänisierung: Die „ethnischen“ Rumänen sollten den neuen Staat dominieren. „Das Nationale“ kann in diesem Zusammenhang vor allem als Vehikel gesehen werden, um die wirtschaftlichen und sozialen Chancen, die sich im Rahmen des neuen staatlichen und gesellschaftlichen Umfeldes boten, zu nützen. Denn obwohl die Rumänen in fast allen Teilen „Großrumäniens“ in der quantitativen Mehrheit waren, fühlten sie sich aufgrund ihres eher schwachen gesellschaftlichen und ökonomischen Status nach wie vor in einer Position der Unterlegenheit. Diese Situation sollte mit gezielten Rumänisierungsmaßnahmen in allen Bereichen des öffentlichen Lebens – Schule, Wirtschaft, Kultur, Verwaltung etc. – geändert werden.

3. Verstaatlichung: Eine Tendenz, die Minderheiten wie Rumänen traf, war das Durchgreifen des Staates. Schlüsselpositionen wie die des Präfekten wurden mit loyalen „Zentralisten“ besetzt. Institutionen der Nationalitäten und Konfessionen gerieten ins Visier, Kirchenschulen wurden ausgehungert, gleichzeitig staatliche Schulen errichtet. Es herrschte Zensur, man regierte mithilfe des Ausnahmezustands. Insbesondere vor Wahlen kam der Staatsapparat zum Einsatz, um das Ergebnis im Sinne der Regierung zu manipulieren. Der Staat erwies sich als schwach, aber brutal.

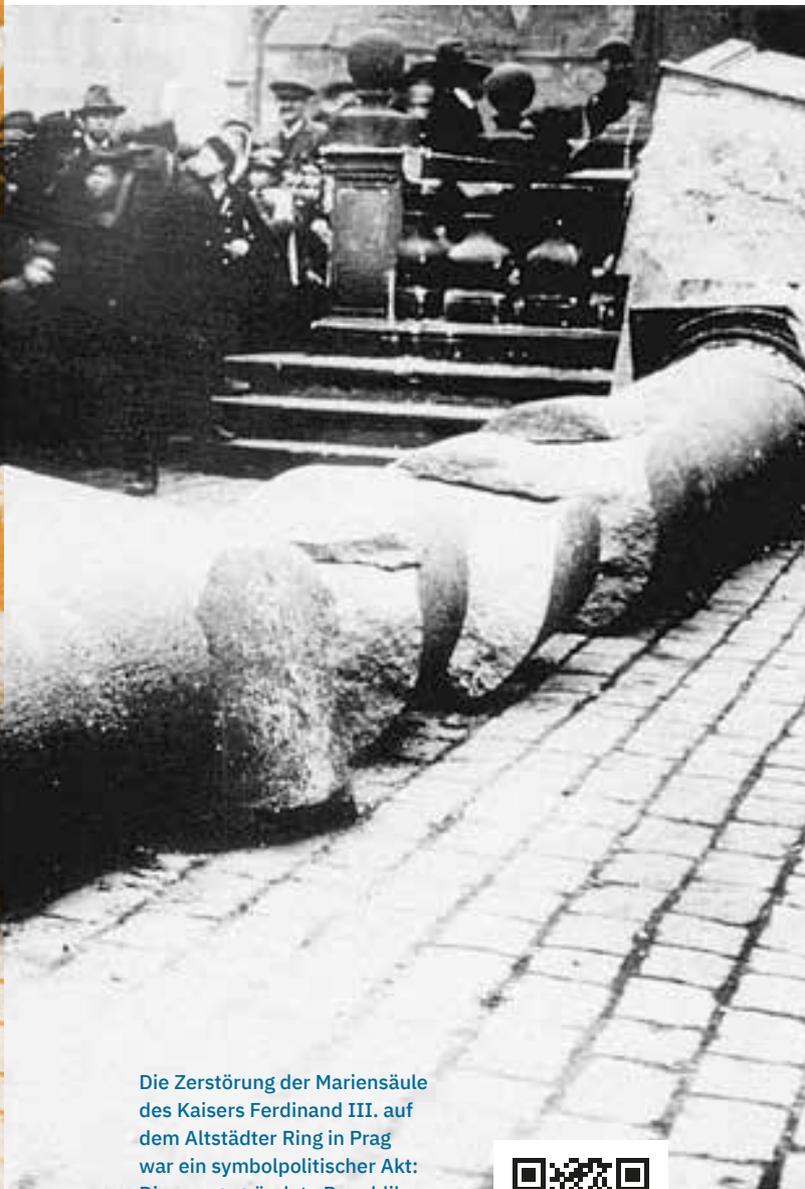
Eine letzte Hoffnung

1928 sollte sich das Blatt noch einmal kurz wenden, als die Nationale Bauernpartei, ein Zusammenschluss der Siebenbürgischen Nationalpartei mit der vor allem im „Altreich“ verankerten, oppositionellen Bauernpartei im Rahmen von tatsächlich relativ freien, unverfälschten Wahlen einen fulminanten Wahlsieg erringen konnte. Mehrheit wie Minderheiten erwarteten sich nun eine Verbesserung der Situation in ihrem Sinne. Tatsächlich wurde es in dieser Phase der national-bäuerlichen Regierung, die mit einer Unterbrechung von 1928 bis 1933 währte, eher schlechter als besser. Letztlich verabschiedete das Parlament weder ein schon lange versprochenes Minderheitengesetz noch wurde die kulturelle Autonomie ausgebaut – im Gegenteil, die Vertreter der Minderheiten fühlten sich immer stärker eingeschränkt. Parallel zeigte die Weltwirtschaftskrise ihre Auswirkungen, die jede gesamtstaatliche Reform unterminierten. Unter diesen Bedingungen konnte das Verhältnis zwischen Staat und Bevölkerung nicht stabilisiert werden. Dies führte zu einer Radikalisierung bei Rumänen wie bei den Minderheiten, die in Autoritarismus und Gewalt mündete. Insofern stellt sich die Frage, ob sich Rumänien auf lange Sicht tatsächlich als ein Sieger von 1918 betrachten kann.

Kurzfassung des Vortrags im Rahmen der Programmreihe „Versailles, Trianon, Brest-Litowsk: Das lange Ende des Ersten Weltkrieges und das östliche Europa“ im HDO, am 15. November 2019

Dr. Florian Kühner-Wielach ist Direktor des Instituts für deutsche Kultur und Geschichte Südosteuropas (IKGS) an der Ludwig-Maximilians-Universität München

Martin Haidinger — Gebrochene Erinnerung — Die Hassliebe zum alten Österreich



Die Zerstörung der Mariensäule
des Kaisers Ferdinand III. auf
dem Altstädter Ring in Prag
war ein symbolpolitischer Akt:
Die neu gegründete Republik
Tschechoslowakei zog einen
Schlussstrich unter die
k.u.k.-Vergangenheit /
© Wikimedia Commons



— Es war an einem heißen Sommertag des Jahres 1977. Familie Haidinger, Vater, Mutter und der kleine Martin, waren auf Urlaub in Umag in Istrien, damals Jugoslawien. Da wurde mein Vater, Geburtsjahrgang 1919, an einem Bootssteg von einem alten Einheimischen auf Deutsch angesprochen. Worüber sich die beiden in einiger Entfernung von mir unterhielten, konnte ich als Achtjähriger akustisch nicht verstehen, aber ich erinnere mich, dass mein Vater danach zu meiner Mutter sagte: „Der Herr hat früher in der k.u.k. Kriegsmarine gedient und geseuft: Das war seine schönste Zeit. Unter dem Kaiser war’s am besten.“ Damals wusste ich diesen Satz nicht zu deuten – gut, dass ich ihn mir bis ins Erwachsenenalter gemerkt habe.

Verwandlung

1991 reise ich zum ersten Mal nach Siebenbürgen, Rumänien. Im Dorf Großspold bei Hermannstadt besuche ich die dort noch lebenden alt-österreichischen Landler, die Reste einer deutschen Bauernkultur. Die Hauptstraße des Dorfes nennen sie „Maria-Theresien-Straße“. Ein bisschen gerührt bin ich schon.

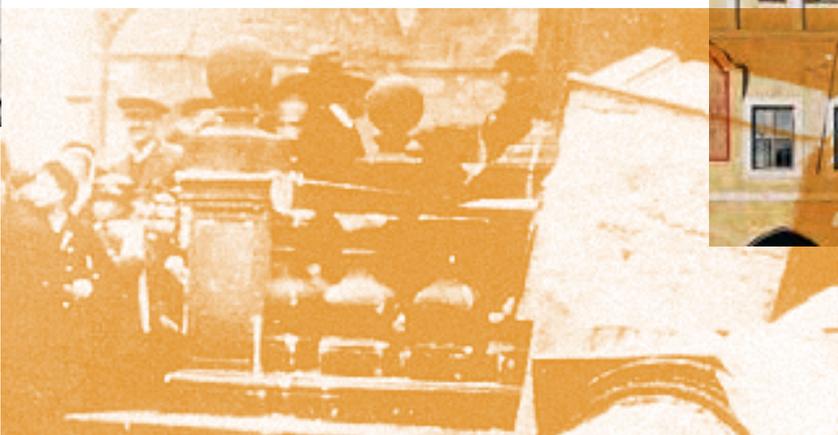
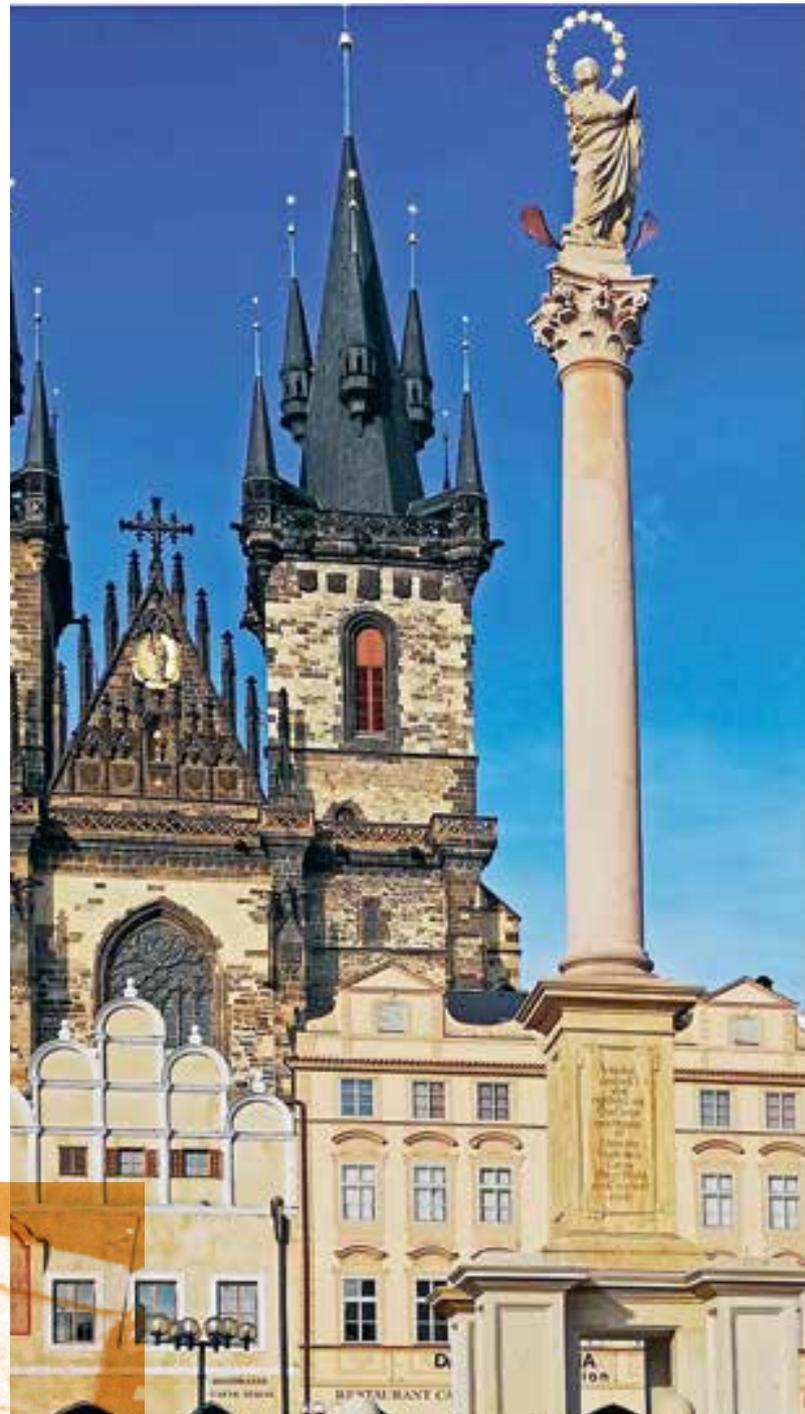
Verwandlung

Zagreb, Mitte der 1990er Jahre: Mein Blick wandert über den Ban-Jelačić -Platz, und kommt kaum zur Ruhe. Denn überall sind angenehme Menschen. „Ja, die Frauen von Zagreb, dem alten Agram, sind weithin die schönsten Kroatiens“, lacht der Kameramann, und nippt an seinem Kaffee. Wir sitzen an diesem Sommernachmittag in einem Gastgarten mitten auf dem zentralen Platz der Hauptstadt Kroatiens.

Der Kameramann erzählt von seinen Erlebnissen, die er während des jüngsten Krieges hatte, den guten Geschäften mit ausländischen Journalisten, den Amerikanern, die mit ihm quer über alle Fronten ziehen wollten, um gute Bilder zu bekommen, oder dem japanischen Fernseheteam, bei dem auch in kärglichster Karstlandschaft immer zumindest ein verhutzelter Dornenstrauch ins Bild gehalten werden musste, weil ein TV-Bericht nicht einmal von einem Kriegsschauplatz ohne Pflanze auskommen konnte.

Schließlich bleibt mein Blick doch auf einem Punkt haften. Einem Reiterstandbild. Es stellt Joseph Graf Jelačić dar, Habsburgs getreuen Paladin. Österreich lebt— wenn auch nur in Stein gemeißelt, denke ich bei mir.

2020 wurde die Mariensäule an ihrem alten Standort wiedererrichtet / © Wikimedia Commons





Verwandlung

Prag, Juni 2020. Es gleicht einer Sensation! Die Mariensäule des Kaisers Ferdinand III. wird nach langem Ringen wiedererrichtet. Das Original von 1650 erinnerte an Habsburgs Herrschaft und wurde 1918 gestürzt. Österreichische Beobachter und auch der Ex-Außenminister Karl Schwarzenberg sind zufrieden oder jubeln gar.

Verwandlung

Im Juli 2020 tauche ich für eine Radiosendung über altösterreichische Weisheiten tief in die Gedankenwelt der jüdischen Czernowitzer Dichterin Rose Ausländer ein. Ein Gedicht gefällt mir besonders gut:

Meine Nachtigall

Meine Mutter war einmal ein Reh
 Die goldbraunen Augen
 die Anmut
 blieben ihr aus der Rehzeit
 Hier war sie
 halb Engel halb Mensch –
 die Mitte war Mutter
 Als ich sie fragte was sie gern
 geworden wäre
 sagte sie: eine Nachtigall
 Jetzt ist sie eine Nachtigall
 Nacht um Nacht höre ich sie
 im Garten meines schlaflosen
 Traumes
 Sie singt das Zion der Ahnen
 sie singt das alte Österreich
 sie singt die Berge und Buchen-
 wälder
 der Bukowina
 Wiegenlieder
 singt mir Nacht um Nacht
 meine Nachtigall
 im Garten meines schlaflosen
 Traumes



Da ist es also, das alte Österreich! Die Sehnsucht nach der k.u.k. Zeit ist lebendig, sie brennt im Herzen der Menschen der alten Kronländer und...

Vorsicht!

Man muss die *Geschichten* zu Ende erzählen ehe sie *Geschichte* werden können:

Im jenem Urlaubssommer 1977 der Familie Haidinger wird in Istrien auch eine Gruppe österreichischer Touristen verhaftet, weil die das schöne deutsche Wanderlied „Hoch auf dem gelben Wagen“ gesungen haben. Harmlose österreichische Pfadfindergesänge? Nix da! Titos Kommunisten orten Wehrmachtsverdacht! Und abseits der touristischen Trampelpfade werden Deutschsprechende am Balkan auch heute noch als „Švabo“ klassifiziert und der Unterton dabei ist kein freundlicher.

Die Landler in Siebenbürgen sind die Nachfahren von zwangsausgesiedelten Protestanten aus dem Salzkammergut und aus Kärnten. Vertrieben von Karl VI. und Maria Theresia, nach der die Großpolder ihre Hauptstraße benannt haben. Eine bittere Bezeichnung, voller Schmerz und Ironie.

Joseph Graf Jelačić (1801 – 1859) war jener kroatische Banus oder Vizekönig, der mithalf, die Wiener Oktoberrevolution 1848 niederzuschlagen, und vor allem auch unter den ungarischen Revolutionären wütete. Auf dem nach ihm benannten Platz steht seine große Reiterstatue, die von Anton Fernkorn stammt und 1866 eingeweiht wurde. Demonstrativ zeigte der Säbel des Feldherrn gegen Budapest! Die Kommunisten montierten das anti-revolutionäre Denkmal 1947 ab. Im Jahr 1990 wurde es vom unabhängigen Kroatien wieder an seinem ursprünglichen Platz aufgestellt und der erhielt seinen alten Namen zurück. Allerdings wurde die Richtung der Statue geändert; der Säbel des Feldherrn zeigt nun weg von

den alten Gegnern nach Süden – gen Serbien. Aber nicht im Sinne einer übernationalen, altösterreichischen Idee – ganz im Gegenteil!

Im hunderttürmigen Prag machte ich noch 2017 Bekanntschaft mit der Stimmung im Volk, als ich auf Lesereise für eine oberösterreichische Gruppe aus den Werken Bohumil Hrabals und Jaroslav Hašeks vortrug – in deutscher Sprache. In Hrabals ehemaligem Stammeisl „Zum Goldenen Tiger“ bekam man vom Personal mehr oder weniger sowas wie „rakouský pes“ zu hören, und im Hotel wurde der Geschäftsführer gar gegen einen Zuhörer handgreiflich. „Němci Faschist“ oder so ähnlich ließ sich der alte Kommunist vernehmen. 1938 stand auf der Agenda des tschechoslowakischen Ministerrats von Edvard Beneš nicht etwa die Bedrohung durch Hitlerdeutschland ganz obenauf, sondern die angeblich drohende Machtergreifung der Habsburger. Staatsdoktrin war Masaryks „Entösterreichung“. Das böhmische Barock, eine der fruchtbarsten Zeiten dieser Region, wird den tschechischen Schulkindern noch heute als dunkles Zeitalter verkauft. Mariensäule hin oder her.

In Czernowitz, der Hauptstadt der Bukowina, des Buchenlandes (heute in der Ukraine), brachen vor 1918 nur deshalb keine offenen Aufstände aus, weil sich Deutsche, Rumänen, Ruthenen (also Ukrainer), Polen und Juden gleichermaßen *benachteiligt* fühlten. Als Rose Ausländer, Jahrgang 1901, ihr Gedicht verfasste, hatte sie die Verfolgung durch rumänische Faschisten, die deutsche Shoa und die Flucht vor dem Sowjetkommunisten hinter sich und beschloss, ihr Bett in Düsseldorf bis zu ihrem Tod 1988 faktisch nicht mehr zu verlassen. Das Rehgedicht ist ein Klagelied von literarischer Größe, aber bar jeder Lebenskraft oder gar politischer Perspektive.

Habe ich Sie jetzt deprimiert?

Tja, sieht nicht gut aus für k.u.k.-Nostalgiker. Aber halt – da ist ja noch das *heutige* Österreich, das kleine, nette Alpen- und Donauland.

Martin Haidinger bei der Podiumsdiskussion „Sehnsucht nach der k.u.k.-Zeit: Vielfalt und Grenzen ein Jahrhundert nach 1918“, Sudenteutsches Haus (München), 21. Juli 2020 / © HDO





Joseph-Graf-Jelačić-Denkmal in Zagreb /
© Wikimedia Commons



„Heiß umfehdet, wild umstritten, liegst dem Erdteil du inmitten einem starken Herzen gleich.“

... heißt es in der österreichischen Bundeshymne.

Die pro-ostmitteleuropäische Haltung von Politikern wie dem Außenminister und Vizekanzler Alois Mock (ÖVP) und dem Wissenschaftsminister Erhard Busek (ÖVP) bringt Österreich rund um den Fall des Eisernen Vorhangs einiges an

Prestige bei den vom Kommunismus befreiten Ländern und befeuert auch eine gewisse Euphorie bei der Volksabstimmung zum EU-Beitritt Österreichs, der am 12. Juni 1994 von überraschend eindeutigen 66,6 Prozent der Österreicher befürwortet und am 1. Januar 1995 vollzogen wird. Dann ist die Begeisterung für Ost-Mitteleuropa sehr bald wieder vorbei und weicht einer Ernüchterung. Mit der freien Marktwirtschaft westlichen Zuschnitts will in den postkommunistischen Ländern erst einmal umgegangen sein und der Jugoslawien-Krieg fegt alle Illusionen vom möglichen Ende der Nationalismen in Europa hinweg.

Der Rest der Geschichte ist bekannt – bleibt nur die Frage: Wie ausgeprägt ist die Sehnsucht nach der k.u.k-Zeit in den Nachfolgestaaten tatsächlich? Taugt das alte Österreich mehr als 100 Jahre nach seinem Untergang als realpolitisches „role model“ für eine übernationale europäische Ordnung? Keiner der heute auf Erden Weilenden hat es mehr erlebt, sofern er oder sie jünger als 102 Jahre alt ist. Haben die nie ausgeführten Konzepte von Franz Ferdinand bis Karl I., von ausgleichenden nationalen Binnenverträgen innerhalb des Reichs bis zu den sagenhaften Vereinigten Staaten von Österreich uns Heutigen irgendetwas zu sagen? Irgendwas, das über den Ausruf des Grafen Chojnicki in Joseph Roths „Kapuzinergruft“ hinausginge:

„Österreich ist kein Staat, keine Heimat, keine Nation. Es ist eine Religion“?

... bis zur Stunde unseres Absterbens. Amen.

Kurzfassung des Vortrags im Rahmen der Programmreihe „Versailles, Trianon, Brest-Litowsk: Das lange Ende des Ersten Weltkrieges und das östliche Europa“ im HDO, am 21. Juli 2020

Martin Haidinger (Wien) ist Historiker, Buchautor und Journalist



Thema – Zwangsmigration, Flucht, Vertreibung



„Eine blonde Provinz. Polen und der deutsche Rassenwahn“

Filmtalk mit Jacek Kubiak und Lilia Antipow



Im besetzten Polen, in einem Distrikt namens „Warthegau“, planten die Nazis, ein Experimentierfeld des Rassenwahns zu installieren. Eine „blonde Provinz“, so Heinrich Himmler, sollte entstehen, ein Laboratorium zur „Züchtung des germanischen Herrenmenschen“. Innerhalb weniger Wochen wurden Hunderttausende Polen und Juden zur Vertreibung freigegeben, als Arbeitssklaven missbraucht oder getötet. Die brutal Vertriebenen sollten „Platz schaffen“ für die „Volksdeutschen“, die vor allem aus der sowjetischen Einflusszone – zwischen dem Schwarzen Meer und dem Baltikum – „heimgeholt“ wurden.

Die Filmemacher Dr. Jacek Kubiak und Klaus Salge stellen in ihrem Film „Eine blonde Provinz. Polen und der deutsche Rassenwahn“ (2009) drei Männer vor, die beim deutschen Überfall auf Polen noch Kinder oder Jugendliche waren und deren Schicksal mit der Stadt Posen / Poznań verbunden ist. Zwi Steinitz aus Tel Aviv, der nach 70 Jahren zum ersten Mal wieder in sein Geburtsland reist, um den Ort zu besuchen, an dem seine Eltern ermordet wurden. Henryk Jaszcz, der nach dem Überfall vergeblich seine Eltern in Posen sucht und dessen Weg in den Widerstand führt. Und Dieter Bielenstein, der als Zwölfjähriger mit seinen Eltern aus Lettland nach Posen kam. Der Film wurde 2010 mit dem deutsch-polnischen Journalistenpreis (Polsko-Niemiecka Nagroda Dziennikarska) ausgezeichnet. Am 16. Juli 2020 stellte Dr. Jacek Kubiak seinen Film im HDO vor. Lilia Antipow führte aus diesem Anlass ein Gespräch mit ihm.



Lilia Antipow: Wie ist Ihr Film „Eine blonde Provinz. Polen und der deutsche Rassenwahn“ entstanden?

Jacek Kubiak: Der Film war in jeder Hinsicht ein Kooperationsprojekt. Er hatte zwei Urheber – mich und meinen guten Freund, den Berliner Klaus Salge; gemeinsam traten wir auch als Produzenten auf. Sowohl die deutsche als auch die polnische Seite hat den Film finanziert. Anschließend wurde er in beiden Ländern gezeigt. Ohne die Redakteurin des RBB Petra Lidschreiber wäre das ganze Vorhaben nicht zustande gekommen. Ihr Gespür für polnische Themen war dabei ausschlaggebend.

Am Anfang der Geschichte unseres Films standen Menschen – und Menschen trugen zu seinem Gelingen bei. Ausschlaggebend war dabei, dass das Kulturdezernat meiner Stadt – ich wohne in Posen, das in der NS-Zeit zum sogenannten „Wartheland“ gehörte – mich beauftragt hat, Interviews mit polnischen Opfern der NS-Zwangsumsiedlung zu machen. Denn ich bin Fernsehjournalist und befasse mich u.a. mit der NS-Vergangenheit. Nun habe ich mit einem kleinen Team Filmaufnahmen mit diesen Menschen gemacht. Unser erster Schritt war, dass wir in der Regionalzeitung und im regionalen Fernsehen ein kleines Inserat veröffentlichten. Wir schilderten unser Vorhaben, einen Film über die Vertreibung der Polen aus Posen zu machen, und baten die Zeitzeugen, die etwas erzählen könnten, zum Regionalmuseum zu kommen. Für die Gespräche setzten wir kurze Fragebögen auf, um die Daten der interviewten Personen zu erfassen. Auf diesen Aufruf hin meldeten sich bei uns sehr viele Menschen. Jeder wollte seine Geschichte loswerden. Jeder hatte etwas mitgebracht: ein Foto aus jener Zeit oder einen Brief. Sie sagten dabei: „Keiner hat uns Jahrzehnte lang danach gefragt.“ In diesem Augenblick verstanden wir: „Diese Geschichte, bei der es sich um ein traumatisches Massenerlebnis handelt, muss erzählt werden.“

Das Thema der Vertreibung hat mich auch aus einem anderen Grund gefesselt. Je länger ich mich damit befasste, desto klarer wurde es mir: Die ganze sogenannte „Volkstumpolitik“ der Nazis versteht man nur, wenn man diese erste Phase – die Vertreibung der Polen – kennt. Diese Verbrechen gehen auf das Konto der gleichen Täter. Der berühmte Adolf Eichmann, der in Jerusalem verurteilt wurde, war in Berlin auch für die Deportationen der Polen zuständig. Der neunte Anklagepunkt bei seinem Prozess lautete auf Deportation von ca. 500.000 polnischen Bürgern. Für Eichmann und andere Nazis war es eine Art Testversuch. Sie übten sich dabei in der Bewältigung, Verschiebung und Vergegenständlichung von Menschenmassen. Die Deportation der Polen war das erste Ereignis einer längeren Entwicklung. Hier setzt unser Film an.

Tafel, die den Polen die Benutzung des Sportplatzes untersagt, Saybusch / Żywiec (Polen), 1941–1942 / Jacek Kubiak (Hg.): Ausstellung „Vertriebene 1939. Deportationen von polnischen Bürgern aus den ins Dritte Reich eingegliederten Gebieten“ (2016)

In Ihrem Film verbindet sich die Erzählerstimme, die den großen historischen Kontext der Vertreibungs- und Umsiedlungsgeschichte umreißt, mit Stimmen von Einzelpersonen, die drei Gruppen von Betroffenen präsentieren – die jüdischen Menschen, die polnischen Menschen und die Nachfahren von deutschen Umsiedlern, die in dieses Gebiet gekommen sind. Wie ist Ihr Kontakt zum jüdischen Zeugen Zvi Steinitz und zum baltendeutschen Zeugen Dieter Bielenstein zustande gekommen?

Schreibt man an einem Filmdrehbuch, so muss man allen darüber erzählen: den Freunden, den Schulkameraden, die man zufällig getroffen hat etc. Mit anderen Worten: Alle müssen wissen, dass du einen Film machst und dass du Menschen dafür suchst, die etwas erzählen können. Auf Zvi und Dieter sind wir nur auf folgende Weise gekommen. Ich lernte ganz zufällig den Hobbyhistoriker Klaus Leutner, einen pensionierten deutschen Eisenbahner, kennen und erzählte ihm, dass ich an diesem Thema arbeite und hierfür nach einem besonderen Zeitzeugen suche – einem Posener Juden, der zwangsumgesiedelt wurde. Aus meiner Sicht, so meinte ich, sei es fast unmöglich, ihn zu finden. In Posen lebten vor dem Krieg 6.000 Juden, dass aber einer von ihnen überlebt hatte, würde fast genauso an ein Wunder grenzen, wie diese Person zu finden. Zwei-drei Monate später hat Kurt mich angemailt: Er habe einen solchen Posener Juden getroffen. Es war Zvi Steinitz. Steinitz fuhr immer wieder nach Sachsenhausen – das war das letzte von den Konzentrationslagern, die er durchgemacht hat. Klaus war dabei, als Zvi zum ersten Mal in Sachsenhausen auftrat. Ich habe dann Zvi Steinitz in Berlin getroffen. Er meinte, er möchte unter keinen Umständen nach Posen, ja nach Polen kommen. Polen sei ein Friedhof seiner Familie. Zvi ist jedoch ein sehr netter und freundlicher Mensch. Wir blieben in Kontakt, und er schickte mir sechs-, sieben Fotos von seinen Familienmitgliedern. Ich brachte diese Fotos, die er auf eine wundersame Weise nach dem Krieg gefunden hat, nach Belzec und zeigte sie der Direktorin des dortigen Museums. Sie meinte, das gehöre in die ständige Museumsexposition. Nachdem ich Zvi darüber berichtet hatte, entschied er sich, nach Polen zu kommen und bei unserem Film mitzumachen.



Dieter Bielenstein, der andere Protagonist Ihres Films, präsentiert eine weitere große Gruppe von Geschichtsakteuren: die deutschen Umsiedler. Wie fanden Sie diesen Zeitzeugen?

Dieter Bielenstein war der einzige in seiner Familie, der über diesen Teil ihrer Geschichte berichten wollte. Auch diesmal half mir eine Freundin. Sie wusste, dass ich an dem Thema arbeitete, und meinte, sie kenne einen von den Deutschen, die nach Posen oder in die Provinz Posen umgesiedelt wurden. Zu diesem Zeitpunkt war mir niemand aus diesem Personenkreis bekannt, der vom Erlebten hätte berichten können. Inzwischen gibt es mehrere Kontakte dieser Art. Vielleicht werde ich später einmal eine Kollektivgeschichte dieser Gruppe schreiben.

Meine Familie – die Urgroßeltern, Großonkel und -tanten – wurden 1944 im Rahmen der so genannten „Administrativumsiedlung“ aus dem Schwarzmeergebiet in den „Warthegau“ verbracht. Die Rahmenbedingungen dieser NS-Politik sind inzwischen von den Historikern umfassend beschrieben worden. Von meinem biographischen Background ausgehend, interessieren mich die Gründe und Motive der Betroffenen, die den Weg als Umsiedler antreten mussten. Zeugenaussagen darüber sind kaum vorhanden. Eine mögliche Erklärung bietet in seinem Interview Dieter Bielenstein. Ist er aus Ihrer Sicht der paradigmatische deutsche Umsiedler im „Warthegau“? Spricht er für alle? Oder sollten wir auch in diesem Fall von einer Vielzahl von gruppenspezifischen und persönlichen Motiven und Bewegungen der Umsiedlung ausgehen?

Ich habe insgesamt etwa Hundert polnische Opfer der NS-Zwangsdeportationen interviewt. Seit einem gewissen Zeitpunkt – dies geschah nicht von Anfang an, sondern erst später – habe ich mich gefragt, ob diese Menschen von den Deutschen etwas Positives erfahren haben. Diese Frage ist aus meiner Sicht sehr wichtig, denn dadurch wird unser Bild differenzierter. Ich kenne einen Lokalhistoriker, der aus einer Ortschaft in der Nähe von Posen kommt. Er hat viele Kontakte mit deutschen Familien geknüpft, die einst in dieser Ortschaft angesiedelt worden waren. Seine Hoffnung ist, dass er einmal eine Kollektivgeschichte schreibt, in der deutsche und polnische Zeitzeugen auch von ihren positiven Erfahrungen berichten. Ihre Geschichten sind unterschiedlich. Manchmal handelt es sich nur um eine Geste, dass ein Deutscher einem Polen einen zusätzlichen Laib Brot zugeschoben hat.

Eine dieser kleinen Geschichten mag ich besonders. Sie spielt in einem Dorf in der Nähe von Trzemeszno/Tremessen, einem kleinen Städtchen. Hier lebte eine polnische Familie in direkter Nachbarschaft von zwei deutschen Familien – einer Familie von überzeugten Nazis und einer Familie, die Neutralität wahrte. Die letztgenannte Familie schob von Zeit zur Zeit der polnischen Familie eine Milchkanne zu. Sie tat es nur am Abend, damit die andere deutsche Familie das nicht sieht.



Tafel, die den Zutritt zum Park in Saybusch / Żywiec (Polen) verbietet, 1941–1942/ Jacek Kubiak (Hg.): Ausstellung „Vertriebene 1939. Deportationen von polnischen Bürgern aus den ins Dritte Reich eingegliederten Gebieten“ (2016)

Eine andere zutiefst menschliche Geschichte spielte sich in Krotoszyn/Krotoschin ab, einem Städtchen, das etwa 90 km südlich von Posen, an der Grenze zwischen der Provinz Posen und Schlesien, liegt. Es ist Dezember 1939. Ein polnischer Metzger hatte auf dem Markt, dem rynek, von Krotoszyn einen Laden. Er und seine Familie wissen bereits: Ihre Vertreibung steht an, es kann sich nur noch um Tage oder Wochen handeln. Einmal klopft es nachts beim polnischen Metzger an der Tür. Eine Gruppe von drei uniformierten Deutschen steht da. Sie meinen, sie wollten etwas zum Essen haben. Die polnische Familie hat ihnen zunächst nicht geglaubt, dann entschied man sich anders. Die drei Deutschen bekamen etwas zum Essen. Im Gespräch hat sich erwiesen, dass einer der ungebetenen deutschen Gäste ein hoher Luftwaffenoffizier – der Vizechef der in Breslau stationierten Einheiten der Luftwaffe – war und in der Wilhelminischen Zeit – vor dem Ersten Weltkrieg war Posen ein Teil des Deutschen Reiches – in derselben Einheit gedient hatte, wie der polnische Metzger. Sie waren also Kameraden! Der deutsche Offizier sagte dann zu seinem polnischen Kameraden: „Wenn man euch aussiedeln sollte, nehme ich euer Kind zu mir nach Breslau. Sobald ihr am Aussiedlungsort angekommen seid, bringe ich das Kind zu euch.“ So war es dann auch geschehen: Dieses Kind – das Mädchen Krystyna, es lebt übrigens noch – verbrachte ein halbes Jahr in der Wohnung des deutschen Offiziers in Breslau. Die Familien haben bis heute Kontakt.

Ein Interview ist oft lang. Was später daraus in den Film Eingang findet, ist nur ein kleiner Ausschnitt. Dieter Bielenstein spricht in „Eine blonde Provinz“ wenig darüber, wie seine Familie, die aus Lettland in den „Warthegau“ umgesiedelt wurde, ihre Situation in Posen wahrgenommen und wie sich diese Wahrnehmung mit der Dauer des Aufenthalts verändert hat, ob es zur Einsicht kam, dass dabei ein historisches Unrecht gegenüber Polen und Juden geschah? War das bei Ihren Gesprächen mit Dieter Bielenstein ein Thema?

Ich glaube, er war damals noch zu jung, um darüber nachzudenken, oder das Bedürfnis zu haben, sich dafür zu entschuldigen. Er begann erst später, sich mit der eigenen Familiengeschichte zu befassen. Nachdem seine Eltern gestorben waren, fand er in einer Schublade zwei Briefe von Frau Danuta Szulczewska aus Posen, einem polnischen Vertreibungsopfer, in dessen Haus die Familie Bielenstein einzog. Sie entdeckte nämlich in ihrem Posener Haus Papiere und Fotos, die als das Eigentum der Familie Bielenstein gekennzeichnet waren. Sie hat daraufhin das Rote Kreuz angeschrieben, ob es diese Familie gibt, und wollte ihren Fund den Bielensteins übergeben. Diesen Versuch unternahm sie zweimal. Und zweimal hat das Rote Kreuz die Familie Bielenstein ausfindig gemacht. Die Eltern von Dieter Bielenstein wollten jedoch diese Sachen nicht haben. Die Briefe von Frau Szulczewska hoben sie jedoch auf. Nach dem Tod seiner Eltern hat Dieter Bielenstein diese Briefe gefunden und ist nach Posen hingefahren. So kam sein Kontakt mit Danuta Szulczewska zustande.

Es gab drei Gruppen von Umsiedlern, die anstelle von vertriebenen Polen und Juden in mehreren Wellen in den „Warthegau“ verbracht wurden: „Reichsdeutsche“, Baltendeutsche, Deutsche aus Südosteuropa beziehungsweise aus der damaligen Sowjetunion. Die historischen Hintergründe dieser Umsiedlungswellen weisen nicht nur Gemeinsamkeiten, sondern auch Unterschiede auf. Ist es aus Ihrer Sicht berechtigt, im Falle der Deutschen aus der Sowjetunion von einer „Zwangsmigration“ zu sprechen? Welche Rolle spielte dabei der Krieg als Bedingung der Umsiedlung? Was hatte die Betroffenen in ihrem Umsiedlungswillen bestärkt: Die Angst vor der Rache der Roten Armee oder die Aussicht auf einen neuen Wohlstand im „Warthegau“?

Ich habe mir die Motivlage der verschiedenen Gruppen noch nicht genau angeschaut. Ganz sicher waren beispielsweise die Geschichten der Baltendeutschen oder der Wolhyniendeutschen, die noch vor dem Ausbruch des sowjetisch-deutschen Krieges in den „Warthegau“ gekommen sind, unterschiedlich. Die Zustände in den Lagern für die deutschen Umsiedler waren zwar viel besser, als in den polnischen Lagern, für die meisten Betroffenen waren sie jedoch kein Paradies. Ein Indiz dafür ist ein Aufruf von Himmler an die Deutschen, die in einem Übergangslager auf die Zuweisung von einem polni-

schen Hof oder einer polnischen Wohnung warteten. Darin hieß es am 30. Januar 1942: „Dass ihr so lange warten und leiden müsst und noch nichts bekommen habt, das ist nicht umsonst – das macht ihr für unseren Führer und unseren Sieg.“

Ihr Film spricht sehr viele in Politik, Öffentlichkeit und Geschichtswissenschaft umstrittene Themen an. Wie wurde er in Polen und in Deutschland aufgenommen?

Bevor ich zu den Reaktionen in den beiden Ländern komme, wollte ich noch auf ein anderes Thema eingehen. Während der Arbeit am Film bekamen wir von den Zeitzeugen eine Menge von Dokumenten und Fotos, die wir gar nicht alle verwenden konnten. Denn wir mussten beim Film eine strenge Auswahl treffen. Unser Filmteam ist auf die Idee gekommen, eine Ausstellung über dieses Thema zu machen. Sie ist kurz nach der Fertigstellung des Films realisiert worden. Inzwischen wurde die Ausstellung zehn Mal in Deutschland und über dreißig Mal in Polen gezeigt. Die ersten Reaktionen auf den Film und die Ausstellung, die für mich sehr wichtig waren, waren die Reaktionen der Betroffenen – von ehemaligen Opfern der Zwangsumsiedlung oder ihren Familienmitgliedern. Diese sagten: „Endlich! Endlich hat jemand darüber erzählt!“. Viele der Betroffenen meinten: „Endlich werden die Dinge beim Namen genannt!“ Denn unsere Ausstellung heißt „Vertriebene 1939“. In den Schulbüchern ist dagegen immer noch von der „Aussiedlung“ der Polen die Rede. Eine „Aussiedlung“ ist jedoch eine mehr oder weniger gewöhnliche Administrativmaßnahme. Die Betroffenen waren zufrieden, dass das, was ihnen widerfahren ist, tatsächlich beim Namen genannt wurde.

Die zweite Reaktion, insbesondere, wenn wir unseren Film und unsere Ausstellung in Deutschland gezeigt haben, hat mich persönlich immer wieder beeindruckt. Es gibt in Deutschland sehr viele Menschen – ich weiß, das gilt nicht hundertprozentig für alle –, die bereit sind, sich mit diesem Thema auseinanderzusetzen und darüber zu diskutieren. Es entsteht sehr leicht ein Dialog darüber. Das ist, finde ich, sehr wichtig!

Lieber Herr Doktor Kubiak! Es war ein sehr aufschlussreiches und spannendes Gespräch. Ich danke Ihnen ganz herzlich!

Dr. Jacek Kubiak (Poznań / Posen) ist Journalist und Dokumentarfilmer

Mariana Hausleitner – Die Umsiedlungen aus der Bukowina im Herbst 1940

Nach der sowjetischen Besetzung der Nordbukowina wurden Angehörige der deutschen Minderheit 1940 ins Deutsche Reich umgesiedelt. Im Herbst 1940 mussten auch die Deutschen aus der Südbukowina deren Schicksal teilen, weil die Nationalsozialisten deutsche Siedlungsschwerpunkte an den Außengrenzen des Deutschen Reiches errichten wollten. Von den insgesamt 95.770 Umsiedlern aus der Bukowina kamen viele aus ethnisch gemischten Familien. Da diese nicht in Himmlers Germanisierungspläne passten, verblieben viele von ihnen bis 1945 in den Lagern. Diejenigen, die angesiedelt wurden, sind Zeugen dessen geworden, wie ihretwegen zehntausende Polen vertrieben wurden.

Mariana Hausleitner beschreibt die Geschichte dieser Umsiedlungsaktion in ihrem Buch „Viel Mischmasch mitgenommen“ – Die Umsiedlungen aus der Bukowina 1940“ (2018), das sie am 15. Oktober 2019 im HDO vorstellte.



Deutsche Umsiedler aus Bessarabien und der Bukowina auf dem Bahnhof Graz-Puntigam (Österreich), 27.–28. November 1940, Bundesarchiv, Bild 121-0693/CC-BY-SA 3.0/© Wikimedia Commons



Infolge der Aufteilung der Einflussbereiche zwischen dem Deutschen Reich und der Sowjetunion wurde ein Viertel der Deutschen aus Rumänien umgesiedelt. Das betraf nicht nur jene aus Bessarabien und der Nordbukowina, die seit Juni 1940 in den sowjetischen Machtbereich eingegliedert worden waren. Die Volksdeutsche Mittelstelle / VOMI, seit Juni 1941 SS-Hauptamt, organisierte auch die Umsiedlung von Deutschen aus der weiterhin zu Rumänien gehörenden Südbukowina und aus der Dobrudscha. Nur die zwei großen Gruppen der Siebenbürger Sachsen und der Banater Schwaben durften in Rumänien bleiben. Bei den Rasseexperten galten diese nicht wie die ersten drei als „nicht überlebensfähige Splitter des deutschen Volkes“.

Im Weiteren behandle ich drei Fragen:

- 1) Wann begann die Planung der Umsiedlungen?
- 2) Was geschah mit den Umsiedlern aus der Bukowina nach 1940?
- 3) Wie war die Lage dieser Umsiedler unmittelbar nach 1945?

Wann begann die Planung der Umsiedlungen?

Der Historiker Dirk Jachomowski führte 1984, in seinem ansonsten für das Erscheinungsjahr kritischen Buch, die Umsiedlungen auf die territorialen Veränderungen nach dem Hitler-Stalin-Pakt vom August 1939 zurück. Da inzwischen mehr über die Umsiedlungspläne der Nationalsozialisten geforscht wurde, begann ich meine Untersuchung mit dem Jahr 1938, als ein grundsätzlicher Wechsel in der Haltung gegenüber den Auslandsdeutschen erfolgte. Die „Volkstumsforscher“ aus dem Deutschen Reich sahen in den polnischen Wanderarbeitern eine Gefahrenquelle. Seitdem wurden Arbeitskräfte unter den Auslandsdeutschen geworben, man nannte sie nun „Volksdeutsche“. Für sie war seit 1937 die VOMI zuständig, die Werner Lorenz leitete. Die Experten erstellten seit 1938 Karteien mit Daten der Deutschen aus der Bukowina, Bessarabien und der Dobrudscha. Sie ließen Kirchenbücher fotografieren, um die Rassenzugehörigkeit der „Sippenverbände“ zu ermitteln.

Ab August 1939 wurden zuerst im Zuge des Hitler-Stalin-Paktes die Deutschen aus Lettland und Estland umgesiedelt, deren Heimat von der Roten Armee okkupiert worden war. Für Hitler war der Pakt mit dem vorherigen Hauptfeind nur als Zeitgewinn gedacht, um den Krieg gegen die Sowjetunion vorbereiten zu können. Die Aufteilung Polens zwischen dem Deutschen Reich und der Sowjetunion sollte dafür strategisch günstige Bedingungen schaffen. Aus dem vom Reich besetzten Gebieten vertrieben Sondereinheiten der SS schrittweise Polen und Juden mit Gewalt. Obwohl schon ca. 80.000 Umsiedler auf ihre Ansiedlung warteten, fassten die Leiter der VOMI bereits die nächsten Gruppen ins Auge, die sie in den Schriften als „Menschenmaterial“ für die Festigung der neuen Reichsgrenzen bezeichneten.

Was geschah mit den Umsiedlern aus der Bukowina von 1940 bis 1945?

Die rumänische Regierung kannte die Formulierungen aus dem geheimen Zusatzabkommen zum Hitler-Stalin-Pakt nicht und rechnete nur mit der Abtretung Bessarabiens. Doch der sowjetische Außenminister Molotov forderte im Juni 1940 auch die Nordbukowina, die er als „ukrainisches Siedlungsgebiet“ bezeichnete.

In der gesamten Bukowina stellten die Deutschen 9% der Bevölkerung. Der Chef der VOMI vereinbarte mit den sowjetischen Vertretern am 5. September 1940, dass sofort nach Vertragsabschluss die Umsiedlung der Deutschen starten sollte und innerhalb von 70 Tagen beendet werde. Der Transport aus der Bukowina war mit der Bahn über Krakau ins Deutsche Reich möglich, sie durften nur sehr wenig Gepäck mitnehmen. Die meisten Umsiedler aus der Nordbukowina kamen in Beobachtungslager im besetzten Westpolen. Diese befanden sich zumeist an isolierten Orten z. B. in enteigneten Klöstern. Die Umsiedler durften die Lager nur mit Genehmigung des Leiters verlassen. Viele Bukowiner Deutsche wollten, wie zuvor, sonntags in die Kirche gehen, denn die Mehrheit waren Katholiken. Der Besuch von örtlichen Kirchen wurde ihnen jedoch verboten, damit sie keinen Kontakt zu polnischen Katholiken erhielten. Die mit ihnen umgesiedelten Geistlichen behandelte die Gestapo wie Suspekte und einige kamen in Konzentrationslager. Nach etwa einem halben Jahr erfolgte die Überprüfung durch die Einwanderungszentrale / EWZ. Rasseexperten überprüften die Stammbäume und klassifizierten die Umsiedler danach, ob sie für die „Germanisierung“ besetzter Gebiete geeignet seien. Bei der Bukowina waren besonders viele Familien multiethnisch. Schon nach der Ankunft der ersten Transporte verlangte die VOMI, dass nur rein deutsche Familien ausreisen sollten. Doch Fritz Schellhorn, der deutsche Konsul aus Czernowitz, erwiderte, dass Ehen nicht in paar Tagen getrennt werden könnten. Es gab besonders viele polnische Ehepartner, weil diese auch Katholiken waren. Der Konsul wies darauf hin, dass im Habsburger Reich bis 1918 Ehen mit Polen und auch Juden gesellschaftlich akzeptiert waren. Die Umsiedler aus der Bukowina waren zu 44% Städter, bei denen zuvor die soziale Schicht und nicht die Ethnie bei Heiraten entscheidend gewesen war. Ein Rasseexperte bezeichnete die Umsiedler aus der Bukowina als „Mischmasch“. Dagegen galten die zumeist bäuerlichen Deutschen aus Bessarabien als wertvolle Gruppe, denn bei ihnen waren Ehen mit den orthodoxen Russen, Rumänen und Bulgaren sehr selten gewesen.

In den besetzten Ostgebieten durften nur Deutsche angesiedelt werden. Die Umsiedler aus gemischten Familien kamen zur „Eindeutschung“ ins Altreich. Bei vielen Bauern bedeutete dies, dass sie nicht wie versprochen einen neuen Hof erhielten, sondern als Knechte oder unqualifizierte Arbeiter eingesetzt wurden. Niemand durfte sich selbst einen Arbeitsplatz suchen. Wer sich den Weisungen der Ansiedlungskommission entzog, wurde mit Lagerhaft bedroht. Widerspenstige Umsiedler kamen in ein spezielles Arbeitslager der VOMI.

Diejenigen, die als privilegierte „Ostfälle“ anerkannt worden waren, erhielten oft armselige Höfe von Polen, die vor ihren Augen vertrieben wurden. Erst seit den 1980er Jahren schilderten einige umgesiedelte Bukowinadeutsche in Erinnerungen ihren Schock über dieses Verfahren. Manchmal wurden ihnen die ehemaligen Hofbesitzer als Knechte zugewiesen. Die Neusiedler bekamen die Höfe nur als Treuhänder und mussten das anbauen, was ihnen vorgeschrieben wurde. So saßen viele Umgesiedelte unter ständiger Kontrolle in strohgedeckten Hütten, umringt von Polen, die sie als Besatzer ansahen. Oft wurden die Familienverbände auseinandergerissen. Es wurden absichtlich Umsiedler aus verschiedenen Regionen zusammengefügt, damit im Sinne der Rasseexperten eine „Blutauffrischung“ stattfinden könne.

Nur mit der fanatischen Germanisierungspolitik lässt sich erklären, warum im Oktober 1940 auch viele Deutsche aus der Südbukowina umgesiedelt wurden. Sie waren nicht bedroht, denn eine deutsche Militärmission sicherte Rumäniens verkleinertes Territorium. Doch die Nazis hatten weitgesteckte Pläne, wie der „deutsche Siedlungsboden“ erweitert werden sollte, um eine autarke Versorgung zu gewährleisten.

Den Deutschen aus der Südbukowina war die Zusammenarbeit mit jenen aus dem Nordteil versprochen worden. Sie merkten erst in den Auffanglagern, dass dies eine Lüge gewesen war. Diese Umsiedler wurden verstreut in Gebieten angesiedelt, aus denen zuvor Slowenen, Franzosen, Polen oder Tschechen vertrieben worden waren. Vor allem junge Familienväter erhielten Höfe. Personen, die über 60 Jahre alt waren, galten als für den Arbeitsprozess untauglich und saßen lange in provisorischen Lagern. Völlig brutal verfuhr die Leiter der Umsiedlung mit Personen, die sie als Erbkrankte schon vor dem Transport ausgesondert hatten. Deren Familien wurde zugesichert, dass sie mit speziellen Krankenzügen ins Reich befördert würden. Danach verloren sich ihre Spuren, weil sie in speziellen Einrichtungen ermordet wurden.

In Bukarest regierte seit Anfang September 1940 General Antonescu. Ein Rassengesetz nach deutschem Vorbild war bereits kurz davor erlassen worden. Zwischen 1941 und 1944

tagten mehrere deutsch-rumänische Kommissionen, um die vielen Anträge von rückkehrwilligen Umgesiedelten aus der Bukowina zu überprüfen. Es handelte sich oft um Personen aus multiethnischen Familien und so wurde für jede Person der Anteil des „nichtdeutschen Blutes“ ermittelt. Die Vertreter Rumäniens erlaubten nur etwa 2.000 von über 8.000 Antragstellern bis 1943 die Rückkehr. Das wichtigste Thema der Verhandlungen war die Verrechnung für den zurückgelassenen Besitz der Umsiedler. Die Sowjetunion hatte 1940 eine Entschädigung zugesichert, aber die rumänischen Unterhändler wollten diese Schulden nicht übernehmen.

Wie war die Lage dieser Umsiedler unmittelbar nach 1945?

Die wenigen Umsiedler, die in Lothringen angesiedelt worden waren, verließen fluchtartig im Herbst 1944 ihre neuen Anwesen. Ihnen wurden Höfe im Deutschen Reich zugewiesen, wo sie dann als Knechte arbeiteten. Die Lage der Neusiedler im Warthegau war nun besonders tragisch. Viele Männer waren seit 1943 zum Kriegsdienst einberufen worden. Die zurückgebliebenen Frauen, Kinder und Alten durften das Gebiet erst im eisigen Januar 1945 verlassen. Auf der Flucht kamen sehr viele um.

So liegt der Anteil der Todesopfer bei den Umsiedlern viel höher als bei den in Rumänien zurückgebliebenen Deutschen. Die im Frühjahr 1945 von der Roten Armee aufgegriffenen Umsiedler wurden unterschiedlich behandelt. Die aus der Südbukowina transportierte die Rote Armee nach Rumänien und sie wurden interniert. 1947 transportierte man sie in die sowjetisch besetzte Zone Deutschlands. Die aus Nordbukowina wurden wie abtrünnige Sowjetbürger behandelt, sie kamen zumeist zur Zwangsarbeit in asiatische Sowjetrepubliken. Erst als Adenauer 1955 die letzten Kriegsgefangenen heimholte, konnten auch sie in die BRD ausreisen.

Die Aufarbeitung dieses dunklen Kapitels begann erst, als jene Führer in den Landsmannschaften keinen Einfluss mehr hatten, die als Experten die Umsiedlungen organisiert hatten. Sie hatten zuvor verhindert, dass kritische Berichte erschienen. Im Augsburg-Bukowina-Institut können nun junge Wissenschaftler über diese Verstrickungen forschen und die letzten Zeitzeugen befragen. Erste Ergebnisse erschienen 2020 in dem Jahrbuch der Danubiana Carpathica.

Literatur: Hausleitner, M.: „Viel Mischmasch mitgenommen“. Die Umsiedlungen aus der Bukowina 1940 (2018).

Kurzfassung des Vortrags im HDO am 15. Oktober 2019

PD Dr. Mariana Hausleitner (Berlin) ist Historikerin mit einem Forschungsschwerpunkt auf der Geschichte Südosteuropas





Patricia Erkenberg —
Die Ausstellung „Wolfs-
kinder“. Auf dem Brotweg
von Ostpreußen nach Litauen
1945 – 1948“



„Ich möchte den jungen Leuten mit auf den Weg geben, dass der Krieg sowohl jungen als auch alten Menschen nichts als Schmerz und Qual bereitet. Für uns bedeutete er eine verlorene Kindheit und Zwangsarbeit.“

Sieglinde Liedke-Kenzler



Sieglinde Liedke-Kenzler als kleines Mädchen bei ihrer Einschulung in Wehlau (Ostpreußen), 1940 (Bild S. 67 / Litauisches Zentrum für die Erforschung von Genozid und Widerstand, Vilnius) und als junge Frau (Bild S. 68 / ebd.)

Sieglinde Liedke-Kenzler ist eine der Zeitzeugen, die ihre Geschichte in der Ausstellung „Wolfskinder‘ – Auf dem Brotweg von Ostpreußen nach Litauen 1945 – 1948“ erzählen. „Wolfskinder“ – so nannte man ostpreußische Kinder, die in den letzten Tagen des Zweiten Weltkriegs elternlos wurden und ins benachbarte Litauen flüchteten. Dort halfen ihnen vor allem die örtlichen Bauern, die sie aber auch oft als Arbeiter einsetzten. Viele mussten zu ihrer Sicherheit einen litauischen Namen annehmen und ihre deutsche Identität verbergen. Einige von ihnen leben noch heute in der baltischen Republik. Andere fanden in den 1950er Jahren oder erst nach der politischen Wende in Osteuropa in den 1990er Jahren ihre verlorenen Familien wieder und kamen nach Deutschland. Die Geschichte dieser Kriegsoffer wird in der zweisprachigen deutsch-litauischen Ausstellung des Litauischen Zentrums für die Erforschung von Genozid und Widerstand der Bevölkerung Litauens (Vilnius) erzählt. Im Jahr 2019 war die Ausstellung auf Initiative der Litauischen Botschaft in Berlin für drei Monate im Münchner Haus des Deutschen Ostens zu sehen.

Nur zu besonderen Anlässen ist das Haus des Deutschen Ostens so voll, wie zur Ausstellungseröffnung von „Auf dem Brotweg von Ostpreußen nach Litauen“. Das lag vor allem an dem sehr interessanten und bewegenden, aber trotzdem wenig bekannten Thema der ostpreußischen „Wolfskinder“. Nicht alle Interessierten fanden daher im größten Veranstaltungsraum des HDO Platz. Die Beauftragte der Bayerischen Staatsregierung für Aussiedler und Vertriebene, Sylvia Stierstorfer, MdL, und der Botschafter der Republik Litauen in der Bundesrepublik Deutschland, S.E. Darius Jonas Semaška, nahmen als Ehrengäste an der Veranstaltung teil und sprachen jeweils ein Grußwort. Die wissenschaftliche Einführung in die Ausstellung gaben Dr. Arūnas Bubnys vom Zentrum für Erforschung von Genozid und Widerstand der Bevölkerung Litauens und Eugenijus Peikštenis vom Museum für Okkupationen und Freiheitskämpfe (Vilnius). Sie berichteten unter anderem über die Entstehung der Ausstellung und die Quellen, aus denen das Material zusammengestellt wurde.



Unter den Gästen der Eröffnung war zudem eine Schülergruppe aus Klaipėda / Memel (Litauen) vom Hermann-Sundermann-Gymnasium, die zu diesem Zeitpunkt auf einer Fahrt durch Bayern in München Station machte. Organisiert wurde diese Schülerfahrt von der Landesgruppe Bayern der Landsmannschaft Ost- und Westpreußen, vor allem durch den damaligen Landesvorsitzenden Friedrich Böld. Das Austauschprogramm wurde mit Mitteln der Projektförderung nach §96 Bundesvertriebenengesetz über das HDO finanziell gefördert. Die jungen Litauer hatten sich zuvor mit dem Botschafter S.E. Semaška getroffen und anschließend an der Ausstellungseröffnung teilgenommen.

Im Rahmen der Eröffnung honorierte BdV-Landesvorsitzender Christian Knauer zudem die Leistungen von Hans-Jürgen Hoffmann und seiner Frau, die sich seit Jahrzehnten für die „Wolfskinder“ und das Bekanntmachen ihres Schicksals eingesetzt haben. Gemeinsam mit HDO-Direktor, Prof. Dr. Andreas Otto Weber, verlieh er dem Ehepaar dafür eine Anerkennungsurkunde. Angelika Pasenau (Gransee) und ihr Mann Olaf, der selbst zu den elternlosen Kindern in Ostpreußen zählte, setzen sich ebenfalls stetig für die Anliegen der ehemaligen „Wolfskinder“ ein. Frau Pasenau war es auch, die zuerst angeregt hatte, die Ausstellung im Münchner HDO zu zeigen. Bei der Eröffnung sprach sie spontan über ihre Erfahrungen in der ehrenamtlichen Arbeit im Bereich der Erinnerungskultur.



Für die musikalische Umrahmung sorgte die Münchner Pianistin Brigitte Helbig, die extra für die Ausstellungseröffnung drei Werke litauischer Komponisten einstudiert hatte. Zu Beginn spielte sie das Stück „Das neue Jahr“ aus dem Werk „Winterskizzen“ von Balys Dvarionas (1904 – 1972). Der Pianist Dvarionas zählt zu den bedeutendsten litauischen Komponisten seiner Zeit und integrierte in seine Musik immer wieder litauische Volksmusik. Auch in der Sowjetzeit war er damit sehr erfolgreich und komponierte die Hymne der Litauischen Sozialistischen Sowjetrepublik. Vytautas Bacevičius (1905 – 1970) entstammte der gleichen Generation, komponierte aber ganz andere Musik, als der eher romantisch orientierte Dvarionas. Die meisten seiner Kompositionen sind modern und atonal. Helbig spielte sein Stück „Dance Fantastic“. Den Abschluss bildete „Nocturne in fis-Moll“ von Mikalojus Konstantinas Čiurlionis (1875 – 1911). Wie Bacevičius wurde auch Čiurlionis in Polen geboren. Musikalisch entstammte er der Romantik, experimentierte aber mit freier Harmonik und Rhythmik. Das Musikprogramm wurde vom gesamten Publikum sehr gut aufgenommen, besonders aber von den Gästen aus Litauen gelobt.

Die Ausstellung selbst beeindruckte vor allem durch die vielen Zeitzeugenaussagen. Auf mehreren Bildschirmen konnten sich die Besucher Videointerviews mit Betroffenen ansehen. So zum Beispiel das mit Sieglinde Liedke-Kenzler, von der das Eingangszitat stammt. Sie wurde 1935 im ost-

Eugenijus Peikštenis vom Museum für Okkupationen und Freiheitskämpfe (Vilnius) und Dr. Arūnas Bubnys vom Zentrum zur Erforschung von Genozid und Widerstand der Bevölkerung Litauens (Vilnius) (v.l.n.r.), die an der Realisierung der Ausstellung maßgeblich beteiligt waren, bei der Ausstellungseröffnung im HDO am 25. Juni 2019 / © HDO



„Danke für diese Ausstellung. Sie ist heute noch wichtiger als noch vor Jahren.“ *Ingrid H.*

preußischen Wehlau (heute Snamensk in der Oblast Kalininograd) geboren und beschreibt im Zeitzeugeninterview ihre Leidensgeschichte ab 1945. In diesem Jahr musste sie mit ihren Eltern und vier Geschwistern ihren Heimatort verlassen. Die Flucht führte die Familie zunächst nach Friedland in Ostpreußen (heute Prawdinsk), wo der Vater von der Familie getrennt wurde. Er starb später in einem Lager. In der Hoffnung ihn wiederzutreffen, kehrte die Familie zurück nach Wehlau, wo sie im Hungerwinter 1946 große Probleme hatten zu überleben. Die Mutter versuchte, ihre Familie zu ernähren, indem sie nach Litauen fuhr, um bei den dortigen Bauern um Essen zu betteln. Von einer dieser Reisen kam sie krank zurück und starb. Die 12-jährige Sieglinde und ihr 13-jähriger Bruder waren daraufhin nicht nur für die jüngeren Geschwister

verantwortlich, sondern mussten auch ihre Mutter beerdigen. Sie entschlossen sich nun, selbst nach Litauen zu gehen, wo sie zwar von der litauischen Bevölkerung versorgt wurden, aber nicht immer ein Dach über dem Kopf hatten. Nach und nach verloren sich die Geschwister, die bei unterschiedlichen Familien unterkamen. Sieglinde fand ihre Geschwister über den Suchdienst

des Roten Kreuzes erst 1956 in einem Kinderheim in der DDR wieder.

Neben den Interviews informierten zusätzliche Ausstellungstafeln mit zahlreichen Bildern, Dokumenten und Karten über die geschichtlichen Hintergründe und stellten die Entwicklungen der Organisationen der sogenannten „Wolfskinder“ dar. Die gezeigten Materialien stammen vom Zentrum zur Erforschung von Genozid und Widerstand der Bevölkerung Litauens, dem Hugo-Scheu-Museum Šilutė, dem Litauischen Zentralarchiv (Vilnius), dem Litauischen Sonderarchiv (Vilnius), dem Bildarchiv Ostpreußen, der Landsmannschaft Ostpreußen e. V. sowie aus Privatarchiven von Familien der „Wolfskinder“.

Zahlreiche Gästebucheinträge zeugen von der nachhaltigen Wirkung der Ausstellung:

„Als Tochter eines ‚Wolfskindes‘ freue ich mich wirklich sehr, dass diesem Kapitel unserer Geschichte endlich mehr Raum gegeben wird und dadurch mehr Menschen etwas darüber erfahren – viel zu vielen sind ‚Wolfskinder‘ und deren Schicksal immer noch kein Begriff... Bei uns zu Hause, besonders mit meinem Onkel (damals 10 Jahre alt und damit Zweitältester von 4 Kindern), wurde viel darüber gesprochen. Vor kurzem von mir nach seinen erfrorenen Händen befragt, erzählte er mir von einem russischen Soldaten, der versuchte, mit seinen Händen die meines Onkels zu wärmen... leider erfolglos.“ *Eva K.*

„Nach Ansicht der Tafeln muss ich feststellen, wie gut es uns heute geht. Die armen Menschen von damals.“ *R.R.*



Christina Meinusch — „(Nicht) Gekommen um zu bleiben... Braunau — Forchheim — Broumov. Vertreibung — Patenschaft — Partnerschaft“

— ...titelt die Wanderausstellung des Heimatkreises Braunau/Sudetenland e.V. und bezieht sich dabei auf eine Rede vom damaligen Heimatkreisbetreuer Josef Spitzer aus dem Jahr 1955. In dieser geht er noch klar von einer Rückkehr in die Heimat aus.

Von der Sonderausstellung zur Wanderausstellung

Ursprünglich entstand die Wanderausstellung aus einer Sonderausstellung im Braunauer Heimatmuseum in Forchheim zum Internationalen Museumstag 2017. Der damalige Ausstellungstitel lautete: „Gemeinsam mit unserem Paten Forchheim, wurden wir Partner unserer Heimatstadt Braunau/Broumov“. Diese Sonderausstellung, die im Ausstellungsraum im Erdgeschoss des Braunauer Heimatmuseums gezeigt wurde, war relativ günstig produziert worden. Sie wurde am 21. Mai 2017 zum Internationalen Museumstag mit 100 Besuchern eröffnet. In den folgenden Wochen entwickelte sich die Sonderausstellung zu einem regelrechten Besucher-



Entstehung der Wanderausstellung

Zusätzlich zu dem bereits für die Sonderausstellung benutzten Quellenmaterial wurden für die Wanderausstellung unter anderem Tonaufnahmen des Heimatkreises ausgewertet. Hierbei wurde die Aufnahme des Festakts zur Patenschaftsübernahme der Stadt Forchheim über Braunau und das Braunauer Ländchen im Jahr 1955 entdeckt. In seiner Ansprache sagte der damalige Heimatkreisbetreuer Josef Spitzer, der letzte Bürgermeister der Stadt Braunau: „wir wissen nicht, wann wir zurückkommen...“ und erklärte in diesem Zusammenhang die Wichtigkeit, heimatliches Kulturgut zu bewahren, so dass die Rückkehr in die Heimat leichter fallen würde. Diese Ansprache gab der Ausstellung ihren Namen, denn sie macht sehr deutlich, dass die vertriebenen Braunauer nicht gekommen waren, um zu bleiben.

Ausstellungsorte

Erstmals gezeigt wurde die druckfrische Wanderausstellung im September 2018 in Forchheim als Paten- und Partnerstadt von Braunau/Broumov. In die tschechische Partnerstadt wanderte die Ausstellung direkt im Anschluss. Seitdem war sie 2018 und 2019 in Prag, in Würzburg, im Stiftsgymnasium des Klosters Rohr in Niederbayern, beim Sudetendeutschen Tag in Regensburg sowie mehrfach am Heiligenhof in Bad Kissingen zu sehen. 2020 wanderte die Ausstellung ins Haus des Deutschen Ostens nach München, wo sie vor großem Publikum eröffnet wurde. Von dort ging es weiter nach Wien ins Haus der Heimat. Aufgrund der Corona-Pandemie, die zum Zeitpunkt der geplanten Abholung bereits zu Reisebeschränkungen geführt hatte, musste die Ausstellung in der österreichischen Hauptstadt verharren, und die weiteren geplanten Termine verschoben werden.

Themen der Ausstellung

Auf insgesamt 21 Roll-Ups macht sich die Ausstellung mit den Besuchern auf den Weg von Braunau im Sudetenland nach Forchheim, beschreibt den schweren Start in der „neuen Heimat“ und die wichtige Unterstützung durch die Stadt Forchheim als Patenstadt. Zusammen mit Forchheim als Paten geht der Heimatkreis Braunau/Sudetenland e.V. den Weg der Verständigung und initiiert die bis heute freundschaftliche Städtepartnerschaft mit der Stadt Broumov in der heutigen Tschechischen Republik.

Nach einer Einführung werden die geographische Lage Braunaus in der Tschechoslowakischen Republik (1918–1938) thematisiert und die Auswirkungen verschiedener politischer Entwicklungen vor dem Zweiten Weltkrieg gezeigt.

Der folgende Themenkomplex beschäftigt sich mit der Phase unmittelbar nach Kriegsende in Braunau und der Vertreibung aus Braunau. Er zeigt die ungewisse Zeit vor dem Abtransport mit Lagerleben und Museumsobjekte wie die Armbinden, die von Deutschen und Österreichern zu tragen waren, oder Plakate, die – nur teilweise ins Deutsche über-

magneten für das Heimatmuseum. Aufgrund des großen Erfolges und des guten Feedbacks in der regionalen Presse entschied der Heimatkreis Braunau/Sudetenland e.V., diese Sonderausstellung professionell und zweisprachig, deutsch und tschechisch, zu produzieren.

Besonders aufgrund des Bestrebens, die Ausstellung auch in Tschechien zu zeigen und durch die Übersetzung tschechischer Besuchern zugänglich zu machen, fanden sich Förderer, die das Vorhaben des Heimatkreises Braunau finanziell unterstützten. So konnte die Produktion der Wanderausstellung durch den Deutsch-Tschechischen Zukunftsfonds, die Sudetendeutsche Stiftung, die Stadt Forchheim, die Sparkasse Forchheim und einen Eigenanteil des Heimatkreises Braunau finanziert werden.

setzt – die Ausweisung der Deutschen aus der Stadt und dem Kreis ankündigten. Eindrucksvolle Fotos aus dem Bestand des Braunauer Heimatmuseums zeigen den beschwerlichen Fußmarsch mit Gepäck, Kind und Kegel zum Bahnhof Halbstadt/Meziměstí, wo die Güterwaggons bereits warteten.

In dieser Zeit unmittelbar nach Ende des Zweiten Weltkrieges entluden sich der Zorn und der Hass der tschechischen Bevölkerung, befeuert durch das Unrecht des vorausgegangenen Krieges, an der deutschen Bevölkerung im Braunauer Land. Und auch die Vertreibung selbst forderte besonders unter Alten, Kranken und Kindern viele Opfer. Diese Opfer sollen in der Ausstellung bewusst nicht vergessen werden.

Ankunft in der neuen Heimat

Die erste Zeit war geprägt von der Frage, wohin es Familienangehörige und Freunde verschlagen hatte. Eine wichtige Rolle spielte hier der Suchdienst des Deutschen Roten Kreuzes, der zum Beispiel in Übergangslagern mit Suchkarteien Flüchtlinge, Vertriebene und Kriegsheimkehrer erfasste und Auskunft erteilte. Mobile Teams des Suchdienstes fuhren mit der Kartei Orte an, in denen Vertriebene untergekommen waren. Hierzu stellte das DRK-Bildarchiv dankenswerter Weise Bildmaterial zur Verfügung.

In diesem Zusammenhang spielt auch der Braunauer Rundbrief eine große Rolle. Der damalige Abt des Braunauer Klosters und später des Klosters Rohr, Dominik Prokop, schrieb bereits 1946 erstmals einen (schreibmaschinengeschriebenen und hektographierten) Rundbrief an alle ihm bekannten Adressen seiner ehemaligen Braunauer Mitbürger. Die bald in diesen Rundbriefen veröffentlichten Suchmeldungen nahmen schnell einen großen Teil der Rundschreiben ein.

Neben der Frage des Verbleibs von Familienangehörigen war der Alltag im Nachkriegsdeutschland eine Herausforderung. Die Unterbringung zunächst in Massslagern und später durch Zwangseinweisung in beschlagnahmten Wohnraum sowie die Not in allen Bereichen sind ebenfalls Thema in diesem Ausstellungsabschnitt. Im Vorfeld der Sonderausstellung erklärten sich viele Angehörige der Braunauer Heimatgruppe in Forchheim bereit, als Zeitzeugen von der ersten Zeit in Forchheim zu berichten. Aus diesen Zeitzeugenberichten werden kleine Geschichten und Anekdoten präsentiert.

Die vertriebenen Braunauer organisierten sich bald an vielen Orten der Bundesrepublik Deutschland in lockeren Heimatgemeinschaften. Aus ihnen ging im Jahr 1952 der Heimatkreis Braunau hervor. Im Jahr 1962 wurde der Verein ins Vereinsregister beim Amtsgericht Forchheim eingetragen. Neben der Gemeinschaft mit verschiedenen Veranstaltungen, die der Heimatkreis den vertriebenen Braunauern bot, war es am Anfang vor allem die Behördenhilfe zum Lastenausgleich, die den Heimatkreis für seine Mitglieder unverzichtbar machte.

Unter anderem dank der Bemühungen des neu gegründeten Heimatkreises übernahm die Stadt Forchheim im Jahr 1955 offiziell die Patenschaft über Stadt und Kreis Braunau. Das Foto des Festakts auf dem Forchheimer Marktplatz ist

Titelfoto der Ausstellung. Von dieser Patenschaft profitierten nicht nur die Patenkinder. Die Stadt Forchheim warb in der Sudetendeutschen Zeitung vom 16. Mai 1959 mit ihrem Status als Patenstadt von Braunau. Auch die Heimattage, die alle zwei Jahre in der Patenstadt Forchheim stattfanden, brachten Tausende Besucher in die Stadt.

Nach der politischen Wende 1989 war es erstmals möglich, über eine Städtepartnerschaft zwischen Forchheim und Broumov nachzudenken. Da es zu Beginn der Verhandlungen, vor allem aus den Reihen des Braunauer Heimatkreises, große Vorbehalte gegen eine Städtepartnerschaft gab, wurde 1995 zunächst eine „Vereinbarung zwischen den Städten Broumov/Braunau (Tschechische Republik) und Forchheim (Bundesrepublik Deutschland) zum Zwecke einer näheren Zusammenarbeit mit dem Ziele der Begründung einer Städtepartnerschaft“ unterzeichnet. Erst im Jahr 2001 kam es unter maßgeblicher Beteiligung des Heimatkreises Braunau/Sudetenland e.V. zu einer echten Städtepartnerschaft zwischen Broumov und Forchheim. Und so deutet sich heute – nach der Vertreibung, einem wirklich schweren Start und jahrzehntelangem Bemühen – durch die Freundschaft zwischen den Städten der neuen und alten Heimat, unter voller Einbeziehung der Betroffenen und ihrer Nachkommen, ein versöhnliches Ende der Geschichte sowie eine positive Perspektive für die Zukunft an.

Christina Meinus M.A. (München) ist Heimatpflegerin der Sudetendeutschen

Dr. Zuzana Finger (Heimatpflegerin der Sudetendeutschen), Dr. Günter Reichert (stellvertretender Heimatkreisbetreuer, Heimatkreis Braunau/Sudetenland e.V., Forchheim), Dr. Dieter George (ehemaliger Kulturreferent der Stadt Forchheim), Rosi Kraus (stellvertretende Landrätin, Forchheim), Anton Eckert (Kulturreferent des Landkreises Forchheim), Patricia Erkenberg (HDO), Christina Meinus (Kuratorin der Ausstellung), Dr. Uwe Kirschstein (Oberbürgermeister, Forchheim), Jan Kreuter (Konsul, Generalkonsulat der Tschechischen Republik München), Prof. Dr. Andreas Otto Weber (Direktor des HDO), Paul Hansel (BdV Landesverband Bayern) (v.l.n.r.) bei der Ausstellungseröffnung im HDO am 14. Januar 2020/© HDO



Michael Schwartz — Die Charta der Heimatvertriebenen von 1950

Vor 70 Jahren, im August 1950, wurde die „Charta der deutschen Heimatvertriebenen“ von Vertretern der Vertriebenenverbände und der Landsmannschaften unterzeichnet und bei einer Kundgebung in Stuttgart verkündet. Sie bildet auch heute noch die Wertegrundlage des Bundes der Vertriebenen und vieler Landsmannschaften.

In der Charta forderten die Vertriebenen unter anderem ein „Recht auf Heimat“ sowie die Gleichstellung mit der übrigen Bevölkerung und eine gleichmäßige Verteilung der Lasten des Zweiten Weltkrieges. Gleichzeitig proklamierte die Charta einen Verzicht auf „Rache und Vergeltung“.

2020 jährte sich die Unterzeichnung zum 70. Mal. Am 14. Juli 2020 veranstaltete das HDO das Podiumsgespräch „70 Jahre später: Die ‚Charta der Heimatvertriebenen‘ auf dem Prüfstand“.



Charta der Heimatvertriebenen. Titelblatt und Unterschriftenseite, Faksimile, Bonn 1950, Exemplar der Bibliothek des HDO / © Annette Hempfling, München



Die Charta der Heimatvertriebenen, die im Sommer 1950 verabschiedet und feierlich proklamiert wurde, hatte verschiedene Adressaten. Sie richtete sich zum einen an die damals über verschiedene Staaten - die Bundesrepublik Deutschland, die DDR und Österreich - verstreuten Heimatvertriebenen selbst. Sie war eigentlich das erste, wichtige, markante Signal eines organisatorischen Zusammenschlusses aller Vertriebenen, eines Zusammenwirkens über die organisatorischen Grenzen von Landsmannschaften, Interessenverbänden etc. hinweg. Damit war sie gleichzeitig ein ganz wichtiges politisches Signal an die Parteien und die Parlamente der jungen Bundesrepublik und ihre Demokratie: Die Vertriebenen, die eine Millionen zählende, wichtige Wählergruppe seien, müssten in Zukunft viel stärker als bisher beachtet werden. Mit anderen Worten: Es ging um einen interessenpolitischen Zusammenschluss.

Zum zweiten richtete sich die Charta an die deutsche Mehrheitsgesellschaft der Nichtvertriebenen. Diese Gesellschaft sollte begreifen, in welcher gravierenden Notlage die deutschen Vertriebenen geraten waren. Durch diese Einsicht, durch ein Mehr an Empathie sollte sie auch mehr Bereitschaft mitbringen, die Vertriebenen durch Hilfe und materielle Umverteilung bei der Integration in die Arbeitsgesellschaft zu unterstützen, die damals noch keineswegs vom Wirtschaftswunder der 1950er Jahre erfasst war.

Zum dritten richtete sich die Charta, außenpolitisch betrachtet, an die Weltgemeinschaft, vor allem aber an die Völker und Politiker der westlichen, alliierten Siegermächte sowie an die europäischen Nachbarvölker. Auch diese sollten begreifen, welches Unrecht den Vertriebenen durch den aufgezwungenen Heimatverlust, den massiven Eigentumsverlust und die nahezu vollständige Proletarisierung zugefügt wurde, welches Leid durch die Vertreibungspolitik ausgelöst wurde.

Aufgrund dieser unterschiedlichen Adressaten hatte die Botschaft der Charta der Heimatvertriebenen auch drei unterschiedliche Dimensionen. Zum einen ging es um die Forderung und die Legitimierung einer Vertriebenensozialpolitik, die später unter Stichworten wie Lastenausgleich, materielle Umverteilung von Nicht-Kriegsgeschädigten zu Massiv-Kriegsgeschädigten, wie etwa den Vertriebenen, diskutiert und in gesetzlicher Form umgesetzt wurde. Zum anderen ging es um Vergangenheitspolitik, d.h. wie steht man zu den Verbrechen Hitlerdeutschlands und in welchem Verhältnis stehen diese Verbrechen zur Vertreibung der Deutschen und damit zu der aktuellen Notlage der deutschen Vertriebenen im Jahre 1950? Zum dritten lieferte die Charta eine mögliche Lösung dafür, wie von den beiden ersten Dimensionen eine dritte abzuleiten

war. Damit ist jene Dimension von Zukunftspolitik gemeint, die den Wiederaufbau Deutschlands und ganz Europas mit einem friedlichen Zusammenleben aller Völker verbunden hätte. Diese Bedeutungsdimensionen der Charta kann man nicht hoch genug veranschlagen.

Fragt man danach, wie die Charta in ihrem zeitlichen Kontext zu bewerten sei, so sind auch einige kritische Punkte anzumerken, insbesondere in Bezug auf die Vergangenheitspolitik, die sich auf die NS-Zeit bezieht. Im Hinblick auf die Vertriebenensozialpolitik ist die Charta jedoch ausgesprochen innovativ. Sie forderte eine staatlich organisierte Umverteilung, ohne klar zu sagen, bis zu welchem Grade dies geschehen sollte. Somit gewährte sie viel Spielraum, auch für Verhandlungslösungen, denn es lag klar auf der Hand, dass die Vertriebenen trotz ihrer Millionenstärke eine zwar bedeutende, jedoch eine Minderheit in der deutschen Demokratie waren. Sie mussten also auf das Entgegenkommen der Mehrheitsbevölkerung in Deutschland, insbesondere ihrer besitzenden Schichten, hoffen und darauf hinarbeiten. Es ging also um Kompromisse, doch die Richtung dafür war bereits vorgegeben: Umverteilung durch eine spezifische Sozialpolitik, Wiedereingliederung der durch die Vertreibung entwurzelter Vertriebenenberufsgruppen – der Landwirte, der Arbeiter und des Mittelstandes – in eine wiederaufgebaute deutsche Arbeitsgesellschaft. Dabei gab es sicherlich viel zu starke sozialrestaurative Vorstellungen. Man glaubte zum Beispiel, die vertriebenen Landwirte könnten erneut massenhaft zu Landwirten werden. Eine derartige Umverteilung hat es in Deutschland nie gegeben. Und während des sogenannten Wirtschaftswunders fand die Integration der Vertriebenen oft jenseits der alten Berufe oder der alten Tätigkeiten statt – in der neuen Industriegesellschaft der Arbeiter und Angestellten. Sie verlief also völlig anders, als man sich das 1950 vorgestellt hatte, doch die Forderungen der Charta waren an und für sich wegweisend. Heute sprechen wir weiterhin von Integrationspolitik, und zwar im Hinblick auf Flüchtlinge. Diese beginnt im Grunde genommen bereits damals, selbst wenn sie im Unterschied zu heute national legitimiert wurde.

Im Zusammenhang mit der Dimension der Charta, die sich auf die NS-Vergangenheit bezieht, ist jedoch einiges kritisch anzumerken. Als Vergleichsgrößen dienen dabei die Erklärungen der großen christlichen Kirchen von 1945, die sich auf die Verantwortung für das NS-System und die Schuldfrage beziehen. Denn die Charta der Heimatvertriebenen wies gewisse Bezüge zu kirchlichen Verantwortungs- und Schulddiskursen auf. Insbesondere das Vokabular des Schuldbekenntnisses der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD) von 1945 fand sich in der Charta wieder. Sprach sie zum Beispiel vom Verzicht „auf Rache und Vergeltung“, so sagte sich die EKD-Erklärung bereits vom „Geist der Gewalt und der Vergeltung“ los.

Auch im EKD-Schuldbekennnis war vom „unendlichen Leid“ die Rede. Das Besondere bei der Charta war jedoch, dass sie das Schuldbekennnis der Evangelischen Kirche gerade in diesem Punkt abschwächte und verunklarte. Denn die evangelische Kirche sprach vom „unendlichen Leid“, das „durch uns [...] über viele Völker und Länder“ gebracht worden sei, das meinte, „durch uns“, durch die Deutschen, verursacht und begangen worden sei. Die Charta der Heimatvertriebenen äußerte sich dagegen in dieser Hinsicht sehr unklar: Man gedenke „des unendlichen Leides, welches im Besonderen das letzte Jahrzehnt über die Menschheit gebracht hat“. Hier wurde nicht mehr von einem verantwortlichen Tätervolk gesprochen, sondern vom „letzten Jahrzehnt“, als ob ein Jahrzehnt ein agierendes Subjekt sein könnte. Somit wurde die Verantwortung des deutschen Volkes – und damit auch der Vertriebenen – für die NS-Verbrechen und die NS-Angriffskriege, im Vergleich zur EKD-Erklärung, deutlich zurückgenommen.

In anderen Punkten fanden sich Anklänge an katholische Diskurse, wenn etwa davon die Rede war, dass die Heimatvertriebenen die „vom Leid dieser Zeit am schwersten Betroffenen“ seien. Schon Papst Pius XII. hatte einige Jahre früher davon gesprochen, dass die Vertriebenen überaus schwer getroffen worden seien. Las man jedoch seine Sätze genau, so stand darin etwas Anderes als in der Charta. Denn sie ging zum Superlativ über. Die Heimatvertriebenen, so heißt es hier, seien die Gruppe der „am schwersten Betroffenen“. Das heißt, sie seien nicht nur überaus schwer betroffen, sondern man reklamierte für sich quasi den Platz an der Spitze der Opferpyramide. Gerade aus heutiger Sicht und mit Blick etwa auf solche NS-Opfergruppen wie die verfolgten und zu Millionen ermordeten Juden ist das extrem problematisch. Doch auch aus damaliger Sicht stellt man hier einen überschießenden Verbalradikalismus fest, der mit der Erklärung der Kirche nur begrenzt übereinstimmt.

Neben der historischen Bedeutung, die eingangs skizziert wurde, hat die Charta nach wie vor eine wichtige erinnerungspolitische Bedeutung, bei der man sowohl auf ihre Schwächen als auch auf ihre Stärken und bleibenden Verdienste hinweist. Sehr bedeutsam ist weiterhin der explizite Verzicht auf Rache und Vergeltung sowie die europäische Grundausrichtung über das Europa von Jalta hinaus.

Was weniger gelungen ist, waren Ansätze, bestimmte Vorstellungen der Charta in die Praxis der Integrationspolitik umzusetzen. Das gleiche gilt für ihre zentrale Forderung nach Recht auf Heimat, die sich auch an die Weltgemeinschaft richtete und Anklänge an die Allgemeine Erklärung der Menschenrechte der Vereinten Nationen von 1948 enthielt. Die letztgenannte klammerte die deutschen Vertriebenen bewusst aus. Obwohl diese Punkte nie realisiert wurden, behielten sie für die Weiterentwicklung des Völkerrechts und die Menschenrechtsdiskussionen eine gewisse Bedeutung. So blieb die Forderung nach Recht auf Heimat, wollte man sie

nicht nur für die deutschen Heimatvertriebenen in Anspruch nehmen, nicht vollkommen wirkungslos.

Die Folgen der Charta der Heimatvertriebenen für die Gegenwart sind indes begrenzt. Eine gewisse Bedeutung hat sie für die Spätaussiedler, die erst Jahrzehnte nach der Verabschiedung der Charta die Möglichkeit erhielten, aus der ehemaligen Sowjetunion sowie aus Südosteuropa nach Deutschland zu kommen.

Relativ unterschiedlich wird die Frage danach beantwortet, wie sich die Charta zum globalen Flüchtlingsproblem von heute verhält. Die Charta kann dabei als ein Anknüpfungspunkt für etliche Überlegungen dienen. Um daraus Schlussfolgerungen für die aktuelle Politik zu ziehen, müsste man aber den nationalstaatlichen Kontext, der das Bewusstsein der Charta-Autoren prägte, deutlich relativieren. Ob man das will und kann, steht auf einem anderen Blatt.

Es macht kaum Sinn, heute nachträglich Änderungen an der Charta vorzunehmen, da es sich um ein zeitgebundenes Dokument handelt, das längst zur Geschichte der organisierten Vertriebenen in Deutschland gehört. Auch im Vertriebenenspektrum muss man keine Columbus-Statuen symbolisch umstürzen, nur, weil man meint, man würde dieses Dokument heute nicht mehr so schreiben. Denkbar wäre jedoch eine selbstkritische Auseinandersetzung mit der Charta – womöglich in Form einer Zusatzerklärung der Vertriebenenverbände zum Jubiläum ihrer Verabschiedung. Darin könnte man sehr abgewogen über folgende Fragen diskutieren: Was wollte die Charta? Was wurde damit kurzfristig und langfristig erreicht? Was wurde versäumt? Was und aus welchen Gründen sehen wir heute ganz anders, als die Autoren der Charta damals? Was würden wir heute so nicht mehr sagen? Einige der kritischen Passagen der Charta wurden hier angesprochen. Weitere Fragen kämen noch hinzu: Was würden wir heute anders formulieren? Was würden wir hinzufügen wollen? Eine solche Zusatzerklärung zur Charta könnte durchaus sinnvoll sein, vorausgesetzt, sie will nicht nur aktualitätsbezogene Schnellschüsse bringen, sondern tatsächlich eine historisch reflektierte Gegenwartsbestimmung des eigenen Standortes durch die Vertriebenenorganisationen sein.

Kurzfassung des Vortrags im Rahmen des Podiumsgesprächs „70 Jahre später: Die „Charta der Heimatvertriebenen“ auf dem Prüfstand“ im HDO, am 14. Juli 2020

Prof. Dr. Michael Schwartz (Berlin) ist Historiker mit einem Forschungsschwerpunkt auf der Geschichte der Vertriebenenpolitik und wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Zeitgeschichte (IfZ) München-Berlin

Thema _
Kulturtransfer im
östlichen Europa
seit dem Beginn der
Frühen Neuzeit



EFFIGIES TROJANAE HIC POMERANI
POMERANICAE PICTORE
ANNO D MDCXXVII

Carl Gustaf

Jens Borchert-Pickenhan —
Netzwerkbildung und Kultur-
transfer im Nordosten — Dichtung
für die Herzöge von Pommern zur Zeit
der Reformation

Schon unter Karl dem Großen, den man den Schöpfer des „christlichen Europas“ nennt, gab es eine über das ganze Frankenreich vernetzte Führungsgruppe: den Adel. Mit der Integration der slawisch-awarischen und später ungarischen Herrschaftskomplexe östlich des Frankenreichs in das christliche Europa im Laufe des Mittelalters erweiterte sich der Radius dieses Adelsnetzwerks nach Osten, so dass es Anschluss an die dort bestehenden Führungsgruppen fand. Eheverbindungen zwischen Herrscherhäusern schufen neue Allianzen, mit ihnen kamen weitere Familien ins Land. Im Rahmen des mittelalterlichen Landesausbaus wurde der Raum des östlichen Mitteleuropas zu einem Raum für Begegnung und Entwicklung weitläufiger politischer und kultureller Beziehungen, die sich besonders in der Zeit nach 1500 intensivierten.

Dieser für das Verständnis Mitteleuropas zentralen Entwicklung und ihren bis in die Gegenwart erkennbaren Spuren gingen die 11. HDO-Studientage „Adel und Adelsnetzwerke“ in der Bildungsstätte Heiligenhof (Bad Kissingen), 21. bis 25. November 2019, nach.



— Nachdem im Herzogtum Pommern in den 1520er Jahren in einigen Städten wie Stralsund, Stolp oder der Residenzstadt Stettin reformatorische Bewegungen auftraten und lutherische Geistliche predigten, waren die in den beiden Teilen regierenden Herzöge Georg I. für Pommern-Wolgast und sein Bruder Barnim IX. für Pommern-Stettin gezwungen, sich mit der Reformation aus landesherrlicher Perspektive auseinanderzusetzen. Barnim IX. hatte selbst von 1518–1520 im Zentrum der lutherischen Reformation,

Wittenberg, studiert und somit Luthers Lehre aus nächster Nähe kennengelernt. Jedoch dauerte es noch bis zum Jahr 1534, als Herzog Philipp I., Sohn des 1531 verstorbenen Georgs, und sein Onkel Herzog Barnim IX. in Treptow an der Rega einen Landtag einberiefen, um über die Religionsfrage zu beraten. Obwohl vor allem der Adel zunächst Widerstand leistete, wurde eine evangelische Kirchenordnung durch den aus Pommern stammenden, in Wittenberg tätigen Theologen Johannes Bugenhagen ausgearbeitet und umgesetzt. Die



Lucas Cranach der Ältere,
Porträt des Johannes Bugen-
hagen, 1537 / © Wikimedia
Commons

Einführung der Reformation brachte nicht nur durch den Einzug klösterlicher Güter Vorteile für das Herzogshaus; in ihrem lange währenden Konflikt mit den brandenburgischen Markgrafen um die unmittelbare Belehnung ihres Landes durch den Kaiser konnten sie nun auch unter den protestantischen Reichsständen Fürsprecher finden. Um diese Verbindung zu festigen, heiratete Philipp I. im Jahr 1536 die Tochter des sächsischen Kurfürsten Johanns des Beständigen. Martin Luther vollzog die Trauung in Torgau. Diese Hochzeit und das Bekenntnis zur Wittenberger Reformation waren der Anlass für einen Wandteppich, den so genannten Croy-Teppich, der 1554 für das herzogliche Schloss in Wolgast angefertigt wurde. Auf dem heute im Pommerschen Landesmuseum in Greifswald ausgestellten Teppich ist zentral dargestellt der predigende Martin Luther auf der Kanzel, zu seiner Rechten die sächsische, zu seiner Linken die pommersche Fürstenfamilie. Auf der sächsischen Seite ist zudem Philipp Melancthon, auf der pommerschen Johannes Bugenhagen abgebildet.

Die familiäre und politische Verbindung – Pommern trat auch dem Schmalkaldischen Bund bei – ist auch in Bereichen der Kunst und Kultur sichtbar. Neben dem Croy-Teppich, der ein eindrucksvolles Zeugnis dieser Verbindung ist und unverkennbar Vorbilder aus der Cranach'schen Schule in Wittenberg nutzt, ist für den Bereich der Literatur am Beispiel der Gelegenheitsdichtung ein Kulturtransfer aus dem sächsischen Kurfürstentum, insbesondere aus Wittenberg, in den südlichen Ostseeraum an die Höfe der Herzöge von Pommern nachzuvollziehen.

Zu verschiedenen Ereignissen des Lebens, vor allem zu Geburt, Hochzeit und zum Tod gab es seit der Antike die Tradition, Dichtungen zu verfassen. Solche anlassgebundenen Gelegenheitsgedichte konnten seit der Erfindung des Buchdrucks im 15. Jahrhundert weite Verbreitung finden. In Sachsen wurden bereits Anfang des 16. Jahrhunderts Gelegenheitsdichtungen gedruckt, beispielhaft erwähnt seien hier eine lateinische Dichtung des Georg Sibutus zum ersten Besuch des jungen Johann Friedrich, Sohn des Kurfürsten Johanns des Beständigen und späteren Kurfürsten, in Wittenberg im Jahr 1508 oder ein Hochzeitsgedicht zur Vermählung Johanns des Beständigen mit seiner zweiten Ehefrau Margaretha von Anhalt im Jahr 1514, verfasst von Philipp Engelbrecht (Sibutus 1508 u. Engelbrecht 1514 im Anhang). Der erste Druck eines Gelegenheitsgedichtes, adressiert an einen Angehörigen des pommerschen Herzogshauses, steht im Zusammenhang mit der oben erwähnten Hochzeit Philipps I. mit der sächsischen Kurfürstentochter Maria von Sachsen. Im Hochzeitsjahr 1536 wurde ein 414 Verse umfassendes Epithalamium (Hochzeitsgedicht) gedruckt (Freder 1536). Der Dichter ist Johann Freder, geboren 1510 im pommerschen Köslin, der nach seinem Studium in Wittenberg ebendort 1533 den Magistertitel erwarb. Initial für Gelegenheitsdichtungen an das pommersche Herzogshaus war dieser in Wittenberg entstandene Druck. Bereits vier Jahre später erschien ebenfalls in Wittenberg die zweite Gelegenheitsdich-

tung für Herzog Philipp I. Der Melanchthonschüler Johann Stigel aus Gotha verfasste eine Dichtung zur Geburt von Philipps erstem Sohn Georg (Stigel 1540). Noch das zehn Jahre später verfasste Geburtsgedicht für Philipps fünften Sohn Barnim X. wurde von einem Wittenberger Absolventen niedergeschrieben. Sigismund Schörkel, auch auf Empfehlung Melanchthons seit 1546 Professor in Greifswald, verfasste somit aber erstmals eine Dichtung im Rahmen einer Tätigkeit an der pommerschen Universität (Schörkel 1550).

Kontakte zum „Praeceptor Germaniae“ Philipp Melanchthon pflegte das pommersche Herzogshaus nicht nur indirekt. So war es der Reformator, der im Jahr 1554 dem jungen Herzog Johann Friedrich, ältester überlebender Sohn Philipps I., einen Studienplan zusandte (MBW 7330 u. 7331). Eine letzte persönliche Verbindung nach Pommern stellte für Philipp Melanchthon die Gedichtsammlung zum Tode Herzog Philipps I. am 14. Februar 1560 dar (Epicedia 1560). Fünf Greifswalder Professoren verfassten Dichtungen zum Tod des Herzogs. Der Bericht über die letzten Lebenstage Melanchthons – der Reformator starb zwei Monate nach dem pommerschen Herzog – erwähnt, dass Melanchthon selbst die deutschsprachige Leichenpredigt sowie die lateinischen Gedichte vor dem Druck korrigierte (Bericht 1560, D iir–v). In seinen letzten Lebenstagen schrieb Melanchthon den Beiträgern der Gedichtsammlung und dem Autor der Leichenpredigt, dass die Gedichtsammlung erscheinen werde, zunächst aber zum Trost der Witwe die deutschsprachige Leichenpredigt (MBW 9294 – 9296). Am Ende der Gedichtsammlung steht ein von dem ebenfalls von Melanchthon geförderten Greifswalder Professor Zacharias Orth verfasstes Epitaphium, ein für ein Grabdenkmal inschriftlich ausführbar gedachter Text. Für das monumentale Messing-Epitaph für Philipp I. in der St.-Petrikirche zu Wolgast, Grablege der Herzöge, wurde jedoch nicht diese Dichtung gewählt, sondern eine Dichtung des Melanchthonschülers Johann Stigel. Die 32 Verse umfassende Dichtung preist Philipp I. als vorbildlichen Reformationsfürsten, vergleichbar mit den Dichtungen von Philipp Melanchthon auf den Grabdenkmälern der sächsischen Kurfürsten Friedrichs des Weisen (†1525) und Johanns des Beständigen (†1532) in der Wittenberger Schlosskirche (DI 107 (Stadt Wittenberg), Kat.-Nr. 50, 51, 58, 59). Dass das Epitaph von dem im sächsischen Freiberg tätigen Gießer Wolfgang Hilliger gefertigt wurde und große Gemeinsamkeiten mit der Luthertafel in Torgau von 1545 aufweist, unterstreicht den Umstand, dass nach der Einführung der Reformation in Pommern und der ehelichen Verbindung mit dem sächsischen Fürstenhaus dieses in vielen Bereichen vorbildgebend für das Herzogtum an der Ostseeküste wirkte. Gelegenheitsgedichte gab es auch an anderen Höfen des Reiches, für das pommersche Herzogshaus lässt sich eine von Sachsen, vor allem von der Universität Wittenberg ausgehende, vielfach über den Reformator Philipp Melanchthon vermittelte Entwicklung nachzeichnen.



Herzog Philipp I. von Pommern-Wolgast (1532 – 1560), Ausschnitt aus dem Croy-Teppich (Hersteller: Peter Heymans in Stettin, 1554 / 1556) / © Wikimedia Commons

Literatur:

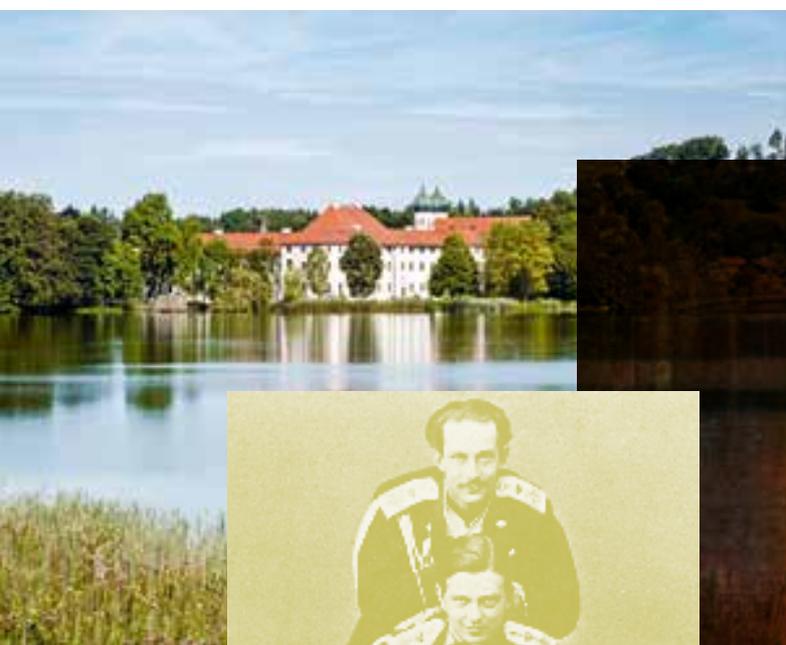
DI 107 (Stadt Wittenberg) = Die Inschriften der Stadt Wittenberg, ges. u. bearb. von Franz Jäger und Jens Pickenhan, Wiesbaden 2019 (Die Deutschen Inschriften 107); Engelbrecht 1514 = Illustrissimi Principis Joannis Ducis Saxoniae Praesidis Provinciae Tyingiae [...] Epithalamium, Wittenberg 1514 (VD16 E 1220); Epicedia 1560 = Epicedia scripta illustrissimo principi Philippo, duci Pomeraniae, a professoribus Academiae Gryphiswaldensis, Wittenberg 1560; Freder 1536 = Illustrissimi Principis, et Domini Domini Philippi Pomeranorum Cassubiorum et Vandalorum Ducis [...] Et Mariae Ducissae Saxoniae [...] Epithalamium, Wittenberg 1536 (VD16 F 2513); Bericht 1560 = Kurtzer Bericht Wie der Ehrwürdig unser lieber Vater unnd Praeceptor Philippus Melanthon sein Leben hie auff Erden geendet unnd gantz Christlich beschlossen hat. [...], Wittenberg 1560 (VD16 B 8248); MBW = Melanchthon-Briefwechsel online, <https://www.hadw-bw.de/mbw-regest?rn=1> [Aufruf am 26.02.2021]; Runge 1560 = Jakob Runge: Eine Leichpredigt über dem Begrebnis des Durchleuchtigen Hochgebornen Fürsten und Herrn Herrn Philippen Hertzogen zu Stetin Pomer der Cassuben und Wenden [...], Wittenberg 1560 (VD16 ZV 16436); Schörkel 1550 = Ad Illustrissimum Principem, et Dominum Dominum Philippum I. Ducem Pomeraniae etc. ob filium recens natum Gratulatorium [...], Lübeck 1550 (VD16 ZV 14116); Sibutus 1508 = Ad Illustrissimum Saxoniae Principem Magnificentissimi ducis Ioannis Filium pro primo suo adventu in urbem Albiorenem [...], Wittenberg 1508 (VD16 S 6259); Stigel 1540 = Ad illustrissimum principem ac Dominum Dominum Philippum ducem Pomeraniae etc. ob filium recens natum gratulatorium, Wittenberg 1540 (VD16 ZV 14701).

Kurzfassung des Vortrags im Rahmen der 11. HDO-Studententage „Adel und Adelsnetzwerke“ im Heligenhof (Bad Kissingen), am 24. November 2019

Jens Borchert-Pickenhan M.A. ist Historiker und wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig

Lilia Antipow _ Von Napoleons Enkeln, bayerischen Herzögen und Cousins des Zaren _

Bayerisch-russische Verbindungen im Kloster Seeon _ 19.-20. Jahrhundert



In den 1960er Jahren wird in der oberbayerischen Kleinstadt Trostberg, im Sperrmüll, das Bild einer wunderschönen Dame gefunden. Spätere Nachforschungen ergeben: Bei der abgebildeten Schönheit handelt es sich um Nadeschda oder Nadine Annenkowa (1839–1891), Lebensgefährtin des Fürsten Nikolaus Romanowski, des vierten Herzogs von Leuchtenberg (1843–1891), seit 1879 auch seine gesetzliche Ehefrau und Gräfin de Beauharnais. Dass das Gemälde des unbekanntenen Malers in Trostberg auftauchte, war kein Zufall: Sowohl im Schloss Stein an der Traun als auch im ehemaligen Benediktinerkloster Seeon (gegr. 994) im oberbayerischen Landkreis Traunstein liefen Hauptstränge der transnationalen Geschichte des deutsch-russischen Adels zusammen. Seeon war der Zielort einer Tagesexkursion des HDO, die am 29. April 2019 stattgefunden hat.

Die Leuchtenbergs in Sankt Petersburg

1839 heiratete Herzog Maximilian von Leuchtenberg (1817–1852), der Sohn von Eugène de Beauharnais (1781–1824) und der Prinzessin Auguste von Bayern (1788–1851), die Großfürstin Maria Nikolaewna Romanowa (1819–1876). Der Vater des Bräutigams war ein Adoptivsohn von Napoleon, seine Mutter – die Tochter des bayerischen Königs Max I. Auch die Braut entstammte dem Hochadel: Sie war die Tochter des russischen Zaren Nikolaus I. und seiner Ehefrau Alexandra Fjodorowna, einer geborenen Charlotte von Preußen. Im Vorfeld der Heirat besuchten Zar Nikolaus I. und seine Gattin 1838 Bayern; wichtigstes Anliegen des Besuches war das Arrangement dieser Ehe. Noch im selben Jahr erfolgte die Verlobung. Ziel der dynastischen Heiratspolitik, wie sie die europäischen Herrscherhäuser betrieben, waren Macht-sicherung und Machtausbau, und seit dem Beginn des 18. Jahrhunderts beteiligte sich auch das Zarenreich daran. Sein Hauptanliegen war die weitere politische Integration des Zarenreichs ins europäische Staatensystem, eine vorsichtige kulturelle Integration, die Europäisierung von Wirtschaft und Gesellschaft eingeschlossen. Auch auf bayerischer Seite wurde dynastische Heiratspolitik betrieben: Auguste von Bayern sorgte dafür, dass ihr Sohn, Maximilian von Leuchtenberg, nach dem Tode des Vaters eine gute Partie machte. Die russische Großfürstin Maria Nikolaewna Romanowa war dafür eine hervorragende Kandidatin. Neben der bayerischen wurde damit eine zweite, russische Linie des Herzoggeschlechts Leuchtenberg begründet. Fortan war Maximilian mit dem Titel „Kaiserliche Hoheit“ anzusprechen. 1852 erhielten Maximilians Kinder den Titel „Fürsten Romanowski“, den sie fortan neben dem Titel „Herzöge von Leuchtenberg“ führten. Unter Zar Alexander II. wurden ihre Kinder zu Mitgliedern des Russländischen Kaiserhauses ernannt, verbunden mit einem Anrecht auf die Thronfolge.

Die „russischen“ Leuchtenbergs gehörten zum engsten Kreis der Zarenfamilie: Der Sohn von Maximilian I., Nikolaus, Fürst Romanowski und vierter Herzog von Leuchtenberg (1843–1891), war als Cousin des Zaren Alexander III. einer

Linke Seite, Mitte:
Nikolaus von Leuchtenberg
(1843–1891) mit seinen
Cousins Großfürst Wladimir
und Kronprinz Alexander,
dem späteren Zaren Alexan-
der III., sowie Prinz Albert
von Sachsen-Altenburg
(v.o.n.u.), 1860er Jahre /
© Wikimedia Commons

Linke Seite, Rechts:
Nadine Annenkowa,
unbekannter Maler /
© Uwe Beck, München

seiner engsten Freunde. Gleichzeitig präsentierte das baye-risch-russische Herzoggeschlecht die Adelselite des Zaren-reiches. Deutsche hatten unter dem russischen Adel seit langen einen festen Platz. Bei der Volkszählung 1897 gaben 2,4 % Angehörige des russischen Adels Deutsch als ihre Muttersprache an.

Die Herzöge von Leuchtenberg galten als eines der ver-mögendsten Adelsgeschlechter Russlands. Eugène de Beauharnais hatte in München, im Palais Leuchtenberg am Odeonsplatz – heute Sitz des Bayerischen Finanzministeriums – residiert. Dessen Sohn Maximilian und seine Gattin, Groß-fürstin Maria Nikolaewna, residierten seit 1845 im Mariinski-Palais in Sankt Petersburg, einem der prachtvollsten Bauten der russischen Hauptstadt. Ihrem Sohn, Herzog Eugen von Leuchtenberg (1847–1901), gehörte neben dem ererbten Mariinski-Palais auch das Rumjanzew-Palais.

Die Leuchtenbergs engagierten sich in der Politik, im Armeedienst und in der Wirtschaft, aber auch in den Künsten, den Naturwissenschaften und in der Sozialfürsorge. Maximilian von Leuchtenberg war dafür das beste Beispiel: Er war, um die Spannweite anzudeuten, nicht nur Generaladjutant des Zaren, Generalleutnant und Kommandant einer Division der Gardekavallerie, sondern auch Gründer einer Gießerei in Sankt Petersburg, die Gussarbeiten für die Isaak-Kathedrale anfertigte und später die ersten Eisenbahnlokomotiven in Russland baute; und als Philanthrop setzte er sich für die Einrichtung eines Armenkrankenhauses, den Bau von Armen-wohnungen und die Belange der Katholiken in Russland ein (etwa für die Errichtung einer katholischen Kirche und eines katholischen Friedhofs in Sankt Petersburg).

Selbst Sammler und Förderer der Künste, wurde Maximilian zum Präsidenten der russländischen Akademie der Künste bestellt (nach seinem Tod ging dieser Posten auf seine Gattin, die Großfürstin Maria Nikolaewna, über). Er sorgte dafür, dass 1850–1852 ein Teil der Kunstsammlung von Eugène de Beauharnais aus dem Leuchtenberg-Palais am Münchner Odeonsplatz an die Eremitage in Sankt Petersburg





Erste Reihe (v.l.n.r.): Elena von Leuchtenberg (Tochter von Georg und Olga), Baron Pjotr Wrangel und Arkadi Ugrinitsch-Trebinski (Ehemann von Elena).
Zweite Reihe (v.l.n.r.): Herzogin Olga von Leuchtenberg, Nikolai Kotljarewski (Wrangels Sekretär), Natalia Iljina, Sergei Sokolow, Iwan Iljin, Alexi von Lampe, Schloss Seeon, 2. Juli 1926



übergang. Es war eine große Geste, denn zur Sammlung gehörten Gemälde bedeutender europäischer Meister. 1851 umfasste sie 252 Gemälde, unter anderem Werke von da Vinci, Raphael, Rembrandt und Dürer.

Als Präsidentin der Akademie der Künste förderte Maria Nikolaewna die Auslandsausbildung der Studenten. Im Mariinski-Palais, dem Sitz des Ehepaares Maximilian und Maria, entstand ein hochadeliger Salon, in dem Vertreter der damaligen russischen Kulturprominenz, wie die Schriftsteller Wassili Schukowski und Pjotr Wajsewski verkehrten, ganz zu schweigen davon, dass hier Bälle und Theateraufführungen veranstaltet wurden.

Das naturwissenschaftliche Forschungsinteresse von Maximilian galt der Metallurgie, Chemie, Mineralogie und Elektrizität. Er führte auch eigenständige Forschungsexperimente durch, die wissenschaftliche Anerkennung fanden. Seit 1844 war Maximilian Hauptgeschäftsführer der Hochschule für Bergbau in Sankt Petersburg.

Die Beziehungen des Herzogs nach Bayern rissen jedoch nicht ab. In Bayern war Maximilian von Leuchtenberg zur gleichen Zeit Mitglied der Kammer der Reichsräte des Bayerischen Landtags und Ehrenmitglied der Bayerischen Akademie der Wissenschaften. Teile seiner Sammlungen zur Mineralogie und Zoologie befinden sich heute im Besitz des Freistaates Bayern.

Mit der Hochzeit von Maximilian von Leuchtenberg und der Großfürstin Maria Nikolaewna hat sich die „bayerische Präsenz“ in Sankt Petersburg insgesamt verstärkt. Ihr sichtbarstes Zeichen war die Einladung des Münchner Hofarchitekten von König Max I. Joseph, Leo von Klenze, der bereits die Münchner Glyptothek und die Alte Pinakothek erbaut hatte, durch Zar Nikolaus I., an der Neugestaltung der Eremitage mitzuwirken. Die sogenannte Neue Eremitage wurde 1839–1852, nach Klenzes Entwürfen, von den russischen Architekten Wassili Stassow und Nikolai Jefimow errichtet. An der Gestaltung der Galeriewände beteiligten sich weitere Künstler aus Bayern, wie der Münchner Historienmaler Johann Georg Hiltensperger, von dem die Fresken der Alten Pinakothek stammten.

Maximilians Sohn Nikolaus – Nadine Annenkowa, von der eingangs die Rede war, war seine Ehefrau – fungierte später als Präsident der Kaiserlichen Bergbauakademie, initiierte das Projekt einer neuen geologischen Karte Russlands und nahm an wissenschaftlichen Expeditionen teil. Er war außerdem Mitglied weiterer wissenschaftlicher Gesellschaften, wie der Russischen Technikgesellschaft. Auch für seine Studien zur Mineralogie war er berühmt. Nach Nikolaus von Leuchtenberg wurde sogar das Mineral Leuchtenbergit benannt. Während der russisch-türkischen Kriege 1877–1878 übernahm Nikolaus hochrangige Kommandoposten bei der kämpfenden

Truppe. Wie sein Vater Maximilian blieb er Bayern treu. 1867 ernannte man auch ihn zum Ehrenmitglied der Bayerischen Akademie der Wissenschaften. Nikolaus' Beziehungen zu seiner Mutter, der Großfürstin Maria Nikolaewna, waren aufgrund seines Verhältnisses mit Nadine angespannt, so dass nicht er, sondern seine Geschwister bessere Aussichten auf das Erbe der Zarentochter hatten. Dennoch besaß auch er eine ansehnliche Kunstsammlung, die er später an seinen Sohn Georg von Leuchtenberg (1872–1929) vererbte.

Der bayerisch-russische Hochadel in Seeon

1873 ging der Besitz von Seeon auf Maximilians Sohn, Nikolaus von Leuchtenberg (1843–1891), käuflich über. Einer der Gründe für diesen Kauf dürfte wohl gewesen sein, dass Nikolaus' Beziehung zur Nadine Annenkowa vom Zaren nicht anerkannt wurde und er seine Zustimmung zur Eheschließung verweigerte. Denn Nadine war bereits verheiratet. Um mit seiner Geliebten ungestört zusammenzuleben, ging der Herzog ins Ausland, nach Bayern. Zunächst Stein und später Seeon wurden zu Residenzen der hochadeligen Familie. Hier lebte sie auf großem Fuß, veranstaltete Bälle und andere Festivitäten, zu denen die Prominenz aus aller Herren Länder zusammenkam. Hier wuchsen auch Nikolaus' Söhne, Nikolaus (1868–1928) und Georg, auf. Erst Anfang der 1890er Jahre kehrten sie nach Russland zurück, um eine Militärkarriere zu beginnen.

Seit etwa 1852 beherbergte Seeon die seinerzeit in der Münchner Residenz befindlichen Bibliotheken von Auguste von Bayern und Eugène de Beauharnais. Die Bibliothek von Eugène de Beauharnais enthielt unter anderem alte Handschriften aus dem 12. bis 18. Jahrhundert und Inkunabeln. Zur Sammlung der Auguste von Bayern gehörten frühe Drucke, die ältesten davon stammten aus dem 17. Jahrhundert. In Seeon wurde der Bibliotheksbestand weiter ausgebaut. Zu den Kunstwerken und Archivalien, die das Schloss ebenfalls beherbergte, gehörten 6.000 Briefe und Dokumente von bedeutenden französischen Staatsmännern und Militärs sowie 22.800 Schriftstücke aus dem Nachlass von Eugen Beauharnais, darunter auch Briefe Napoleons.

Bereits 1892 verkauften die Herzöge Nikolaus und Georg den Grundbesitz in Seeon und Schloss Stein an Graf Arco-Zinneberg auf Maxlein. Nikolaus hatte seinen Wohnsitz seit 1905 in Frankreich. Georg verbrachte jedoch seit 1905, nachdem er seinen Militärdienst in Russland beendet hatte und in den Ruhestand getreten war, einen beträchtlichen Teil des Jahres in Seeon. Das Schloss wurde für ihn und seine Familie

zum eigentlichen Domizil. In der hauseigenen Nikolaus-Kapelle sowie in der Walburgis-Kapelle wurden orthodoxe Gottesdienste durch einen zugereisten Priester zelebriert. Die in Seeon ansässigen Leuchtenbergs pflegten gute Kontakte zur Ortsbevölkerung; engagieren sich auch im örtlichen Vereinswesen. Die Leidenschaft des Herzogs Georg für die Jagd war bekannt. Ihr ging er auch in Seeon nach; sie brachte ihn mit dem Seeoner Schützenverein zusammen. Für breites Aufsehen in der Umgebung sorgte vor allem eine andere Leidenschaft des herzoglichen Ehepaares – die für schnelle Autofahrten. Aus den umliegenden bayerischen Dörfern engagierten die Herzöge ihr Dienstpersonal, die Betreuer ihres Autoparks und das Erziehungspersonal für die Kinder der Familie.

Dann brach der Erste Weltkrieg aus. Die Leuchtenbergs mussten Seeon verlassen und gingen zurück nach Russland: Das Deutsche Reich duldet keine Angehörigen eines feindlichen Staates auf seinem Territorium. Die Herzöge Nikolaus und Georg von Leuchtenberg kehrten in den russischen Militärdienst zurück und kämpften in der Armee des Zaren.

Die Russische Revolution von 1917, der Sturz des Zaren und der darauffolgende Bürgerkrieg bedeuteten eine tiefe Zäsur im Leben der Herzöge. Sie verloren ihre bisherige Stellung in Staat, Wirtschaft und Gesellschaft. Ihre Besitztümer in Russland wurden verstaatlicht. Die Kunstsammlungen der Leuchtenbergs, wie auch die Sammlungen anderer Angehörigen des Hochadels, wurden konfisziert und auf neue staatliche Museen landesweit verteilt. Zu den Gewinnern gehörte einmal mehr die Eremitage in Sankt Petersburg, die bis heute Werke aus den ehemaligen Leuchtenberg-Sammlungen besitzt.

Schon früh engagierten sich die Herzöge von Leuchtenberg militärisch und politisch in der antibolschewistischen Weißen Bewegung. 1918 beteiligte sich Herzog Georg an der Bildung der Weißen Armee in Südrussland, die mit Unterstützung des Deutschen Kaiserreichs entstanden war. Sein Sohn, Herzog Dmitri von Leuchtenberg, kämpfte in der Armee des Baron Pjotr Wrangel gegen die Bolschewiki. Sein Bruder, Herzog Nikolaus von Leuchtenberg, stand ebenfalls auf der Seite der Weißen: Er war in den Monarchisten-Kreisen des ukrainischen Kiew aktiv und fungierte unter anderem als Vermittler zwischen dem Ataman der Donkosaken Pjotr Krasnow und deutschen Regierungskreisen in Berlin. Nikolaus' Einsatz war es zu verdanken, dass Kaiser Wilhelm II. Waffenlieferungen an die antibolschewistischen Einheiten in Russland zusicherte. Seine Zeit bei der Weißen Armee beschrieb Georg von Leuchtenberg unter anderem in einem Beitrag für die Reihe des „Archiv der russischen Revolution“. Außerdem besorgte er Übersetzungen der Werke enger Mitstreiter Wrangels ins Deutsche.

Der Russische Bürgerkrieg ging mit der Niederlage der Weißen Armeen zu Ende. Georg von Leuchtenberg und seine Familie kehrten 1920 nach Seeon zurück. Georgs Bruder Nikolaus ging ins Exil nach Frankreich. Das bayerische Schloss wurde wieder zum Lebensmittelpunkt von Georgs Großfamilie. In Seeon heirateten einige der sechs Kinder, die aus



Georgs Ehe mit Herzogin Olga (geb. Repnin, 1872–1953) hervorgingen. Hier bekamen auch sie Nachwuchs.

Zu Georgs Zeiten war das Schloss jedoch nicht nur ein Familiensitz – es war auch eine der Begegnungsstätten der russischen Emigranten monarchistischer und nationalistischer Provenienz in Deutschland. Ihr eigentliches Zentrum lag in der Nähe – in München. Georg von Leuchtenberg gehörte zu exzeptionellen Figuren dieser antibolschewistischen Emigrantenzene. Bereits 1921 nahm er am Kongress der russischen Monarchisten in Bad Reichenhall teil. Im gleichen Jahr gründete er zusammen mit Pjotr Krasnow, Oberst Anatol von Lieven, einem Baltendeutschen, und dem Dichter und Verleger Sergei Sokolow in Berlin die „Bruderschaft der russischen Wahrheit“. Der „Bruderschaft“ nahe standen Großfürst Nikolai Nikolaewitsch Romanow, der Philosoph Iwan Iljin sowie das Oberhaupt der Russisch-Orthodoxen Auslandskirche, Metropolitan Antoni (Chrapowizki). Die Organisation hatte zwei Tätigkeitsschwerpunkte: Terror gegen die Sowjetprominenz und politische Gegner in der Emigration; Veröffentlichung von antisowjetischen Propagandamaterial und dessen Verbreitung in der Sowjetunion. Mit ihren 22 Abteilungen weltweit gehörte sie zu den erfolgreichsten antibolschewistischen Terrororganisationen der Weißen Emigration. Georg von Leuchtenberg gründete und unterstützte finanziell auch den „Bund der vereinigten Monarchisten“ sowie eine Reihe von Verlagen und Zeitschriften. Bekannt sind die Verbindungen des Herzogs zu General Wassili Biskupski, der den Nationalsozialisten nahestand. Zu verschiedenen Zeiten suchten ihn in Seeon Baron Pjotr Wrangel, Ataman Krasnow und General Alexander Kutjopow, der spätere Staatspräsident Finnlands Karl Mannerheim und der Philosoph Iwan Iljin auf. 1927/28 gestattete Georg sogar, dass die „Pseudo-Anastasia“ – Anna Anderson alias Anastasia Manahan, die sich für die jüngste Tochter des Zaren Nikolaus II. ausgab – in seinem Schloss unterkam. Ihre Identität als Zarentochter schien jedoch der herzoglichen Familie nicht überzeugend zu sein. Nichtsdestotrotz wurde sie in den 1980er Jahren auf dem Friedhof bei der Walburgis-Kapelle beerdigt.

Eine Geschichte geht zu Ende

Der Fundort des eingangs erwähnten Bildes von Nadine Annenkowa – im Sperrmüll – war auch in einer anderen Hinsicht symbolisch. 1929 starb Herzog Georg von Leuchtenberg und wurde, wie ein Jahr zuvor sein Bruder Nikolaus, in Seeon, auf dem Friedhof bei der Walburgis-Kapelle beigesetzt. Die Veräußerung der Besitztümer seiner Familie, die bereits kurz zuvor begonnen hatte, schritt seitdem unaufhaltsam voran. Anfang der 1920er Jahre gehörten die Leuchtenbergs, da sie sich bereits vor der Russischen Revolution eine wirtschaftliche Existenz in Bayern aufgebaut hatten, zur privilegierten Schicht der russischen Emigration. Ende der 1920er Jahre war die Lage bereits anders: Georgs finanzielles Engagement für die Belange der russischen Emigration, der Unterhalt der eigenen Großfamilie und letzten Endes die Wirtschaftskrise brachten die Leuchtenbergs in Finanzschwierigkeiten. Die leeren Kassen des Hauses mussten gefüllt werden. 1928–1929 und 1935 erfolgte der Verkauf der Bibliotheken von Auguste von Bayern und Eugène de Beauharnais. Bei einer Auktion in London wurden auch die sich zuletzt in Seeon befindlichen Archivalien der Familie versteigert. Öffentliche Einrichtungen, wie die Bayerische Staatsbibliothek, die selbst knapp bei Kasse waren, konnten bei den Versteigerungen nicht mithalten. Nur ein ganz kleiner Teil der Leuchtenberg-Bibliothek und des Archivs verblieb deshalb in Deutschland. Viele Gegenstände aus dem Familienbesitz wechselten ihren Eigentümer. Oder landeten eben auf dem Sperrmüll. So auch das Bild von Nadine Annenkowa. 1934 folgte die Veräußerung des Schlosses Seeon. Im Besitz der Familie blieben bis 1969 nur die Walburgis-Kapelle und der anliegende Friedhof. Herzogin Olga – trotz der Besitzverkäufe eher arm als reich – hauste in einem separaten Nebengebäude der Schlossanlage. 1953 markierte das endgültige Ende der „russischen Geschichte“ von Seeon: Herzogin Olga war gestorben und fand auf dem Friedhof bei der Walburgis-Kapelle ihre letzte Ruhe.

Literatur:

Leuchtenberg, Zeit des Adels in Seeon und Stein (2008).

Elena, Andrei und Natalia von Leuchtenberg, Kinder von Georg und Olga, und ihre Erzieherinnen, Traunstein, 1904–1905/ © Wikimedia Commons



Andreas Otto Weber — Auf den Spuren von Identitäten, Grenzverschiebungen und Geschichtsmythen — West- und Ostpreußen



Seit Jahrzehnten existiert eine fruchtbare Kooperation des HDO mit der Akademie für Lehrerfortbildung und Personalführung (ALP) in Dillingen an der Donau, der zentralen Fortbildungseinrichtung für Lehrer in Bayern zum Thema der deutschen Geschichte im östlichen Europa. Dies ist das Verdienst des ehemaligen Direktors des HDO, Dr. Horst Kühnel, der gemeinsam mit dem damaligen Referenten für das Fach Geschichte an der ALP, Paul Hansel, 1989 erstmals eine Studienreise nach Rumänien und Ungarn für Geschichtslehrer an bayerischen Gymnasien, Fachoberschulen, Berufsoberschulen und Realschulen organisiert hat.

Vom 1. bis 9. September 2018 boten wir erneut einen Ferienlehrgang als Exkursion nach Polen in den Raum der ehemaligen deutschen Reichsprovinzen West- und Ostpreußen sowie Posen an, der unter der bayerischen Lehrerschaft so stark nachgefragt war, dass nicht alle Anmeldungen berücksichtigt werden konnten.

Das Reiseprogramm wurde vom HDO-Team in Zusammenarbeit mit der damaligen Dillinger Referentin für Geschichte, Sabine Wintermantel (jetzt Schulleiterin am Ludwigsgymnasium in München), erarbeitet und nach deren Wechsel in die Schulleitung des Münchner Pestalozzi-Gymnasiums mit ihrer Nachfolgerin Gisela Becker weitergeführt.



Krystyna Płocharska, Dr. Aleksander Bauknecht (beide: Allensteiner Gesellschaft der Deutschen Minderheit), HDO-Direktor Prof. Dr. Andreas Otto Weber und Gisela Becker (ALP) (v.l.n.r.), Haus Kopernikus, Allenstein, 5. September 2018 / © HDO



Ziel der Reise war es, die historische Landschaft Preußen als Land polnischer und deutscher Mythen, in dem sich europäische Geschichte bündelt, vorzustellen. Exemplarisch sollte der Lehrgang von der Zeit der Entstehung des Deutschordensstaates über die Zeiten des Herzogtums Preußen, der Teilungen Polens, der preußischen Provinz Ostpreußen, der Folgejahre des Versailler Vertrages, des Nationalsozialismus und des Zweiten Weltkriegs sowie die Nachkriegszeit bis heute die Bedeutung dieses Raumes für den Geschichtsunterricht zeigen. Der Auslandslehrgang knüpfte an diese dichte historische Dimension an und führte an zahlreiche Orte, die jeweils



exemplarisch für die lange geschichtliche Bedeutung der Region in Europa stehen. Begegnungen mit Vertretern von Wissenschaft und Kultur und Organisationen der deutschen Minderheit wurden in Elbing/Elbląg, Allenstein/Olsztyn und Osterode/Ostróda als wichtiger Teil des Programms geplant und realisiert. Für Geschichtslehrkräfte wurden darüber hinaus konkrete methodisch-didaktische Anregungen bezüglich Themen, Kontakten und

Tagungsorten für die Planung und Entwicklung eigener Schulfahrten nach West- und Ostpreußen gegeben. Auch von den mitreisenden Lehrern wurden spontan und freiwillig Kurzvorträge eingebracht, die sich mit jeweils ortsbezogenen Themen beschäftigten.

Nach einer Anreise mit dem Flugzeug widmete sich die erste Station der Reise der wechselvollen Geschichte der

Die berühmte Seebrücke in Zoppot (oben) und die Marienburg (unten) waren zwei der Highlights der Studienreise. / © Hartmut Schnuchel, Neumarkt, und HDO

Stadt Danzig / Gdańsk, wo auch die Folgen des Versailler Vertrags und des Zweiten Weltkriegs sowie die Freiheitsbewegung der Solidarność thematisiert wurden.

Auftakt zur Entdeckung dieser bedeutenden ehemaligen Hansestadt, die über Jahrhunderte den Ostseeraum und Skandinavien mit Getreide versorgte, war ein Stadtrundgang mit der versierten Danzig-Kennerin Ewa Heliosz durch die Rechtsstadt, wie man den Großteil der historischen Altstadt lange nannte. Dabei kamen alle Epochen der Danziger Geschichte zur Sprache: Die Jahrhunderte der selbständigen Hansestadt unter der Oberhoheit des polnischen Königums, die Zeit der preußischen Herrschaft, die Freie Stadt Danzig, der Zweite Weltkrieg und die Zerstörung, die Zeit des polnischen Wiederaufbaus und schließlich die Zeit des demokratischen Danzigs.

Entlang der prachtvollen Fassadenfront an der Mettlau ging es zunächst zum polnischen Postamt, um welches einer der ersten Kämpfe des Zweiten Weltkriegs stattfand. Das Postamt war zur Zeit der Freien Stadt Danzig ein exterritorialer Standort der Zweiten Polnischen Republik. Kurz vor Kriegsbeginn wurde hier ein polnisches Waffendepot angelegt. Der deutsche Angriff durch Danziger SS-Einheiten und Polizeitruppen konnte von den 57 im Gebäude befindlichen Personen lange abgewehrt werden. Im Roman „Die Blechtrommel“ hat Günter Grass das Geschehen verewigt. Ein Mahnmal im Garten erinnert an die nach ihrer Niederlage exekutierten Verteidiger.

In der Johanneskirche sahen wir noch deutlich die Spuren der Kriegszerstörung. Durch die Gassen der Rechtsstadt kamen wir zur mächtigen gotischen Marienkirche, um dann den langen Markt mit dem Rathaus, dem Artushof und dem Neptunbrunnen zu erreichen. Hier war das Zentrum der städtischen Repräsentation. Nachmittags stand dann der Besuch des 2017 eröffneten Museums des Zweiten Weltkriegs auf dem Programm. Um die Konzeption und Leitung des Museums kam es kurz nach der Eröffnung zu einer Kontroverse mit der neuen PIS-geführten polnischen Regierung. Unter anderem wurde das gesamte Leitungsteam des Museums unter Prof. Dr. Pawel Machcewicz ausgetauscht. Daher führten wir am Abend im Hotel noch ein Gespräch mit dem ehemaligen wissenschaftlichen Mitarbeiter Dr. Jan Daniluk über die Konzeption des Museums und die problematischen Veränderungen durch die neue Leitung.

Den Vormittag des 3. September füllte dann eine ausführliche Besichtigung der Marienburg / Zamek w Malborku. Auf der Fahrt führte Prof. Weber ausführlich in die Geschichte des Ordenslandes Ostpreußen und des Deutschen Ordens ein. Das Hauptaugenmerk der Besichtigung lag dabei, neben den verschiedenen Funktionsbereichen der dreiteiligen Burganlage (Vorbürg, Mittelschloss mit Hochmeisterpalast und Hochschloss), auf der Geschichte des Denkmals Marienburg vom Historismus bis heute.





Am Nachmittag stand die erste Begegnung mit der deutschen Minderheit auf dem Programm. Die Vorsitzende der Gesellschaft der Deutschen Minderheit in Elbing, Frau Rosemarie Kankowska, lud uns mit ihren ehrenamtlich engagierten Mitgliedern zu Kaffee und Kuchen ein und informierte über die vielfältigen Initiativen des Vereins. Anschließend machten wir einen Rundgang durch die erst nach 1990 wieder aufgebaute ehemalige Hansestadt Elbing. Beim Wiederaufbau des historischen Stadtzentrums wurden die historischen Bauformen im Gegensatz zu Danzig nicht rekonstruiert, sondern modern interpretiert. Auf der Rückfahrt durch die Landschaft des Weichseldeltas erläuterte Prof. Weber die Landgewinnung und Besiedlung durch aus Holland angeworbene Mennoniten („Hauländer“), die von der polnischen Adelsrepublik hier angesiedelt wurden, und ihre charakteristischen Häuser (Vorlaubenhäuser). Vor der Rückkehr ins Hotel besuchten wir noch die berühmte Seebrücke im Seebad Zoppot/Sopot.

Am 4. September ging die Reise von Danzig aus weiter nach Osten. Erste Station war die KZ-Gedenkstätte Stutthof, über deren Geschichte auf der Fahrt Patricia Erkenberg informiert hatte. Das Konzentrationslager war bereits einen Tag nach dem Beginn des deutschen Überfalls auf Polen eröffnet worden und diente seit Juni 1944 auch der systematischen Ermordung von Juden. Nach der Führung durch die KZ-Gebäude und das Mahnmal und einer Mittagspause am Frischen Haff beziehungsweise an der Ostsee ging die Reise dann weiter durch die ostpreussische Hügellandschaft nach Allenstein. Unterwegs informierte das HDO-Team über die aktuelle Situation der deutschen Minderheit in Polen, die sich in Ostpreußen in Allenstein und Umgebung konzentriert. Ein Teilnehmer aus der Lehrerschaft, Hartmut Schnuchel, berichtete von den Erfahrungen der Familie seiner Eltern bei der Flucht aus Ostpreußen.

Am 5. September empfing uns morgens der stellvertretende Vorsitzende der Allensteiner Gesellschaft der deutschen Minderheit, Dr. Aleksander Bauknecht, zu einer ausführlichen Stadtführung durch den Stadtkern und die Burg des Domkapitels des Fürstbistums Ermland. Am Hauptplatz (Rynek / Ring) erkennt man im Gegensatz zu Danzig einen „unhistorischen“ Wiederaufbau. Es wurden – bis auf ein Haus – nicht die historischen Fassaden rekonstruiert, sondern Bauformen aus Galizien nachempfunden, woher die nach der Vertreibung der deutschen Bevölkerung hier neu angesiedelten Polen hauptsächlich gekommen waren. Auch die neuen Bewohner Allensteins hatten ihre Heimat nicht freiwillig verlassen. Am Nachmittag besuchten wir das vom HDO geförderte Haus Kopernikus der Allensteiner Gesellschaft der deutschen Minderheit. Bei Kaffee und Kuchen informierte die Vorsitzende der Gesellschaft, Krystyna Płocharska, über ihre Aktivitäten und beantwortete viele Fragen aus der Lehrerschaft. Anschließend ging die Reise weiter in die großartige masurische Seenlandschaft, wo wir in Sensburg / Mrągowo direkt am Czoz-See für zwei Nächte logierten.

Am 6. September führte uns der junge Reiseleiter Piotr Wagner durch seine Heimat Masuren. Nach einem Rundgang durch das Städtchen Sensburg ging es zum Orgelkonzert in der barocken Wallfahrtskirche Heiligelinde / Świątka Lipka. Die Marienwallfahrt, die durch den Jesuitenorden betreut wurde, ist im früher weitgehend evangelischen Ostpreußen eine Besonderheit. Dies erklärt sich durch ihre Lage im damaligen Territorium des katholischen Fürstbistums Ermland. Am Nachmittag wurden wir in der weitläufigen, zerstörten Bunkeranlage der Wolfsschanze, während des Zweiten Weltkrieges eines der so genannten „Führerhauptquartiere“, mit dem Thema des Zweiten Weltkriegs und des Widerstands gegen das NS-Regime in Ostpreußen konfrontiert. Über nicht enden wollende Alleen kamen wir dann zum Schloss Steinort, dem



Links: Besuch bei der deutschen Minderheit in Elbing, 3. September 2018 / © HDO

Rechts: Prof. Dr. Beata Halicka und Prof. Dr. Andreas Otto Weber im Collegium Polonicum, Stubice, 8. September 2018 / © HDO



Stammsitz der Familie von Lehndorff. Einer der Besitzer, Heinrich Graf von Lehndorff-Steinort, war beteiligt am misslungenen Attentat auf Hitler 1944 in der nahen Wolfsschanze. Das sehr renovierungsbedürftige Schloss wird derzeit von der Polnisch-Deutschen Stiftung Kulturpflege und Denkmalschutz saniert und soll ein europäischer Begegnungsort werden.

Am 7. September wendete sich die Reiseroute wieder nach Westen. Auf dem Weg nach Osterode kamen wir auf den Mythos der Schlachten von Tannenberg zu sprechen, der in Polen und Deutschland sehr unterschiedliche Formen annahm und politisch instrumentalisiert wurde. Der polnisch-litauische Sieg über den Deutschen Orden 1410 war für den polnischen Nationalismus identitätsstiftend.

In Osterode besuchten wir nach einer Besichtigung der im 14. Jahrhundert erbauten Deutschordensburg und einem kurzen Stadtrundgang das Haus der Deutschen Gesellschaft, wo wir Einblicke in deren Bemühungen um Pflege und Erhalt der deutschen Sprache und Traditionen durch Konzerte, Vorträge, Seminare und Deutschunterricht für Kinder und Jugendliche erhielten und mit Kaffee und Kuchen bewirtet wurden. Am Nachmittag erreichten wir dann die an der Weichsel gelegene ehemalige Hansestadt Thorn/Toruń. Mit der Überschreitung der Weichsel und dem Bau der Burg Thorn 1231 begann die Eroberung des Pruzzenlandes durch den Deutschen Orden. Gisela Becker führte uns an den Ruinen



der Ordensburg vorbei durch die historische Thorner Neustadt und Altstadt. Hier wurde 1473 Nikolaus Kopernikus geboren, ein Denkmal vor dem prachtvollen gotischen Rathaus auf dem Ring und sein Geburtshaus erinnern an den großen Astronomen, über dessen nationale Identität deutsche und polnische Autoren lange gestritten haben.

Der 8. September war bereits der Beginn der Rückreise. Die erste Etappe führte uns an den Sitz des ältesten Erzbistums Polens, Gnesen/Gniezno, welches Kaiser Otto III. im Jahr 1000 n. Chr. hier im Rahmen einer Wallfahrt zum Grab seines Freundes, des Märtyrers Bischof Adalbert (Wojciech) von Prag, gegründet hatte. Bis heute zählt die Kathedrale zu den wichtigsten Kirchen Polens. Wir betrachteten die berühmten romanischen Domtüren aus Bronze und das Grab Adalberts im Hauptschiff des Doms. Nach der Mittagspause führte die Reise weiter zu unserem letzten Reiseziel, der deutsch-polnischen Grenzstadt Frankfurt an der Oder-Stubice. Unterwegs hielt Richard Gleißner ein spontanes Referat über die während der NS-Zeit im Rahmen der „Euthanasie“ geschehenen Krankenmorde von 3.586 Menschen in der „Gauheilstalt Tiegenhof“ in Gnesen. Nach einem Stadtrundgang durch Frankfurt überquerten wir die Oderbrücke und besuchten in Stubice das Collegium Polonicum. Die Historikerin Prof. Dr. Beata Halicka empfing uns in dieser gemeinsamen wissenschaftlichen Einrichtung der Europa-Universität Viadrina Frankfurt (Oder) und der Adam-Mickiewicz-Universität Poznań und erläuterte uns ihre Hauptaufgabe, nämlich die wissenschaftliche und kulturelle Zusammenarbeit zwischen Polen und Deutschland an einer Forschungs- und Begegnungsstätte von Studierenden und Lehrenden aus ganz Europa.

Der letzte Tag der Reise, der 9. September, diente dann nur noch der Rückkehr über Nürnberg nach München.

Oben: Reste eines Bunkers in der sogenannten Wolfsschanze / © HDO

Unten: Installation im Museum des Zweiten Weltkriegs (Danzig) / © Hartmut Schnuchel, Neumarkt



Lilia Antipow – „Im Zentrum“
/ „V centru“ – Historische
Schauplätze, ästhetische Positio-
nen der Gegenwart und die Neuen
Europäer



Jesus, ans Grabkreuz genagelt, liegt mit dem Gesicht nach unten: In der Altvaterregion machte die Entsorgung der deutschen Vergangenheit nach 1945 selbst vor Friedhöfen nicht Halt. Auch hier galt das Prinzip der Kollektivschuld: Bestraft wurden alle – selbst Kinder, die 1937 gestorben waren. Auch ihre Gräber sind zerstört. Da Tote nicht auf den Treck geschickt werden konnten, wurden sie an ihrem Ruheort mit einbezogen: Durch Entwürdigung der Gräber. Eine Geste der Abgrenzung und Subversion.

Spätestens hier wird einem die Absurdität von Nationalismus, Hass und Gleichgültigkeit visuell deutlich.

Die Landschaft, die Orte und die öffentlichen Plätze des traditionsreichen Kulturraums Altvaterregion sind jedoch nicht nur Metaphern des historischen Verlusts. Das deutsch-tschechische Kunst-, Literatur- und Musikfestival „Im Zentrum“ / „V centru“ entscheidet sich für die künstlerische Verfremdung dieser Verlust-Metaphern, verleiht ihnen eine neue Bedeutung, verwandelt sie in Metaphern der aktuellen *conditio humana*. 2016 initiierten Dr. Serafine Lindemann (Deutschland) und Dr. Zdeňka Morávková (Tschechien) das Kooperationsprojekt in dieser Region Mitteleuropas, die infolge der Vertreibung der Deutschen weitgehend entvölkert worden war und ihre wirtschaftliche wie kulturelle Bedeutung eingebüßt hatte.

Bei der dritten Auflage des Festivals 2018 war das Haus des Deutschen Ostens (HDO), München, nicht Förderer wie in den Jahren zuvor, sondern Mitveranstalter. Mit dem Festival verbindet das Haus ein besonderes Anliegen. Unterstützt von Politik und Öffentlichkeit vor Ort, entwickelte sich „Im Zentrum“ zu einer in dieser Art einmaligen deutsch-tschechischen Kooperation, die eine beachtliche Breitenwirkung im Altvaterland zeigt. Das Festival lässt auch auf die Etablierung von weiteren gemeinsamen Vorhaben zwischen den beiden Ländern hoffen. Denn seine Besucherstatistik mit bereits ca. 1.500 Gästen im Jahre 2018 spricht für sich.

Die Kunst der Gegenwart wird in die Landschaft, Orte und Gebäude des Altvaterlandes eingeschrieben – eine Raumperformance ist das Ergebnis. Die Geschichte – auch die Geschichte der Vertreibung, die in Tschechien jahrzehntelang tabuisiert wurde und weiterhin brisant bleibt, wird dabei nicht erzählt. Stattdessen wird sie – als symbolisches Zeichen in der Performance – als unmittelbare Gegenwart erlebbar gemacht. Bereits am ersten Festivaltag, bei der Besichtigung einer Industriearche (der ehemaligen Schamottefabrik von Vidnava/Weidenau), die vor der Vertreibung einem Deutschen gehörte, konnten die Gäste die Vergangenheit als Teil der Natur erleben. Das Grundstück mit der Fabrikrueine hat inzwischen einen neuen Besitzer – dieser sieht es nicht gerne, wenn Fremde wie die Festivalteilnehmer über sein Eigentum hinwegspazieren. Der Geo-Botaniker Jan Albert Šturma bietet trotzdem Führungen an und versetzt die Besucher in eine *lost-place*-Szenerie: Produktionsanlagen unter verfallenen Dächern, die Wände bröckeln, auch die Treppengeländer; Betonbrocken liegen herum, Stromkabel und Metallteile hängen von den

Wänden herunter. Über das Gelände wächst Gras, dazwischen lagern die Bewohner aus der Umgebung ihren Müll ab. Es stinkt, fürchterlich sogar. Wie die Friedhöfe in der Altvaterregion – eine Reste-Welt. Für Jan Albert Šturma hat sich die Gegenwart der Vergangenheit bereits bemächtigt: am Ort der Industrieproduktion ist ein Biotop entstanden – ein eigenwilliges Natur-Artefakt. Sein kenntnisreicher und spannender Bericht über diese artenreiche Pflanzen- und Insektenwelt wird zu einem Vortrag an der Grenze zwischen Sprachkunst und Naturwissenschaft. Der Zuhörer sieht sich zwischen der Naturidylle, die Šturma entwirft, und der Wahrnehmung des Zerfalls und der Verwesung hin- und hergerissen. Dabei bleibt ihm gegenwärtig, dass die Vertreibung eine historische Zäsur ist, die die Diskrepanz rund um das Biotop verursacht und sich ihm visuell eingeschrieben hat.

Anderorts in der Altvaterregion setzte sich während des Festivals die Geschichte in der Kunst fort. Die Vertreibung der Deutschen aus dieser Region wurde zum historischen Prolog und Anlass für Performances, die den Raum als physische Fläche für die Erzählung über Migration als Zustand des menschlichen Seins öffnen. Die Geschichte wird dabei zu einem multimedialen ästhetischen Kommunikationsprozess – zwischen den Künstlern und dem Publikum. Die Leere im historisch-geographischen und kulturellen Raum Altvaterregion, die durch die Vertreibung entstanden ist, wird durch diese ästhetischen und kommunikativen Wechselwirkungen im Hegelschen Sinne „aufgehoben“.

Nur wenige hundert Meter von der ehemaligen Schamottefabrik in Vidnava entfernt – an dem inzwischen stillgelegten Bahnhof, der das Städtchen bis 1945 mit dem preußischen Teil Schlesiens (heute Polen) verband – schuf Wolfgang Aichner (München) an der Bahnhofswand das 60m-lange Graffiti „Steam“ / Dampf. Als Metonymie steht die Dampfwolke für die Geschichte von Vertreibung, Flucht und Migration. Mit ihrem lawinenartigen und unendlichen Charakter spielt sie gleichzeitig auf deren Irrationalität, schwere Steuerbarkeit, Dramatik – und last but not least – auf deren Nicht-Abschließbarkeit an. Das Bild der Unendlichkeit bezieht sich hier erstmals auf das Thema Migration, auch bei anderen Künstlern im Rahmen des Festivals kommt es später vor.

Direkt vor der Graffiti-Wand erhob sich die Installation „Ankunft des Zuges auf Gleis 3“. Der Bahnhof von Vidnava hatte nur zwei durchgehende Gleise. Gleis 3 war Abstellgleis. Zwischen den Gleisen, auf denen kein Zug mehr fährt, setzte die Prager Künstlergruppe REZ – Michal Mihalčík und Jakub Kročil – einen „Figuren-Wald“ aus gestürzten und gefällten Bäumen und Baumzweigen ins Szene. Die Figuren-Bäume sind auf die Baum-Teile reduziert – sie sind „gebrochen“. Stehen die „Baum-Figuren“ für den *homo migrans* oder für die „Sesshaften“, für die Aufnahmegesellschaft? Beide begegnen sich nun „auf dem Abstellgleis“. Die Fahrt ist zu Ende. Wohin geht es jedoch weiter?

Das 60m-lange Graffiti
„Steam“ / Dampf von Wolfgang
Aichner entsteht, Vídnava /
Weidenau, September 2018 /
© Serafine Lindemann, Mün-
chen / Zdeňka Morávková,
Jeseník



Wolfgang Aichner, September
2018 / © Serafine Lindemann,
München / Zdeňka Morávková,
Jeseník



Ist die Geschichte der Migration überhaupt „zu beenden“? Bleibt die Unendlichkeit ihre permanente „Option“? Und was heißt dann „Option“? Der Münchner Künstler und gebürtige Karlsbader Werner Mally stellte diese Frage in den Raum, und zwar im wörtlichen Sinne: in seiner begehbaren Installation „Homo Migrans“, gleich neben der „Ankunft des Zuges auf Gleis 3“. Das Projekt wurde von der Erwin und Gisela von Steiner-Stiftung (München) gefördert. Ein nachempfunderer alter Zugwaggon, in dem die beliebig austauschbaren Ein- und Ausgänge in überdimensionierten Buchstaben auf Tschechisch, vereinzelt auch auf Deutsch markiert wurden – „nástup“ / Einsteigen, „výstup“ / Aussteigen, „dveře“ / Tür; „se zavírá“ / schließt sich, „ukončete“ / beenden Sie. Sie spielen auf die Ansagen in der Prager Metro an: „Ukončete prosím výstup a nástup, dveře se zavírají“ (Beenden Sie bitte das Aus- und Einsteigen, die Türen schließen). Ihre Botschaft – der Aufenthalt sei vorübergehend und die Fahrt geht in einer klar definierten Zielrichtung weiter – wird vom Künstler in Frage gestellt. Vielmehr wird dem Besucher angeboten, sich in die Situation eines Homo migrans als unseres Zeitgenossen zu versetzen. Aus der Leere der umliegenden Landschaft kommend, kann er diesen einen leeren Raum alleine oder zusammen mit anderen betreten. Nach gewisser Zeit kann er ihn durch den Ausgang verlassen, der ihn entweder in die gleiche Leere der umliegenden Landschaft entlässt oder – durch eine offene Fläche im Boden – in die Dunkelheit eines angedeuteten Kellergeschosses. Der Homo migrans kommt aus einem Niemandsland – und geht ins Niemandsland, als das auch die Orte nach der Vertreibung – die Altvaterregion ist einer dieser Orte – teils heute noch wirken. Ganz gleich, durch welche Tür und in welcher Richtung er den Wagon betritt, begeht und verlässt. Beliebig ist aber auch, wieviel Zeit er sich für die jeweilige Handlung nimmt. Es besteht jedoch noch eine weitere Option: „Die Tür schließt sich“ – und er verbleibt im Wagon, eben als permanenter homo migrans.

Dass jedes Wissen über Zeit und Raum, von Welt und Mensch, von Geschichte und Gegenwart immer wieder an seine Grenzen stößt, dass stattdessen das Nicht-Wissen beziehungsweise die permanente, erneute Annäherung an ein Erkenntnisobjekt unser epistemologischer Normalzustand ist, könnte eine der Botschaften sein, die Werner Mally mit einem anderen Werk beim Festival vermitteln wollte. Seine „Wolke des Nicht-Wissens“ (München 2018) wurde in der Dorfkapelle von Buková / Buchsdorf ausgestellt. Wie andere Plastiken von Mally erzielt diese ihre Wirkung aus dem Zusammenspiel der Farben, der Leichtigkeit ihres Materials, der Linien und der durch sie eingegrenzten und unterbrochenen Leere des spirituellen Raumes. Die Symbolik der Reinheit, der Harmonie und der inneren Läuterung liegt im Silber-Blau, der Farbe der Skulptur. Die Kreis-Linien-Struktur des Gesamtwerks provoziert Blickbewegungen in verschiedene, entgegengesetzte oder perpendicular zueinander sich verhaltende Richtungen: Mal in einer Vertikale, mal in einer Horizontale, mal im Kreis; von der Oberfläche in die, durch dunkle Farbtöne abgesetzte,

Tiefe – in die Tiefe der nicht einzugrenzenden Leere. Der Betrachter wird abwechselnd in die Zustände von Spannung und Entspannung versetzt. Durch die im Zusammenspiel von Dynamik und Statik erzeugten Spannungen werden Ordnungen aufgelöst, eine Entgrenzung findet statt, die mit transzendentalen (Selbst)Erfahrungen einhergeht. Es sind die Stille, das Gleichgewicht und die Harmonie, die dieses Werk evoziert. All diese Erfahrungen entstehen im Bereich des Visuellen und Intuitiv-Sinnlichen, jenseits des Sprachlich-Logischen und Empirisch-Nachvollziehbaren. Der Betrachter betritt den nicht abschließbaren Weg der Erkenntnis, stets mitten in der Dialektik des Wissens- und Nicht-Wissens. Der Werkstitel – die „Wolke des Nicht-Wissens“ – weist auf diesen Weg. Eine seiner Deutungen führt den Titel der Plastik auf den Mönch Dionysus Areopagita (gest. ca. 1. Jhr. n.Chr.) und ein Symbol der Unfassbarkeit zurück – das Bild der Wolke über dem Berg Sinai. Sie stand über Moses, als er die Tafeln der Gebote in Empfang nahm. „Wolke des Nicht-Wissens“ ist auch der Titel eines Klassikers der Kontemplation aus den Federn eines anonymen Autors aus dem 14. Jahrhundert. Eine Kontemplation impliziert aber genau jene intuitive Betrachtung Gottes, die auch Mallys Werk, allerdings als ein nicht sakrales Objekt, voraussetzt.

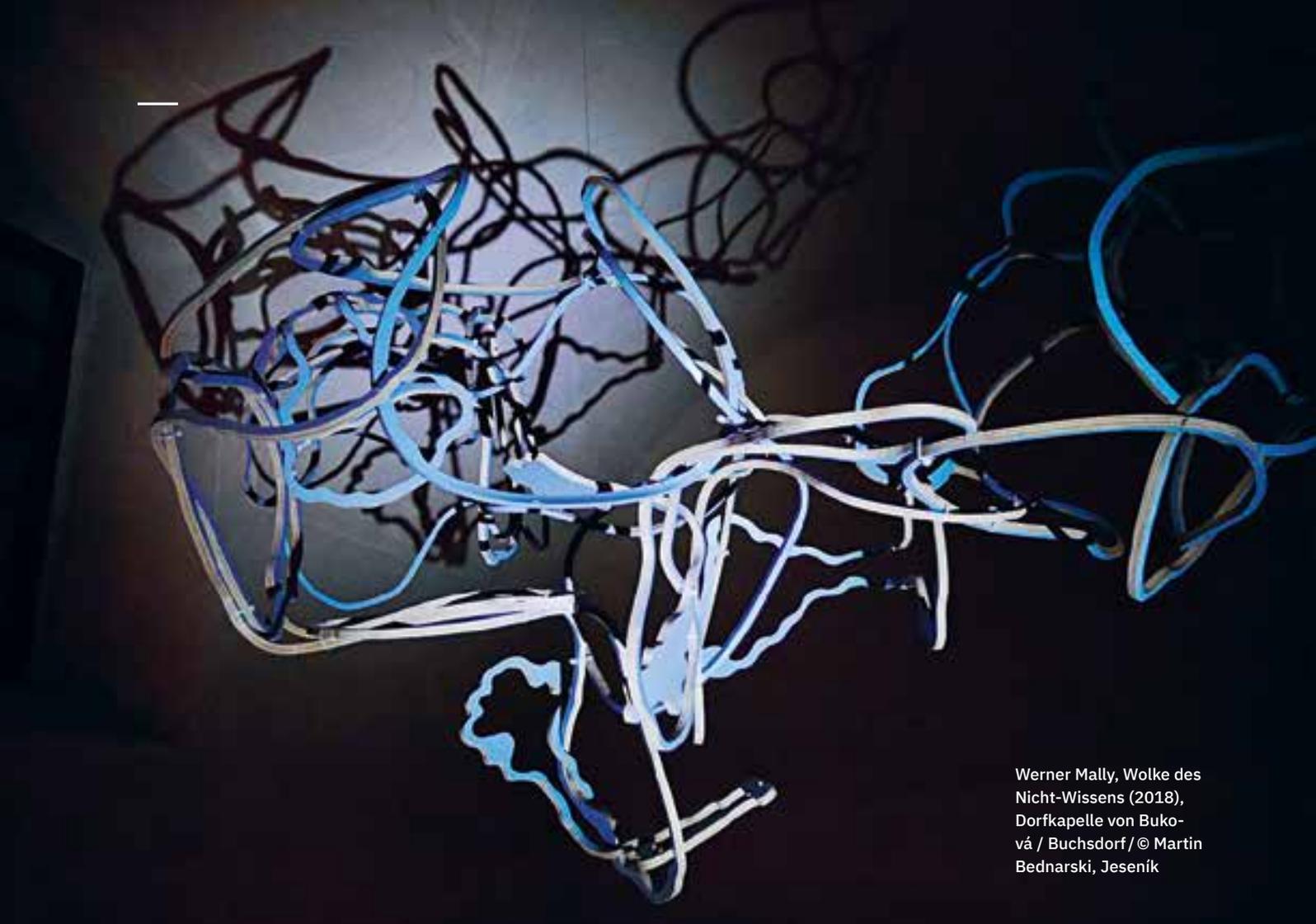
Mit der Geschichte der Altvaterregion, der Vertreibung der Deutschen nach 1945 und der Migration als *conditio humana* in der Gegenwart setzten sich auch Festival-Projekte in den Sparten Druckgrafik, Fotografie, Literatur, Theater und Musik oder multimediale Kunst auseinander. Seine „Postkarten der Erinnerung“ / „Pohlednice vzpomínek“ stellte der tschechische Grafiker und Plakatkünstler Filip Raif vor, der in Jeseník/ Freiwaldau, ebenfalls in der Altvaterregion, beheimatet ist. Raif gelang es, die deutsche Vergangenheit der Region und die Vertreibung auf eine subtile Weise in den Zeitdiskurs einzubinden. Auf einzelnen Kunstkarten wurden ein kurzer Auszug aus grotesk-ironischen Erzählungen der deutschen und tschechischen Einwohner der Altvaterregion sowie eine Grafik abgedruckt, die auf diese Geschichte Bezug nimmt. Es handelt sich um Bild-Geschichten aus einem breiten Gattungsspektrum zwischen Comic und Graphic Novel, allesamt Momentaufnahmen aus dem Alltag der Region vor und nach dem Zweiten Weltkrieg. Eine Story handelte von einem Musiker, der nur den Müll wegragen wollte. Erst nach drei Tagen jedoch kam er heim, da er spontan zu einem Festival nach Ungarn gefahren war. Die Postkarten konnten in beliebiger Reihenfolge gelesen werden, die Geschichte, die sie als Ganzes ergaben, beliebig beginnen, enden – und fortgesetzt werden. Entschied man sich für diese Beliebigkeit, so konnte eine Geschichte aus den 1930er Jahren neben einer aus den aktuellen Gegenwart landen. Von zeitlichen Erkennungsmerkmalen abgesehen, auch die Vertreibung der Deutschen bot eine solche Markierung, trat die Tatsache der überzeitlichen Identität des Menschlichen dem Leser ins Bewusstsein. Die ethnisch nicht besetzte und typisierende grafische Sprache der Bild-Geschichten stellte diese Einheit noch einmal auf formal-



Künstlergruppe REZ (Michal Mihalčík und Jakub Kročil), Ankunft des Zuges auf Gleis 3, Installation am ehemaligen Bahnhof von Vidnava/Weidenau, September 2018 / © Serafine Lindemann, München / Zdeňka Morávková, Jeseník



Dr. Serafine Lindemann (Festivalkuratorin), Ljilja Antipow und Dr. Zdeňka Morávková (Festivalkuratorin) (v.l.n.r.), bei der Eröffnung des Festivals „Im Zentrum“ / „V centru“, Vidnava / Weidenau, 28. September 2018 / © Martin Bednarski, Jeseník



Werner Mally, Wolke des Nicht-Wissens (2018),
Dorfkapelle von Buková / Buchsdorf / © Martin
Bednarski, Jeseník



Führung durch das
Gelände der ehemaligen
Schamottefabrik
(Vidnava/Weidenau),
28. September 2018 /
© Serafine Lindemann,
München

ästhetischer Ebene her. Die Vertreibung wurde dabei zu einem von vielen Ereignissen aus der Geschichte der kleinen Leute, auch eines, das persönlichen Konflikten auf dem Dorf ein Ende setzte. Zuweilen brachten die Kunstkarten den Betrachter zum Lachen – und im gleichen Augenblick erschufen sie einen Raum der Erinnerung jenseits einer psychischen Belastung.

Bei der Fotografin Yvonne Most aus Halle, die in der Georgs-Halle von Javorník/Jauernig ihre Portraits und Landschaftsaufnahmen unter dem Titel „Die Erinnerungen der Anderen“ ausstellte, trugen die Bildmotive so gut wie kein Zeichen ihrer Geschichte in sich. Ausnahmen waren die Portraits von Trachtenträgern oder Landschaftsaufnahmen mit Werbeschildern auf Tschechisch. Die semantischen Bezüge zur Geschichte der Deutschen in Böhmen und zum Thema Erinnerung stellte der Rezeptionskontext her. Das Erinnern kann man als Prozess nicht fotografieren. Auf Fotografien von Yvonne Most wurden stattdessen die Motive und die emotionale Perspektive des Erinnerns visuell (re)konstruiert. Ihre Figuren „gingen in sich“. Auffallend oft hatten sie ihren Blick vom Betrachter abgewandt, hielten ihre Augen zu oder kehrten dem Fotografen den Rücken zu. Manche legten dabei ihre Hände in einer meditativen Haltung an die Brust, andere wiederum hielten in einer Verweigerungshaltung die Arme vor dem Oberkörper gekreuzt. Most schien potentiell mögliche Bilder des Sich-Erinnerns festhalten zu wollen, die Authentizität des Ortes war dabei sekundär. Der Blick des Erinnernden haftete an Natur und Landschaft fest. Er reagierte darauf in inneren Bildern, die, photographisch gebrochen, nach außen getragen wurden. Die Erinnerung war segmentär: Der erinnernde Blick fixierte Bruchstücke, Ausschnitte, Details der Wirklichkeit. Mosts Kamera bevorzugte Großaufnahmen, Totalen fanden sich selten. Der innere Blick des Erinnernden schwand immer wieder, aus der Erinnerung war keine Klarheit zu gewinnen: Die Bilder waren in einer eher gedeckten Farblichkeit gehalten; manche waren unscharf, verschwommen. Die Erinnerung floss, schwebte, verflüchtigte sich: Es waren Frühjahrs- und Herbstaufnahmen. Blau-Grau, die Farbe des Wassers, des Himmels, der Luft, mischte sich zu anderen Farbtönen bei. „Die Erinnerungen der Anderen“ vergegenwärtigten sich der Dinge, berührten sie – und ließen sie dann für sich alleine gelten, ohne sie in eine große Geschichtsnarration hineinzuzwingen.

Ein Stockwerk über der Ausstellung lasen die tschechische Autorin Jakuba Katalpa und ihre deutsche Kollegin Noemi Schneider aus ihrem jeweiligen Werk. „Die Deutschen: Geographie eines Verlustes“/Němci – Geografie ztráty (2015), so lautet der Titel des Romans von Katalpa. Darin machte sie den Verlust deutlich, der infolge der Vertreibung der Deutschen aus dem Sudetenland entstand: Kein politischer Verlust, sondern ein Verlust von Menschen, von Vergangenheit und – wie im Fall der alten Klara Rissmann, die an Demenz leidet – von Gedächtnis beziehungsweise von Erinnerung. Noemi Schneiders Roman „Das wissen wir schon“

(2017) begab sich nicht auf das Terrain der deutschen Vergangenheit. Beide Romane verbindet jedoch, dass es hier wie dort um ein Generationenverhältnis geht sowie um die Begegnung mit dem Fremden. Bei Noemi Schneider führen die Frauen der 68er-Generation einen Streit mit ihren Töchtern, herausgefordert durch ihre Begegnung mit dem politischen Islam, wie er von einem nach Deutschland geflüchteten Dschihadisten vertreten wird.

Im Grunde genommen ist das Sprechen über Altvaters deutsche Vergangenheit, ja die ganze Geschichtspolitik ein genauso unsicheres Terrain, wie die besagte Industrieanlage von Vidnava – und das nicht nur im metaphorischen, sondern im wörtlichen Sinne. Bei der Prager Theatergruppe „Depressive Kinder sehnen sich nach Geld“ wurde die Vertreibungspolitik zum Anlass für eine kritische Positionsbestimmung gegenüber der kommunistischen Regierung in der Tschechoslowakei. Der neue Umgang mit der Vertreibung entpuppt sich als eine subversive antiautoritäre beziehungsweise antikommunistische Geste. Der Spiritus Rector der Theatergruppe, Jakub Čermák, verfasste das Drehbuch und führte Regie bei der Neuauflage von „Der Untergang des Hauses Usher“, einer Film- und Theaterproduktion nach der Kurzgeschichte von Edgar Allan Poe, die im Kino Olympia/Kulturzentrum von Javorník/Jauernig, im Rahmen des Festivals seine Uraufführung erlebte. In dem schauererregenden Haus der Geschwister Usher agieren kaum angedeutete Gespenster im Hintergrund, die am Wahnzustand von Roderick Usher wohl Schuld tragen. In einer dieser Gespensterfiguren war ein kommunistischer Funktionär erkennbar, dem, so legte diese Neuauflage der Poeschen Geschichte nahe, auch die Verantwortung für die Vertreibung der Deutschen oblag. Das Haus Usher ging mit den Geschwistern – Roderick und Lady Madeline – unter mysteriösen Umständen und infolge seiner nichtaufgearbeiteten Geschichten unter. Die Zwangsaussiedlung der Deutschen war eine davon.

Einen Impuls aus der Ortsgeschichte von Buková erhielt für sein Musik-Video-Wort Projekt „Bitte einen Bitter“ der Münchner Künstler Frank Sauer; er realisierte es zusammen mit der tschechischen Jazz-Band „Alžběta and the Hanulík Brothers“ direkt vor Ort, im ehemaligen Schloss von Buková. Seit 1863 bestand hier die Albert Michler „Likör-, Rum- und Spiritusfabrik“, die wie bereits ihr Name verrät, in deutscher Hand war. Alles begann mit der Produktion eines Kräuterlikörs, eines „Buchsdorfer Bitters“ eben. Seine Kunden hatte Michler in der ganzen k.u.k. Monarchie; später wurde seine Marke weltberühmt und Michler auch zum Hoflieferant in Wien. Zum Kräuterlikör kam der Rum, den man aus Übersee importierte und in den mährisch-schlesischen Produktionsanlagen raffinierte. Die Vertreibung der Deutschen nach 1945 setzte der Produktion in Buková ein Ende. Jedoch nicht der Handelsmarke selbst. Nach dem Krieg wurde die Firma als „Albert Michler Distillery“ im britischen Bristol wiederaufgebaut. Frank Sauer ließ sich davon zu einer erotischen und zugleich ironisch-scurrilen Geschichte verleiten, in der der

„Bitter“ zu einem „Liebestrank“ wurde – und schließlich Liebestrunkenheit auslöste.

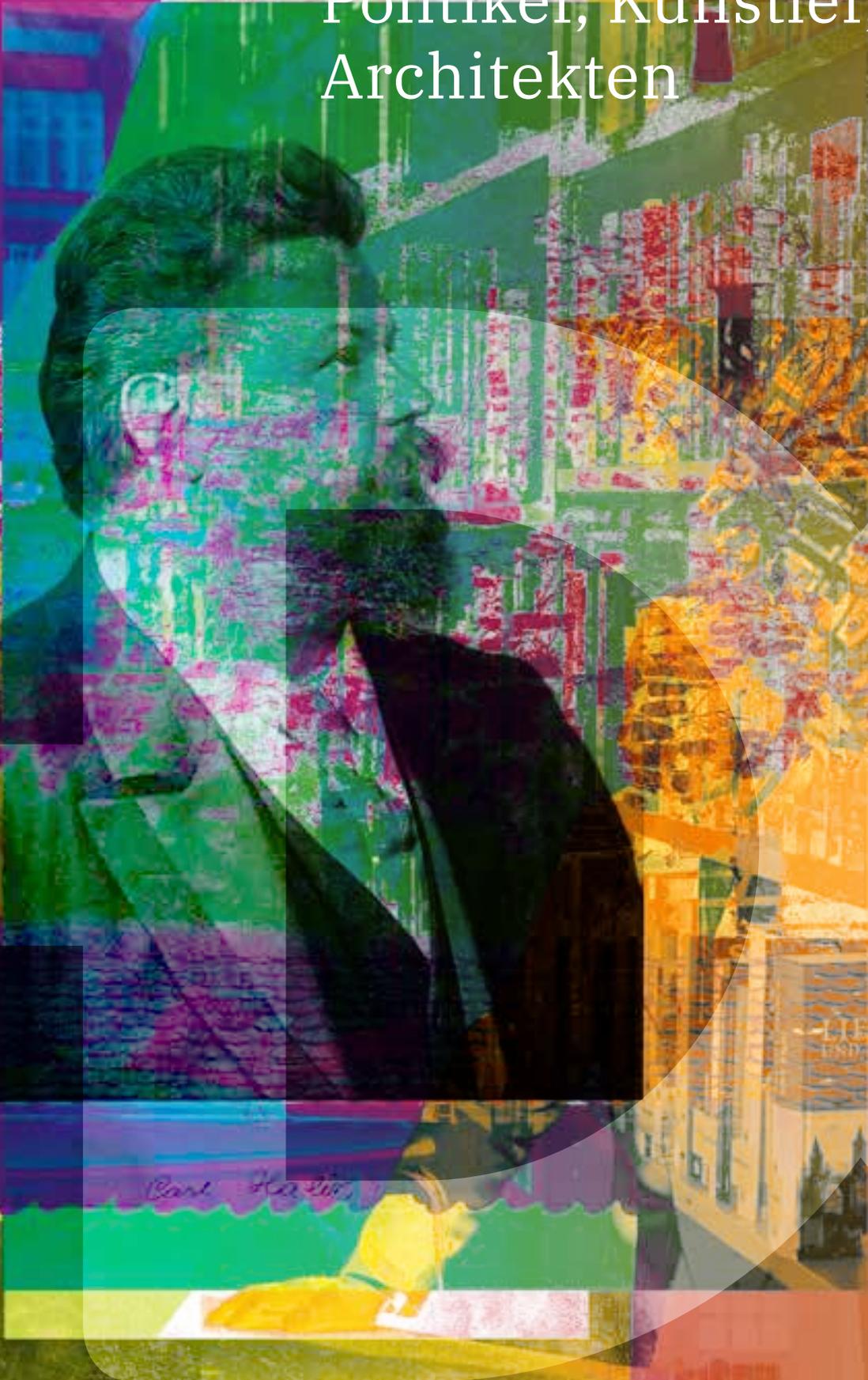
Das ehemalige Schloss von Buková wählte für sein multimediales Projekt „In strong light nothing but the roots remain“, eine Musik- und Lichtperformance, das russisch-britisch-tschechische Trio Kaplan, Berzon & Sander, das diesmal mit einem special guest, dem tschechischen Cellisten Michal Turek, zusammenarbeitete. Frances Sander erschuf durch ihre Lichtmalerei eine Art digitales Palimpsest, wo die Farblichter beziehungsweise Lichtfarben sich über die historische Landschaft der heruntergekommenen Schlossanlage „ergossen“, die als visuelle Zeichen-Spur an der Oberfläche präsent blieb und sich in ein neues Bild integrierte. Cyril Kaplan komponierte die Musik. Kurzlebig war die jeweilige Licht-Raum-Bild-Lichterfahrung: Die Bilder wechselten im Sekundentakt. Das Publikum als Teilnehmer der Performance befand sich in einer Art raum-zeitlichen und visuell-akustischen Bild-Flow. Das lichtumspielte Schlossareal, das in allen Sequenzen dieses Bild-Flows als Kontur hervortrat, war jener feste Punkt, der sie zusammenhielt und dem Publikum die Chance bot, sich als Gemeinschaft in Raum und Zeit zu verstetigen und zu seiner Mitte zurückzukehren. Die historische Ruine stand dabei für jene Wurzeln – „roots“ – auf die auch der Titel der Performance anspielt: „In strong light nothing but the roots remain“ – „Bei starkem Licht bleibt nichts außer den Wurzeln“.

Gemeinschaft aus der kollektiven ästhetischen Aktion zu produzieren, dieses Anliegen verfolgten auch die partizipativen Kunstprojekte der in Brünn/Brno geborenen Konzept-Künstlerin Kateřina Šedá, einer Teilnehmerin der documenta 12, der Venedig Biennale 2011 und anderer hochkarätiger Kunstforen. Während des Festivals stellte Šedá in ihrer Präsentation „All inclusive“ diese Projekte vor. Als Aktionsraum wählte die Künstlerin wiederholt die Öffentlichkeit als rurales oder urbanes Feld. Als Akteure traten alle Bewohner der Ansiedlung oder eines Stadtviertels auf. Šedá legte die Themen und Regeln ihrer Aktionen fest, die gleichzeitig aber dem Alltag der beteiligten und ausführenden Personen verbunden blieben. Es handelte sich um gewöhnliche Handlungen wie Kochen, Waschen oder Nähen, die im Rahmen eines übergreifenden Kunstentwurfs ausgeführt, über ihren praktischen Nutzen hinaus, zur Überwindung von zwischenmenschlichen Grenzen und Entstehung einer neuen „Mitte“ als Dreh- und Angelpunkt einer Gruppe hinführen sollten. Die Performance war ein an Raum und Zeit gebundenes Gemeinschaftsartefakt, eine Art soziales Kunstwerk, dessen Akteure psychische Probleme, Einsamkeit und soziale Rückzugerscheinungen überwinden. Gleichzeitig wurden dabei Kommunikationswege freigelegt beziehungsweise neu erfunden, die durch die Entvölkerung, das Plattenbauwohnen oder die postmoderne Industrieentwicklung verschüttet worden waren. Für einen Außenstehenden stellte sich dabei die Frage, ob Kateřina Šedás Kunstprojekte, die von der Idee eines neuen sozialen Aktivismus getragen sind, in langfristiger Perspektive betrachtet, Entfremdungsprozesse auf der Mikroebene der Gesellschaft tatsächlich ausgleichen können.

Die Form der Kunst, für die das Festival „Im Zentrum“ eine Repräsentationsplattform bietet, ist die Aktion: Der Wille zu einer transnationalen Gemeinschaft wird dabei spürbar, die sich aus der ästhetischen Kommunikation entwickelt. An einem Ort, wo eine jahrhundertlange Kulturtradition Mitte des letzten Jahrhunderts zu Bruch gegangen war, besteht seit vier Jahren ein einzigartiges grenzübergreifendes Forum für Begegnung und Austausch, von dem eine menschenverbindende Kraft ausgeht. In Europa braucht man sie heute dringend. Die aktuellen Entwicklungen in Kunst, Literatur und Musik in Tschechien und Deutschland kommen hier ebenso zu Wort, wie auch die seit Jahrzehnten untergegangen geglaubte kulturelle Tradition der ehemals hier ansässigen deutschen Bevölkerung. Ein spürbarer Impuls geht vom Festival auch für die historische und kulturelle Erinnerungsarbeit in der Region Altvater aus, wo man seit einiger Zeit versucht, die Spuren der deutschen Vergangenheit vor Ort zu dokumentieren und zu rekonstruieren. Ästhetisch gebrochen, erscheint dabei die Geschichte nicht als eine Infragestellung der Gegenwart, sondern als ihre sinnvolle und fruchtbare Bereicherung.

Bei der Festivalsausgabe 2019 entwickelte sich eine Zusammenarbeit zwischen der Festivalkuratorin Dr. Serafine Lindemann, ihrer Mutter Hertha Lindemann und Filip Raif, die über die Grenze der Altvaterregion hinausging und in München Fortsetzung fand. Filip Raif gestaltete zu Ehren von Hertha Lindemann, die in diesem Jahr ihren 101. Geburtstag feierte, einen Raum im Festival-Haus. Gleichzeitig ließ er sich von ihrer Lebensgeschichte – Hertha war bis zur Vertreibung im Grenzdorf Groß Kunzendorf/Velké Kunětice zuhause, machte in der Kreisstadt Freiwaldau Abitur und studierte später in Prag – zu einer weiteren grafischen Novelle inspirieren. Sie trägt den Titel „Hertha“ und bildet die Grundlage für die gleichnamige Grafikausstellung, die 2020 im Haus des Deutschen Ostens gezeigt wurde.

Personen _ Politiker, Künstler, Architekten



Justina Schreiber — Riese mit
singender Geige — Der Violin-
Virtuose Karel Halíř





Das Halíř Trio (Eduardo García Salas, Jana Podolská und Stanislav Gallin (v.l.n.r.)), beim Konzert zu Ehren von Karel Halíř, Pasinger Fabrik (München), 12. Dezember 2019 / © HDO



Der weltberühmte böhmische Violinist und Musikpädagoge Karel Halíř (1859 – 1909) hat sich in allen vier wichtigen Aspekten, in denen sich ein Geiger entwickeln kann, auf sehr hohem Niveau hervorgetan: als Solist, Kammermusiker, Konzertmeister und Professor. Als Violinist gastierte er auf renommiertesten Bühnen der Welt wie der Carnegie Hall, trat mit den New Yorker Philharmonikern, dem New York Symphony Orchestra und den Berliner Philharmonikern auf.

Am 12. Dezember 2019 würdigte das HDO den weltberühmten Künstler in seinem 110. Todesjahr mit einem Konzert in der Pasinger Fabrik (München). Das Halíř Trio (Eduardo García Salas, Jana Podolská, und Stanislav Gallin) brachte dabei Werke aus Halířs Programm zur Aufführung.

Beim Konzert anwesend waren Karel Halířs Enkelin Mechthild Schreiber sowie seine Urenkelinnen Justina Schreiber, Doro Seror und Astrid Schreiber.

Seine Karriere war dem Violin-Virtuosen gewissermaßen in die Wiege gelegt. Als Karel Halíř am 1. Februar 1859 im heutigen Vrchlabí (Tschechien), damals Hohenelbe (k.u.k. Monarchie), zur Welt kam, hängten die Eltern, der Stadtkämmerer Václav Halíř und seine Frau Josefa Theresia, geborene Štěpnička, eine kleine Geige und einen Geldbeutel über das Babybett. Es war wohl eine familiäre Tradition, dass, je nachdem, wonach das Kind als erstes griff, der Ausbildungsweg feststand: Banklehre oder Musikunterricht. Der Vater, der die örtliche Liedertafel leitete, unterrichtete den kleinen Karel zunächst selbst am Instrument. Aber als er acht Jahre alt war, schickten die Eltern den Buben nach Prag, damit er am Konservatorium die berühmte Geigen-Klasse von Antonin Bennewitz besuchen konnte. Mit knapp 15 Jahren ließ man den begabten ältesten Sohn dann 1873 an die neu gegründete Königliche Akademische Hochschule für ausübende Tonkunst (die spätere Hochschule für Musik) in Berlin wechseln. Er trat dort der Violin-Klasse des Akademiedirektors Joseph Joachim bei. Der weithin bekannte deutsch-ungarische Professor, der viel Wert auf eine werkgetreue Darstellungsweise legte, förderte ihn zeitlebens – obwohl Halíř die „typisch“ böhmisch-tschechische Art des Geigenspiels nie ganz aufgab, wie ein Musikkritiker 1894 bemerkte: „Dieser Künstler, von tschechischer Abstammung, hat die schon von Mozart gepriesene Eigentümlichkeit dieses Volksstammes, sein urmusikalisches Gefühl, in solchem Grade geerbt, dass sein Spiel keine angelehrte Ausdrucksweise, sondern seine innere, eigene Sprache bildet.“

Nach dem Studium folgte eine unstete Zeit. Karel Halíř begann als Soloviolinist in der Berliner Bilschowsky'schen Kapelle und wechselte 1879 zum Königsberger Stadtorchester, um während der Ferien als Solist durch Italien und Frankreich zu touren. 1882 war er – mittlerweile 23 Jahre alt – für eine Saison am Mannheimer Hoftheater engagiert. Ab 1884 wirkte er immerhin eine Dekade lang als großherzoglicher Konzertmeister in Weimar, allerdings ständig unterbrochen von Gastspielen hier und dort. Seit er sich in Thüringen hatte einbürgern lassen, nannte sich der begehrte Virtuose jetzt meist eingedeutscht „Carl Halir“. Im Sommer 1888 heiratete er die Berliner Sängerin Therese Zerst. Ihre beiden Kinder kamen noch in Weimar zur Welt: Walter (1889–1920) und Eva (1894–1992). Aber dann ging es endlich zurück nach Berlin! 1894 erhielt Halir hier nicht nur die Konzertmeisterstelle an der königlichen Hofoper (heute Staatsoper Unter den Linden). Joseph Joachim holte ihn auch als Professor für Violinspiel an die Hochschule und setzte ihn als zweiten Violinisten in seinem berühmten Joachim-Quartett ein – mit Emanuel Wirth an der Bratsche und Robert Hausmann am Cello.

Es war die vermutlich beste Phase im relativ kurzen Leben des Geigers Carl Halir. Die Familie wohnte selbstverständlich in Tiergarten, dem Viertel der Industriellen und arrivierten

Künstler. In seiner prächtigen Mietwohnung an der Potsdamer Straße 51 unterrichtete Prof. Halir auch seine Schüler und Schülerinnen, obwohl die Musikhochschule nur ein paar Meter entfernt lag. Doch als bedeutende Person der Berliner Kulturszene konnte er sich gewisse Allüren leisten. Um 1900 zählte man Halir zusammen mit elf weiteren Schülern Joseph Joachims zu den hundert berühmtesten Geigern weltweit. „Wenn der stattliche Mann das Instrument, das in seiner Hand wie eine Kindergeige sich ausnimmt, an die breite Brust legt, so entquillt demselben eine aus dem zartesten Tonelement gebildete Empfindungssprache“, schrieb eine Zeitung. Die Amerika-Tournee, die der 37-jährige Geiger 1896 absolvierte,



trug wesentlich zu seinem Ruhm bei. Carl Halir gab mit der sogenannten „Red Strad“, einer Stradivari, die ihm Joseph Joachim extra für die Tour geliehen hatte, insgesamt 25 umjubelte Konzerte in den USA, unter anderem mit dem Boston Symphony Orchestra in der Carnegie Hall. Im Jahr 1901 zog die Familie Halir ins angesagte Charlottenburg um, in die Knesebeckstraße 72/73. Gleich ums Eck hatte die Musikhochschule ein neues, größeres Gebäude erhalten. Und schräg gegenüber wohnte der Komponist Richard Strauß mit Frau und Sohn. Er war nicht nur mit Halir befreundet, sondern auch seit 1898 als Erster Hofkapellmeister der Königlich Preußischen Hofkapelle Berlin sein Vorgesetzter.

Doch dann gab es Ärger. 1905 trat Carl Halir nach 11-jähriger Tätigkeit von seinem Konzertmeisterposten zurück, vermutlich aus Unmut über den „saloppen“ Stil junger Dirigenten wie Bruno Walter. „Er hatte den Mut,“ erklärte eine

Zeitung, „a tempo auf ein Amt zu verzichten, das Ansehen und gute Bezüge mit sich brachte.“ Was unterm Strich hieß: Kompromisse zu schließen, war seine Sache nicht. Halir konzentrierte sich lieber auf die Lehrtätigkeit und tourte – wie gehabt – als Solist durch die Lande. So trat er etwa in der Schweiz bei der Bernischen Musikgesellschaft auf. Der Maler Paul Klee, der hier als Aushilfsgeiger seinen Lebensunterhalt verdiente, notierte in seinem Tagebuch: „Halir spielte das Beethovenkonzert. Wenn das Orchester zurückblieb, machte er kleine schlaue Luftpausen. Besser als lang probieren, dachte er sich dabei. Außerdem trug er (...) zwei ‚Ungarische Tänze‘ von Brahms/Joachim vor. (...) Hinreißend. Mit hoher Sprechstimme frug dieser Riese nach einer Wirtschaft mit Pilsner Bier.“ Apropos Essen und Trinken: Halir wusste die Freuden seiner großbürgerlichen Existenz über die Maßen zu schätzen. Feste feiern, schlemmen. Vor allem liebte er den „echten“, mild gesalzenen Prager Schinken. Es wunderte damals vermutlich niemanden, dass der Geiger im Laufe der Jahre so korpulent wurde, dass er letztlich, vor einem Notenpult sitzend, das Instrument nur noch mit ausgestrecktem Arm spielen konnte.

Als Joseph Joachim, Carl Halirs großer Förderer und Lehrer, 1907 starb, berief der preußische Staat den deutsch-französischen Geiger Henri Marteau als dessen Nachfolger an die Berliner Musikhochschule. Halir fühlte sich zurückgesetzt. Aber er protestierte vergeblich. Man speiste ihn mit einer kleinen Gehaltserhöhung ab. Im Juni 1909 legte der übergewichtige Professor dann aus gesundheitlichen Gründen sein Lehramt nieder. Die Vorgesetzten zeigten Verständnis: „Das ganze Aussehen des Armen ist so, dass man sagen kann, ihm steht der Tod auf dem Antlitz. Seine Herzkrankheit ist auf einem Punkt der Entwicklung angekommen, dass er nur schwer atmen kann.“ Trotzdem kam sein Tod ein halbes Jahr später offenbar unerwartet. Carl Halir starb am 21. Dezember 1909 zu Hause in der Wohnung am Kurfürstendamm 65, wohin die Familie kürzlich umgezogen war.

Er wurde nur 50 Jahre alt. Die Beerdigung fand am 24. Dezember 1909 mit großem Pomp auf dem Friedhof Charlottenburg-Wilmersdorf statt: „Unter Vorantritt der zur Hochschule kommandierten Militärmusiker, die Trauerchoräle bliesen, und der studentischen Korporationen mit dem Hochschulbanner, bewegte sich der lange Trauerzug zur Gruft. Unter Gebet und Segen und den Klängen ‚Wie sie so sanft ruh'n‘ erfolgte die Beisetzung.“

Obwohl er eine stadtbekannt Persönlichkeit gewesen war, geriet der Geiger schnell in Vergessenheit. Denn Carl Halir hinterließ kaum Spuren. Bis auf ein „Wiegenlied für Violine mit Pianoforte-Begleitung“ mit der Opus-Bezeichnung 2 hat er keine eigenen Kompositionen hinterlassen. Seiner 1895 publizierten Kadenz zum Violinkonzert in D-Dur, op. 77, von Johannes Brahms lief schon zu Lebzeiten eine Kadenz des Meisters Joachim den Rang ab. Keiner seiner zahlreichen Schüler, keine seiner Schülerinnen aus ganz Europa und den USA erlangte Weltruhm. Auch Carl Halirs „Neue Tonleiterstudien“ von 1896 setzten sich nicht durch. Immerhin ging der Virtuose in die Annalen der Musikgeschichte ein, weil er am 19. Oktober



Veranstalter und Gäste des Konzerts zu Ehren von Karel Halíř (v.l.n.r.): Lilia Antipow (HDO), Stanislav Gallin (Halíř Trio), Jana Podolská (Halíř Trio), Doro Seror (Urenkelin von Karel Halíř), Eduardo Garcia Salas (Halíř Trio), Astrid Schreiber (Urenkelin von Karel Halíř), Dr. Zuzana Finger (Heimatpflegerin der Sudetendeutschen), Justina Schreiber (Urenkelin von Karel Halíř), Mechthild Schreiber (Enkelin von Karel Halíř), Vera Felix (Ururenkelin von Karel Halíř) und Prof. Dr. Andreas Otto Weber (Direktor des HDO), Pasinger Fabrik, München, 12. Dezember 2019 / © HDO

1905 das Violinkonzert von Jean Sibelius in Berlin zu seiner zweiten Uraufführung brachte. Anders als Joseph Joachim, der das überarbeitete Werk nach wie vor für „scheußlich und langweilig“ hielt, zeigte Halir keinerlei Berührungsängste und überzeugte. Wie er grundsätzlich gern auch weniger bekannte Komponisten spielte – und sogar Komponistinnen! So machte er das deutsche Publikum etwa auf die Sonate für Violine und Klavier, op. 34, der Amerikanerin Amy Beach aufmerksam.

Während von anderen großen Geigern der Zeit wie Pablo de Sarasate, Fritz Kreisler, Joseph Szigeti, Karol Gregorowicz oder Marie Hall historische Grammophonaufnahmen erhalten sind, bleibt es heute vor allem der Fantasie überlassen, sich Carl Halirs Virtuosität auszumalen. Wie klang es wohl, wenn dieser große, schwere Mann auf seiner Stradivari (ex-Halíř oder Strad Halir 1694) spielte? Die Tochter Eva überlieferte, mit welchem Ernst ihr ansonsten zu jedem Scherz aufgelegter Vater sein Instrument zu behandeln pflegte: „Abends, wenn er schlafen ging, wanderte die Geige mit ins Schlafzimmer und niemand durfte ihm das Instrument aus der Hand nehmen und in den Kasten verpacken, liebevoll hüllte er sie in ein seidenes Tuch und vorsichtig wie ein Kind zum Schlafen.“ Die Geige war eben sein Leben.

Kurzfassung des Vortrags in der Pasinger Fabrik (München) am 12. Dezember 2019

Justina Schreiber (München) ist Autorin und Journalistin; sie arbeitet unter anderem für den Bayerischen Rundfunk

Patricia Erkenberg – Marie Juchacz – Eine Pionierin der Sozialarbeit aus Landsberg an der Warthe

Am 19. Februar 1919 hielt mit der SPD-Abgeordneten Marie Juchacz (1879–1956) zum ersten Mal in der Geschichte des deutschen Parlamentarismus eine Frau eine Rede im Reichstag. Sie selbst war eine von 37 weiblichen Abgeordneten, die in den neuen Reichstag gewählt worden waren; in diesem Amt verblieb sie bis 1933. Seit 1905 in der SPD, wurde sie schon bald Mitglied des Parteivorstands; gleichzeitig übernahm sie die Leitung des Frauensekretariats und engagierte sich in der Parteipresse. Ihr politischer Einsatz für Fragen der Sozialpolitik erreichte 1919 seinen Höhepunkt mit der Gründung der Arbeiterwohlfahrt (AWO). Seit 1933 im Exil kehrte Juchacz 1949 nach Deutschland zurück und war bis zu ihrem Tod als Ehrenvorsitzende in der Arbeiterwohlfahrt tätig.



— Landsberg an der Warthe (poln. Gorzów Wielkopolski), eine Stadt, die Ende des 19. Jahrhunderts rund 25.000 Einwohner hatte, hat trotz ihrer relativ kleinen Größe eine Reihe von bedeutenden Persönlichkeiten hervorgebracht. Dazu gehört, neben dem Chronisten und Sprachwissenschaftler Victor Klemperer und der Schriftstellerin Christa Wolff, die sicher weniger bekannte Marie Juchacz.

Geboren wurde sie als Marie Gohlke am 15. März 1879. Sie besuchte in ihrer Heimatstadt die Volksschule und arbeitete als Dienstmädchen und Fabrikarbeiterin, bevor sie eine Lehre als Schneiderin abschloss und den Schneidermeister Bernhard Juchacz heiratete. 1906 ließ sich das Ehepaar scheiden und Marie Juchacz zog mit ihren beiden Kindern und ihrer Schwester nach Berlin. Durch ihren Bruder kam sie dort in Kontakt mit den Sozialdemokraten, doch Frauen war zu diesem Zeitpunkt noch keine Mitgliedschaft in einer Partei erlaubt. Als dies 1908 in Preußen möglich wurde, nutzte auch Marie Juchacz sofort diese Chance und trat in die SPD ein.

In der Partei fassten sie und ihre Schwester Elisabeth Röhl schnell Fuß und sprachen auf zahlreichen Versammlungen. Bereits 1913 erhielt Juchacz das Amt der Frauensekretärin in Köln. Während des Ersten Weltkrieges engagierte sie sich sozial an der sogenannten „Heimatfront“ und organisierte zum Beispiel Suppenküchen oder vermittelte Frauen in Arbeit. Der Erste Weltkrieg brachte auch eine Spaltung der SPD mit sich. Marie Juchacz blieb bei der Mehrheits-SPD und wurde dort 1917 Frauensekretärin im Vorstand unter Friedrich Ebert. Gleichzeitig übernahm sie die Redaktion der Zeitschrift „Gleichheit“.

Zu diesem Zeitpunkt konnten Frauen in Finnland (Einführung des Frauenwahlrechts 1906), Norwegen (1913) und Dänemark (1915) bereits wählen. In Deutschland wurde das Frauenwahlrecht erstmals nach dem Ersten Weltkrieg durch den Rat der Volksbeauftragten, der sich aus Mitgliedern der MSPD und USPD zusammensetzte, für die Wahl der verfassungsgebenden Nationalversammlung eingeführt. Vorangegangen war eine jahrzehntelange Frauenbewegung im Kaiserreich, an der sich Marie Juchacz ebenfalls beteiligt hatte. Die SPD forderte in ihrem Wahlprogramm bereits seit 1891 das Frauenwahlrecht. In Folge des Ersten Weltkriegs erhielten Frauen auch in vielen anderen mittel-, mittelost- sowie osteuropäischen Ländern das Wahlrecht, während dies in vielen westeuropäischen Ländern erst nach dem Zweiten Weltkrieg geschah. So konnten Frauen in Russland bereits 1917 wählen, 1918 kamen neben Deutschland auch Österreich, Polen sowie das Baltikum und die Ukraine dazu. Ungarn führte das Frauenwahlrecht 1918 ein, es wurde dort jedoch erst später tatsächlich angewandt. Die Tschechoslowakei folgte 1920.

Marie Juchacz war schließlich eine von insgesamt 37 weiblichen Abgeordneten, die am 19. Januar 1919 in die Nationalversammlung gewählt wurden. Mit einem Anteil von 8,7 Prozent hatte das deutsche Parlament damals den höchsten Frauenanteil weltweit – und erreichte danach diese Quote erst 1983 wieder. Zum Vergleich: Derzeit sind 31 Prozent der Abgeordneten im Bundestag weiblich.

Einen Monat später, am 19. Februar 1919, kam Marie Juchacz die Ehre zu, als erste Frau vor einem gesamtdeutschen Parlament zu sprechen. In ihrer Rede ging sie auf dieses historische Ereignis ein, sprach aber auch über das Kriegsende und die damit verbundenen Maßnahmen der Frauenpolitik:

„Ich möchte hier feststellen – und glaube damit im Einverständnis vieler zu sprechen –, daß wir deutschen Frauen dieser Regierung nicht etwa in dem althergebrachten Sinne Dank schuldig sind. Was diese Regierung getan hat, war eine Selbstverständlichkeit: sie hat den Frauen gegeben, was ihnen bis dahin zu Unrecht vorenthalten worden ist. [...] Mit Recht wird man erst jetzt von einem neuen Deutschland sprechen können und von der Souveränität des ganzen Volkes.“ (Reichstagsprotokolle, 1919/20,1/11. Sitzung der Nationalversammlung, 19. Februar 1919)

In manchen Punkten war sie zu optimistisch, wie sich später zeigte:

„Ich möchte hier sagen, daß die Frauenfrage, so wie es jetzt ist in Deutschland, in ihrem alten Sinne nicht mehr besteht, daß sie gelöst ist. Wir werden es nicht mehr nötig haben, mit Versammlungen, mit Revolutionen, mit Eingaben um unser Recht zu kämpfen.“ (ebd.)



Marie Juchacz (1. Reihe, 3. von rechts) unter weiblichem Abgeordneten der MSPD in der Weimarer Nationalversammlung, 1919 / © Wikimedia Commons



Referenzmaterial
zum Internationalen Frauentag
und zur Reichstagswahl

Hast du schon eine neue Genossin geworden?

Fünf Jahre später zogen erstmals Mitglieder der NSDAP in den Reichstag. Damit kam eine Partei in das Weimarer Parlament, die grundsätzlich keine weiblichen Abgeordneten stellte. Da die NSDAP nach 1933 die einzige Fraktion bildete, wurde das passive Wahlrecht der Frauen damit faktisch wieder abgeschafft. Marie Juchacz blieb bis zu diesem Zeitpunkt Abgeordnete.

Als Mitglied der Verfassungsgebenden Versammlung der Weimarer Republik war Marie Juchacz an der Formulierung vieler – überwiegend sozialpolitischer – Gesetze beteiligt. Eines ihrer Herzensangelegenheiten war dabei die Gleichstellung von Mann und Frau. Sie wehrte sich vor allem gegen die Einfügung des Wortes „grundsätzlich“ in den Abschnitt zur Gleichstellung. Letztendlich lautete die Stelle in der Weimarer Verfassung jedoch „Männer und Frauen haben grundsätzlich dieselben staatsbürgerlichen Rechte und Pflichten“ (Paragraf 109). Erst im Grundgesetz der Bundesrepublik wurde der Satz „Männer und Frauen sind gleichberechtigt“ (Artikel 3 Absatz 2) aufgenommen, allerdings in dieser Formulierung auch nur nach vielen Protestschreiben von Frauen.

Zur Lebensleistung von Marie Juchacz gehört neben ihrer politischen Arbeit und der damit verbundenen Pionierleistung

auch die Gründung der Arbeiterwohlfahrt (AWO). Die AWO wurde am 13. Dezember 1919 ins Leben gerufen und Marie Juchacz war bis 1933 deren erste Vorsitzende. Seitdem entstanden Altersheime und Kurheime für Arbeiter sowie Erholungslager für Kinder und andere soziale Einrichtungen, die unabhängig von Kirche und Staat waren. Auch die Weiterbildung und Qualifizierung von Frauen förderte die AWO von Beginn an.

Nach der Machtübernahme der Nationalsozialisten 1933 ging Marie Juchacz ins Exil, zunächst ins Saargebiet, dann nach Frankreich und 1941 schließlich in die USA, nach New York. Nach Deutschland kehrte sie 1949 zurück und war bis zu ihrem Tod 1956 in Düsseldorf die Ehrenvorsitzende der AWO. Einige soziale Einrichtungen der AWO sind heute nach der Gründerin benannt, so zum Beispiel das Marie-Juchacz-Zentrum in Augsburg.

Gerade in den letzten Jahren wurde das Leben von Marie Juchacz noch einmal gewürdigt, zum Beispiel in Form von neuen Denkmälern und Veranstaltungen sowie einer Briefmarke der Deutschen Post. Das Haus des Deutschen Ostens lud zum 100. Jahrestag ihrer Rede vor der Nationalversammlung die Historikerin und Sozialwissenschaftlerin Dr. Gisela Notz am 24. Januar 2019 zu einem Vortrag über Marie Juchacz ein.

Literatur:

Stehle, A. / Dörr, B.: Marie Juchacz geb. Gohlke (1879 – 1956). Frauenrechtlerin, Gründerin der Arbeiterwohlfahrt und erste Rednerin in der deutschen Nationalversammlung (2019); von Hindenburg, B.: Die Auswirkungen des Frauenwahlrechts in der Weimarer Republik (2018); Notz, G.: Der Kampf um die Gleichberechtigung in beiden deutschen Staaten (1945 – 1949) und die Auswirkungen auf die Parteien (2018); Heinsohn, K.: „Grundsätzlich gleichberechtigt“. Die Weimarer Republik in frauenhistorischer Perspektive. In: Aus Politik und Zeitgeschichte: Weimarer Republik (2018).

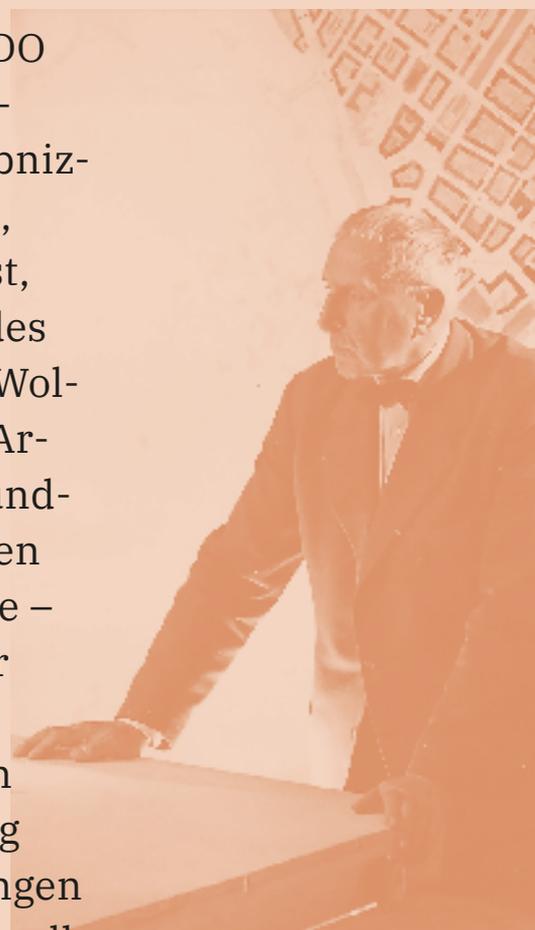


Renate Beck-Hartmann — Ernst May und Egon Hart- mann — Private Erinnerungen an zwei Stadtplaner

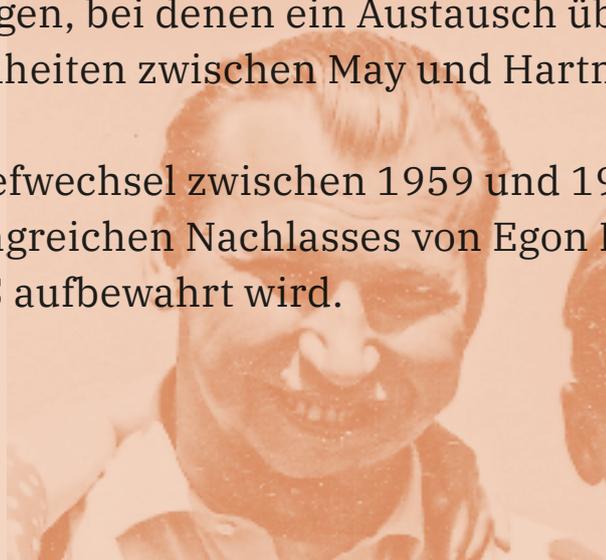
Von September bis Dezember 2019 wurde im HDO die Ausstellung „Egon Hartmann (1919 – 2009) – Stadtplaner in Ost und West“ gezeigt, die im Leibniz-Institut für Raumbezogene Sozialforschung (IRS, Erkner bei Berlin) entstanden ist. Ihr Protagonist, Egon Hartmann, gilt als eine „Schlüsselperson des Nachkriegsstädtebaus in Deutschland“ (Sophie Wolfrum). Renate Beck-Hartmann, die Tochter des Architekten, erinnert sich an die Jahre seiner Freundschaft und Zusammenarbeit mit einer profilierten Größe der deutschen Architektur in der Moderne – Ernst May. Ein Auszug aus dem Briefwechsel der beiden Architekten ergänzt die Publikation.

Die Korrespondenz zwischen Egon Hartmann und Ernst May ist offensichtlich nicht vollständig erhalten. Zwischen den Briefen gab es Begegnungen auf Tagungen, bei denen ein Austausch über aktuelle Angelegenheiten zwischen May und Hartmann stattfand.

Ihr Briefwechsel zwischen 1959 und 1970 ist Teil des umfangreichen Nachlasses von Egon Hartmann, der im IRS aufbewahrt wird.



Ernst May in seinem
Arbeitsraum / Privatar-
chiv Renate Beck-Hart-
mann





Egon Hartmann mit seiner Familie, Mainz, 1957 / Privatarchiv Renate Beck-Hartmann



— „Meine Zusammenarbeit mit Prof. May war sehr gut, ja sie war ideal. In seiner Gegenwart fühlte man sich sicher und geborgen. May hatte großes Vertrauen zu mir und er schätzte meine Arbeitsweise.“

bekannt Egon Hartmann in seinen autobiographischen Lebenserinnerungen.

Ernst May sagt über seinen Mitarbeiter:

„Herr Hartmann war nicht nur auf fachlichem Gebiet ein höchst wertvoller und verhandlungsgewandter Mitarbeiter, sondern er war mir auch jederzeit durch seinen absolut lauterem Charakter Freund und Helfer“.

Beginn der beruflichen Zusammenarbeit

Im Januar 1958 war Prof. Dr. Ing. e.h. Dr. phil. h.c. Ernst May (1886–1970) als Planungsbeauftragter nach Mainz berufen worden. Hier nahm die Zusammenarbeit des 72-jährigen Städteplaners von Weltruf Ernst May mit dem 39-jährigen Stadtplaner Egon Hartmann (1919–2009), dessen beruflicher Werdegang mit einigen Erfolgen in der DDR begonnen hatte, ihren Anfang. Nach Egon Hartmanns Worten war die Kooperation ideal. Er fühlte sich von dem fachlich anerkannten, erfahrenen May geschätzt. May hatte Vertrauen zur Arbeitsweise Hartmanns und übernahm dessen vorbereitete Planung und die bis dahin von Egon Hartmann erarbeiteten Grundlagen für die Nachkriegs-Neuplanungen der Stadt Mainz.

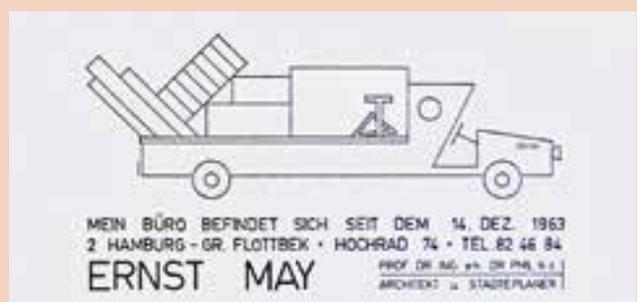
Im „Büro des Planungsbeauftragten der Stadt Mainz“, das sich im Südflügel der historischen Mainzer Zitadelle in großzügigen Räumlichkeiten befand, arbeitete May mit seinem Mitarbeiter-Stab, darunter der Verkehrsplaner Kurt Leibbrand, der Soziologe Prof. Felix Boesler, der Dipl.-Ing. Heinz Grosse aus Hamburg und der Architekt Peter Petzold mit Berufserfahrungen in Afrika und im Nahen Orient.

Um dem Büro eine bedeutungsvolle Atmosphäre einzuhauchen, hatte Egon Hartmann eine Vergrößerung des Mainzer Merian-Stichs von den Original-Kupferplatten von 1633 bei einer Frankfurter Spezialfirma in Auftrag gegeben und diese Merian-Reproduktion an der langen Bürowand angebracht. May war sichtlich überrascht und beeindruckt von der grandiosen Idee seines Mitarbeiters. Erinnerungen an die gute Stimmung, die in diesem Büro herrschte, sind der Verfasserin dieser Zeilen heute noch präsent.

Für sich privat hatte Egon Hartmann ebenfalls eine Vergrößerung des Merian-Kupferstichs anfertigen lassen, die in seiner Mainzer Wohnung, später auch in der Münchner Wohnung und schließlich im eigenen Haus einen „Star“-Platz bekam.

Mays charismatische Persönlichkeit

Ernst May war von großer stattlicher Statur, mit einem prägnanten Profil, sehr korrekt mit Anzug und Fliege gekleidet, dynamisch, agil, sportlich, pragmatisch und unkompliziert originell. Geprägt durch seinen internationalen Lebensweg und durch sein bemerkenswertes Organisationstalent stach er unter seinen Berufskollegen heraus. Mit eiserner Disziplin arbeitete May abwechselnd eine Woche in Mainz und eine Woche in Hamburg an seinem Stammsitz. Disziplin zeigte May auch beim Essen, wenn er zusammen mit seinen beiden engsten Mitarbeitern Hartmann und Grosse zu Mittag speiste: Vor dem Essen studierte er immer zuerst seine Kalorientabelle, die er aus der Westentasche zog. May legte größten Wert auf Pünktlichkeit. Mit seiner charismatischen Ausstrahlung, seinem tiefen Fachwissen und seinen internationalen Planungs-Erfahrungen und Kontakten konnte May überzeugend verhandeln und die maßgeblichen staatlichen Fördermittel für



den so wichtigen Mainzer Wohnungsbau und Neubau nach den kriegsbedingten Verlusten gewinnen.

Egon Hartmann hat einige Situations-Beschreibungen hinterlassen, die Ernst Mays unkompliziertes, pragmatisches Wesen charakterisieren.

Für die Präsentation ihres Projektes beim Bundesbau-Ministerium in Bonn wollte die Arbeitsgruppe May einen auf einer Holzplatte aufgeleiteten Gesamtplan in einem bestellten Kleinbus mitnehmen. Die Platte war aber so groß, dass sie nicht ins Fahrzeug passte. Spontan forderte May seine Mitarbeiter auf, schnell eine Säge zu beschaffen. Gesagt, getan. Ernst May nahm die Säge zur Hand und sägte die Platte exakt an der markierten Linie in der Mitte auseinander. Mit der geteilten Platte im Gepäck kam die Gruppe sogar noch termingerecht und pünktlich an.

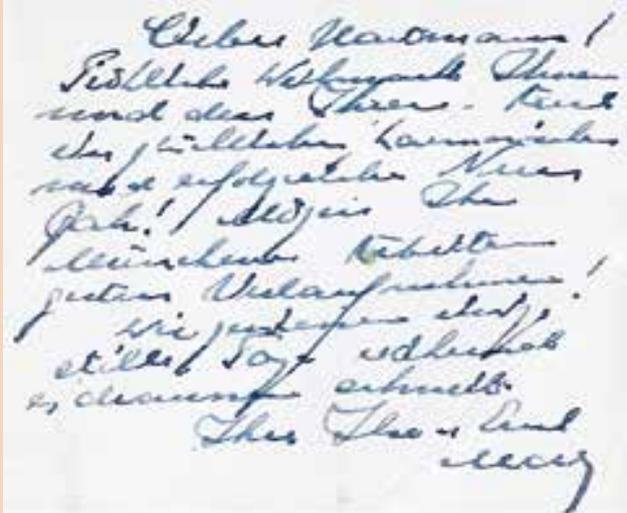
Während einer Arbeitssitzung krachte plötzlich Mays Stuhl zusammen. Unerschrocken stützte sich May mit seinen Unterarmen auf die Tischplatte und arbeitete in der Hocke weiter, als ob nichts gewesen wäre. Seine Mitarbeiter räumten unterdessen die Trümmer des Stuhls weg und schoben May einen neuen Stuhl unter. Nach einer Weile fragte May, zu Hartmann gewandt, ganz leise: „Habt ihr immer so schlechte Stühle?“

Als Egon Hartmann Ernst May in seinem Hamburger Haus besuchte, zeigte ihm May einen Sessel, den er sich nach seinen Entwürfen in Moskau hatte fertigen lassen und der über Afrika nach Hamburg gekommen war: „Da, setzen Sie sich mal hinein, das ist wie ein Haus, da wohnt man drin!“ Egon Hartmann saß sehr angenehm darin und beschreibt die Konstruktion:

„Die Armstützen waren zwei flache, breite Latten, auf denen die Unterarme gut ruhten. Diese Latten waren in den rückwärtigen Teil des Stuhls verlängert, wo sie beiderseits halbrunde Kerben hatten, in denen man mit einer Eisenstange, die an den Enden zwei Kugeln hatte, die Schräglage der Rückenlehne verändern konnte. Das war ein echter May!“

befand Egon Hartmann mit Bewunderung.

Wenn es im Sommer arg heiß war und die May-Gruppe gut gearbeitet hatte, kam gelegentlich die plötzliche Aufforderung von May: „Den Mercedes her! Wir fahren in den Taunus zum Baden.“ Und so geschah es auch. Der alte May hatte die Badehose schneller an, als seine wesentlich jüngeren Mitarbeiter, und sprang als Erster ins Wasser.



Ernst May besuchte nach Dienstschluss gerne die Familie Hartmann in ihrer Gonsenheimer Wohnung. Er wurde dann ganz privat und erzählte von seinen Erlebnissen in Russland und von seinen Abenteuern in Afrika. Zur riesigen Freude der Hartmann-Kinder stand dann immer eine große Holz-Schale, die Egon Hartmann eigenhändig geschnitzt hatte, gefüllt mit Erdnüssen auf dem Tisch. Während das Ehepaar Hartmann den spannenden Lebenserfahrungen ihres Gastes zuhörte, warteten die beiden Kinder ganz ungeduldig im Nebenzimmer darauf, noch einen Rest der feinen Nüsse zu später Stunde zu erhaschen.

Der Briefwechsel zwischen Egon Hartmann und Ernst May

Die Zusammenarbeit zwischen Ernst May und Egon Hartmann in Mainz dauerte zeitlich nur eineinhalb Jahre. Egon Hartmann nahm das berufliche Angebot des damaligen Münchner Oberbürgermeisters Thomas Wimmer wahr, der einen fähigen Stadtplaner zur Behebung der Wohnungsnot in München suchte. Auch die besseren klimatischen Verhältnisse in Süd-

deutschland spielten beim Weggang von Mainz für Egon Hartmann eine erhebliche Rolle, da er durch seine kriegsbedingte Kehlkopf-Verletzung auf gute Luftverhältnisse angewiesen war, was ihm Mainz mit der zunehmenden Luftverschmutzung durch Industrie-Ansiedlungen am Rheinufer nicht mehr bieten konnte. Egon Hartmann blieb der Stadt, vor allen Dingen aber auch Ernst May, weiterhin sehr verbunden. Drei Jahre später beendete Egon Hartmann in München seine Dissertation „Mainz – Analyse seiner städtebaulichen Entwicklung“ und hinterließ mit seinem Werk eine heute noch geschätzte Quelle zur Mainzer Stadtentwicklung von der römischen Gründung bis ins 20. Jahrhundert.

Das gegenseitige fachliche Interesse und die wohlwollend zugewandte private Verbundenheit zwischen Ernst May und Egon Hartmann kommt nach Hartmanns Abschied von Mainz im Briefwechsel der beiden Berufs-Kollegen zwischen 1959 und 1970 zum Ausdruck.

Bis zum Ende der Mainzer Tätigkeit Mays im Jahr 1961 tauschen sich die beiden Stadtplaner fachlich über ihre aktuellen beruflichen Schwerpunkte zu Mainz und zu München aus. 1961 wurde May Planungsbeauftragter für Wiesbaden, 1962 erhielt er den Fritz-Schumacher-Preis.

Die beiden rastlos tätigen Stadtplaner informieren sich gegenseitig über Teilnahmen an Wettbewerben, gratulieren sich zu Erfolgen, drücken ihr Bedauern aus, wenn ein Wettbewerbs-Entwurf nicht prämiert wurde. Sie danken sich gegenseitig für erhaltene Veröffentlichungen ihrer Arbeiten. Sie gehen auf unbefriedigende fachliche oder personelle Mängel bei ihrem Aufgaben-Umfeld ein, beschreiben spezifische Schwierigkeiten bei der Suche nach Lösungen für brisante Probleme. Sie sprechen Eindrücke von ihren beruflichen Studienreisen an. Mays Interesse an Hartmanns Münchner Planungs-Aufgaben und den Verwirklichungen seiner Ideen ist groß. Sie diskutieren beachtenswerte Aktivitäten ihrer Berufs-Kollegen aus anderen Städten.

1962 hat Egon Hartmann offensichtlich Ernst May über ein berufliches Angebot aus Zürich informiert und ihn um seine Meinung gebeten. Ernst May gibt am 24. Juli 1962 die aufschlussreiche Antwort:

„Es gibt zwei Gebiete im Leben, auf denen man keine Ratschläge erteilen sollte: das eine ist bezüglich der Ehe und das zweite bezüglich entscheidender beruflicher Entwicklungen, denn in beiden Fällen müsste man intimste Kenntnisse besitzen, um wirklich vollwertig raten zu können“.

Im Dezember 1963 verlegte Ernst May seinen Dienstsitz endgültig nach Hamburg – mit einer originellen Zeichnung tat er diesen Schritt kund.

Auf privatem Gebiet tauschen beide Herren familiäre Weihnachtsgrüße aus. Gleichermaßen informieren sie sich gegenseitig über ihr gesundheitliches Befinden und sprechen ihre Freude über die Genesungen nach Erkrankungen aus.

In seinem vermutlich letzten, langen Brief an Egon Hartmann vom 13. Januar 1970, der im Folgenden abgedruckt ist, bekundet Ernst May mit der Anrede „Lieber Hartmann“ seine guten Erinnerungen an die Mainzer Zusammenarbeit. Der erfahrene Ernst May ermuntert Egon Hartmann, auch nach depressiven Phasen das Ziel geradlinig weiterzuverfolgen. Er drückt ebenso seine Bewunderung aus, wie sich Egon Hartmann über seine körperliche Behinderung zugunsten seiner beruflichen Aufgaben hinweggesetzt habe.

Dann gibt May preis, mit welch unerfreulichen Ereignissen er zwischenzeitlich konfrontiert war: seine radikale Trennung von der Neuen Heimat, seine Kündigung im Vorsitz des Wissenschaftlichen Rats der GEWOS, seine Enttäuschungen bei seinem Darmstädter Projekt.

Mays Rückzug als Wettbewerbs-Teilnehmer klingt an. Die Trennung von seinem Büro-Partner und die Aussage, künftig nur noch mit seinem Sohn Klaus, „der Gott-sei-Dank ein voll gelungener Mensch ist, ein Geschenk von außerordentlicher Bedeutung!“, zusammenzuarbeiten, deutet eine deutliche Reduzierung seiner Aktivitäten an.

May beschließt den Brief mit den Worten:

„Nun hoffe ich, dass es Ihnen und Ihrer Frau sowie den Kindern im Lande der CSU gut geht, und dass Sie in der Einbildung, es gäbe in unseren Ländern eine wahre Demokratie, wacker weiter mitarbeiten. Mit herzlichen Grüßen Ihr May“.

Acht Monate später erhielt Egon Hartmann die Parte aus Hamburg, dass Ernst May am 11. September 1970 im Alter von 84 Jahren verstorben ist.

Renate Beck-Hartmann M.A. (München) ist freischaffende Autorin

PROFESSOR DR. ING. e. h., DR. PHIL. h. c. ERNST MAY, HAMBURG
 A R C H I T E K T U N D S T R U K T U R P L A N E

Hamburg, den 13. Januar 1970

Herrn
 Dr. Egon Hartmann
 8 München 71
 Vinzens-Schöpfer-Straße 86

Lieber Hartmann!

Nachdem ich einen ausgekugelten Oberarm einigermaßen wieder zusammengeflückt bekam, komme ich endlich zur Beantwortung vernachlässigter Post und vor allem Ihres lieben Schreibens vom 19. Dezember 1969. Allem voran wünsche ich Ihnen und Ihrer lieben Frau volle Gesundheit und Durchstehkraft für das Jahr 1970. Sie schrieben im Anfang, daß Sie sich gern unserer gemeinsamen Mainzer Zeit entsinnen. Mir geht es genauso und ich werde Ihre überragende Begabung und Ihre liebe Persönlichkeit nicht so leicht vergessen. Daß Sie inzwischen mal eine Depressionsperiode hinter sich gebracht haben, gehört nun mal zu allen sensiblen Menschen. Man muß nur solche Abschnitte überwinden und sich auf seinen eigenen, bei Ihnen so glücklich ausgeprägten Kern entsinnen, um weiterzusuchen. Das Anknüpfen gegen Neid und Mißgunst und die Intrigen, besonders der lieben Kollegen, dürfen uns nicht abhalten, unser Ziel geradlinig weiter zu verfolgen.

Während ich dies diktiere, wird mir bewußt, wie wahnsinnig schwer das ist unter den heutigen Verhältnissen, und daß wir nicht mehr tun können, als den Versuch zu machen, oben zu schwimmen.

Sie haben eine operative Narbenkorrektur hinter sich und ich hoffe, daß sie glücklich verlaufen ist. Ich habe Sie immer bewundert, mit welchem Heroismus Sie sich über diese körperliche Behinderung hinweggesetzt haben, und finde es auch absolut richtig, jede Idee eines Komplexes abzuweisen.

Ich habe auch allerhand in der Zwischenzeit erlebt, u.a. meine durch den Wortbruch des Geschäftsführers der Neuen Heimat, Victor, hervorgerufene radikale Trennung von der Neuen Heimat, wenn ich auch mit Geschäftsführern von deren Zweigen nach wie vor freundschaftliche Beziehungen unterhalte. Ich habe damals meinen Vorsitz im Wissenschaftlichen Rat der GKWOS kurzfristig gekündigt und damit alle Beziehungen zu Mutter und Tochter abgebrochen.

Auch in Darmstadt habe ich schwer zu kämpfen. Ich bin künstlerischer Beirat beim Aufbau der von mir entworfenen Siedlung Kranichstein (siehe Anlage). Bisher ist es mir gelungen, in großen Zügen die künstlerische Idee der Bildung von Großräumen in einer wunderbaren Landschaft durchzuhalten, aber vieles geht anders als man denkt. So konnte ich den Magistrat nicht bewegen, den Pinnen Alvar Alto zur Gestaltung des wirtschaftlichen und geistigen Zentrums der Stadt zu gewinnen, und hoffe, daß es durch einen Wettbewerb gelingen wird, eine gute Lösung zu erzielen. Auch der sonst so tüchtige Oberbürgermeister, Dr. Engels, hat mich mehrfach

BUREAU: 2 HAMBURG 53
 ROCHHEAD 74 - TELEFON 46 82

BANKKONTO: DEUTSCHE BANK A. G., 2 HAMBURG II,
 ALTER WALL 37-53, KONTO-NUMMER 5/04209

WOHNUNG: 2 HAMBURG
 AN DER FLOTTBEK 15 - ZUF. 82 4

- 2 -

sitzenlassen, da er nicht die Kraft hat, sich gegenüber seinem Magistrat durchzusetzen. Trotzdem versage ich nicht, denn ein Architekt ist nur dann seines Namens wert, wenn er sich durchzusetzen versteht, wenn auch mit Hindernissen. Erfreulicherweise habe ich in diesen Tagen zunächst einen Teil des Zentrums von Biebrich - Parkfeld in Auftrag bekommen und führe diese Aufgabe gemeinsam mit meinem Sohn Klaus durch, eine interessante Aufgabe, wenn auch mit vielen engen Bindungen. Die freie Gestaltungskraft des Architekten geht immer mehr verloren und so viele Instanzen sprechen bei heutigen Bauaufgaben mit, daß es eine wahrhafte Kunst ist, aus der Vielseitigkeit der Auffassungen und Erfordernisse noch ein einheitliches Kunstwerk zu schaffen. Immerhin, in Biebrich ist es uns hoffentlich gelungen.

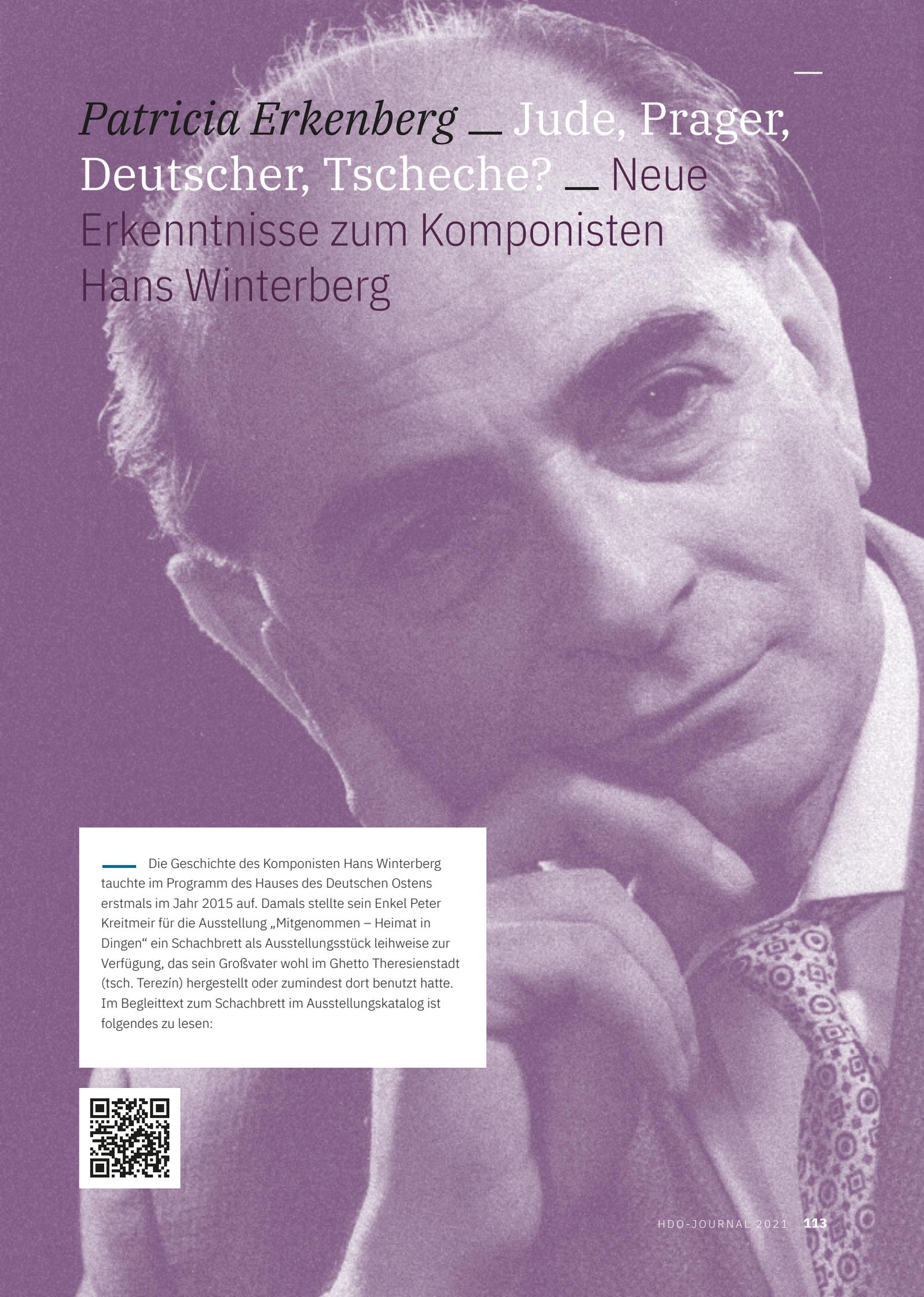
Sonst trete ich leise, und die Zeit der Wettbewerbe und dergleichen ist vorbei, da man doch nicht mehr die Spannkraft besitzt, sein Außerstes zu geben, und mittelmäßige Leistungen schon in genügender Menge auf dem Markte sind. Ich versuche also, mein Alter damit zuzubringen, die wenigen Aufgaben, an deren Gestaltung ich beteiligt werde, so gut über die Bühne zu bringen wie möglich. Ich habe mich von meinem Partner Baumbach getrennt und bewältige größere Aufgaben nur noch gemeinsam mit meinem Sohne, der Gott sei Dank ein voll gelungener Mensch ist, ein Geschenk von außerordentlicher Bedeutung!

Nun hoffe ich, daß es Ihnen und Ihrer Frau sowie den Kindern im Lande der CSU gut geht, und daß Sie in der Einbildung, es gäbe in unseren Ländern eine wahre Demokratie, wacker weiter mitarbeiten.

Mit herzlichen Grüßen

Ihr

May

A close-up, black and white portrait of Patricia Erkenberg, a woman with short, dark hair, resting her chin on her hand. She is wearing a dark jacket over a light-colored top. The background is dark and out of focus.

Patricia Erkenberg – Jude, Prager, Deutscher, Tscheche? – Neue Erkenntnisse zum Komponisten Hans Winterberg

— Die Geschichte des Komponisten Hans Winterberg tauchte im Programm des Hauses des Deutschen Ostens erstmals im Jahr 2015 auf. Damals stellte sein Enkel Peter Kreitmeir für die Ausstellung „Mitgenommen – Heimat in Dingen“ ein Schachbrett als Ausstellungsstück leihweise zur Verfügung, das sein Großvater wohl im Ghetto Theresienstadt (tsch. Terezín) hergestellt oder zumindest dort benutzt hatte. Im Begleittext zum Schachbrett im Ausstellungskatalog ist folgendes zu lesen:



„Hans Winterberg wurde 1901 in Prag geboren. Er studierte an der Deutschen Akademie für Musik und darstellende Kunst zu Prag Musik und arbeitete unter anderem als Korrepetitor in Brünn. Er stammte aus einer jüdischen Familie, für ihn war aber auch seine sudetendeutsche Identität wichtig.“

Sowie:

„Nachdem die SS bereits geflohen war, wurde Theresienstadt Anfang Mai 1945 von der Roten Armee befreit. Nach der Befreiung errichteten ehemalige Häftlinge in der Kleinen Festung, dem vorherigen Gestapogefängnis, ein Internierungslager für deutsche Wärter des Gefängnisses und des Ghettos. Später wurde es zu einem Internierungslager für Deutsche, die vertrieben werden sollten. Da Hans Winterberg sich nach der Befreiung als Sudetendeutscher bekannte, blieb er weiterhin inhaftiert.“

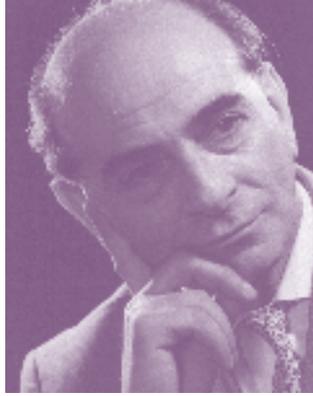
Der Begleittext stützte sich auf Informationen von Peter Kreitmeir selbst sowie auf den Eintrag zu Hans Winterberg im „Lexikon zur deutschen Musikkultur. Böhmen, Mähren, Sudetenschlesien“, das vom Sudetendeutschen Musikinstitut in Regensburg herausgegeben wurde. Mittlerweile hat sich durch neue Forschungen gezeigt, dass einige Angaben aus dem Begleittext – vor allem zu Winterbergs Identität und seinem Aufenthalt in Theresienstadt nach 1945 – korrigiert werden müssen. Zu den Entwicklungen im „Fall Winterberg“ veranstaltete das HDO deshalb zwei Podiumsgespräche, in denen die komplizierte Geschichte des Komponisten in den Blick genommen wurde und seine Musik zu hören war. Das erste fand im März 2017 im Rahmen der Woche der Brüderlichkeit der Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit München-Regensburg (GCJZ) statt. Gesprächspartner waren HDO-Direktor Prof. Dr. Andreas Otto Weber und Peter Kreitmeir. Erstmals spielte bei dieser Gelegenheit die Pianistin Brigitte Helbig Stücke von Hans Winterberg.

Das zweite Gespräch fand im März dieses Jahres statt, erneut im Rahmen der Woche der Brüderlichkeit und in Kooperation mit der GCJZ. Neben den schon bekannten Gesprächspartnern steuerte diesmal Prof. Dr. Gerold Gruber vom Forschungszentrum Exilarte der Universität für Musik und darstellende Kunst Wien neue wissenschaftliche Erkenntnisse zu Hans Winterberg bei. Er wurde aus Wien zugeschaltet. Die musikalische Gestaltung übernahm erneut Brigitte Helbig, mittlerweile die wohl bedeutendste Winterberg-Interpretin. Die Veranstaltung wurde durch Grußworte von Dr. Ludwig Spaenle, MdL, dem Beauftragten der Bayerischen Staatsregierung für jüdisches Leben und gegen Antisemitismus, für Erinnerungsarbeit und geschichtliches Erbe, sowie von Dr. Jan Mühlstein, Mitglied des GCJZ-Vorstandes und der liberalen jüdischen Gemeinde München Beth Shalom, ergänzt. Dr. Mühlstein, der 1949 in Most (dt. Brüx) in der Tschechoslowakei geboren wurde, ging in seinem Grußwort kurz auf die Situation der Juden in der Tschechoslowakischen Republik ein. Aufgrund der Beschränkungen für Veranstaltungen fand das Gespräch als Livestream statt und kann weiterhin auf dem YouTube-Kanal des HDO angesehen werden. Das Video wurde bereits über 200 Mal aufgerufen.



Direktor des HDO, Prof. Dr. Andreas Otto Weber, und Peter Kreitmeir, Enkel von Hans Winterberg, beim Podiumsgespräch im HDO, 11. März 2021 / © HDO





Was gibt es also Neues im „Fall Winterberg“? Seit mehreren Jahren wird der Nachlass von Hans Winterberg im Forschungszentrum Exilarte von Prof. Gruber und Michael Haas, PhD untersucht. Es zeigte sich dabei vor allem, dass die Identität des Komponisten nicht so leicht zu bestimmen ist. Bei der Volkszählung in der Tschechoslowakischen Republik 1930 hatte die Familie von Hans Winterberg bei „Nationalität“ bzw. „Sprache“ „Tschechisch“ angegeben. Winterberg selbst sprach sowohl Tschechisch als auch Deutsch auf muttersprachlichem Niveau. Die Angaben bei der Volkszählung 1930 waren eine der Grundlagen für die Entscheidung, wer in der Tschechoslowakei als Deutscher galt und daher aufgrund der Beneš-Dekrete nach Kriegsende vertrieben wurde. Hans Winterberg gehörte nicht dazu, er kehrte einige Monate nach der Befreiung Theresienstadts im Mai 1945 in seine Prager Wohnung zurück. Seine erste Ehefrau, die Deutschböhmin Maria Maschat, und ihre gemeinsame Tochter Ruth Winterberg hatten zu diesem Zeitpunkt die Tschechoslowakei wahrscheinlich schon verlassen und dabei einen Großteil seiner Musikstücke mitgenommen. Die Ehe war, wie viele von den Nationalsozialisten so genannte „Mischehen“ in dieser Zeit, 1944 geschieden worden, erst danach wurde Winterberg nach Theresienstadt deportiert. Zum Zeitpunkt der Befreiung hatte er weiterhin die tschechoslowakische Staatsbürgerschaft. Später stellte er einen Antrag auf einen Pass, um nach Deutschland ausreisen zu können und seine Musikmanuskripte zurückzuholen. 1947 verließ er mit dieser Begründung die Tschechoslowakei und kehrte nie wieder zurück – warum ist unklar.

Ebenso unklar ist, wie es später zu der Annahme kam, Winterberg sei als Deutscher in Theresienstadt interniert gewesen und 1947 vertrieben worden. Klar ist, dass er sich nach seiner Ausreise innerhalb der sudetendeutschen Gemeinschaft in Bayern bewegte und für den Bayerischen Rundfunk arbeitete. 1962 erhielt er den Sudetendeutschen Kulturpreis. Hatte er selbst diesen „bequemen“ Weg der Integration gesucht? Waren andere von dieser Version ausgegangen, und er hatte nicht widersprochen? Wie hat er sich selbst gesehen – als Prager, Jude, Deutscher, Tscheche? Oder – nachdem er einen Großteil seines Lebens hier verbracht hat – als Bayer? Letztendlich hätte nur er selbst diese Fragen beantworten können, doch er starb bereits 1991. Seinen Nachlass übergab sein Adoptivsohn aus vierter Ehe dem Sudetendeutschen Musikinstitut. Seit 2011 bemüht sich Peter Kreitmeier, der nach der Scheidung seiner Eltern bei seinem Vater aufwuchs und daher keinen Kontakt zu seinem Großvater mütterlicherseits hatte, darum, Hans Winterberg bekannter zu machen.

Peter Kreitmeier ist es auch zu verdanken, dass die Geschichte des Komponisten untersucht und der Öffentlichkeit zugänglich gemacht wird. Sein größtes Verdienst ist jedoch, dass Winterbergs Musik wieder aufgeführt wird. 2019 erschien die CD „Hans Winterberg – Klaviermusik Vol. 1“, eingespielt von Brigitte Helbig. Volume 2 ist bereits in Arbeit und erscheint voraussichtlich in diesem Jahr. Daneben gibt es noch weitere neue CD-Veröffentlichungen und mehrere Liveaufführungen seiner Musik, unter anderem in Tucson in den USA.

Die Geschichte von Hans Winterberg zeigt, dass es nie möglich ist, jemandem im Nachhinein eine Identität „zuzuordnen“. Als Prager Jude fühlte sich Winterberg möglicherweise sowohl der deutschen wie der tschechischen Kultur verbunden. Die Identität eines Menschen kann vielfältig und ambivalent sein. Sie passt nicht immer in nationale Schemata und kann sich vor allem im Laufe des Lebens verändern. Mit dieser Feststellung bildete das Gesprächskonzert im März 2021 eine sehr gute Ergänzung zur Ausstellung „Wer bin Ich? Wer sind Wir? Zu Identitäten der Deutschen aus dem östlichen Europa“, in deren Begleitprogramm es stattfand.



Literatur:

Haas, M.: The strange tale of Hans Winterberg. CD-Booklet „Hans Winterberg – Klaviermusik Vol. 1“ (2019); Sudetendeutsches Musikinstitut (Hg.): Lexikon zur deutschen Musikkultur. Böhmen, Mähren, Sudetenschlesien. Band II. S. 1549f. (2000).



Das Foto-Artefakt Kirchenburg – Jürgen van Buer unterwegs in Siebenbürgen

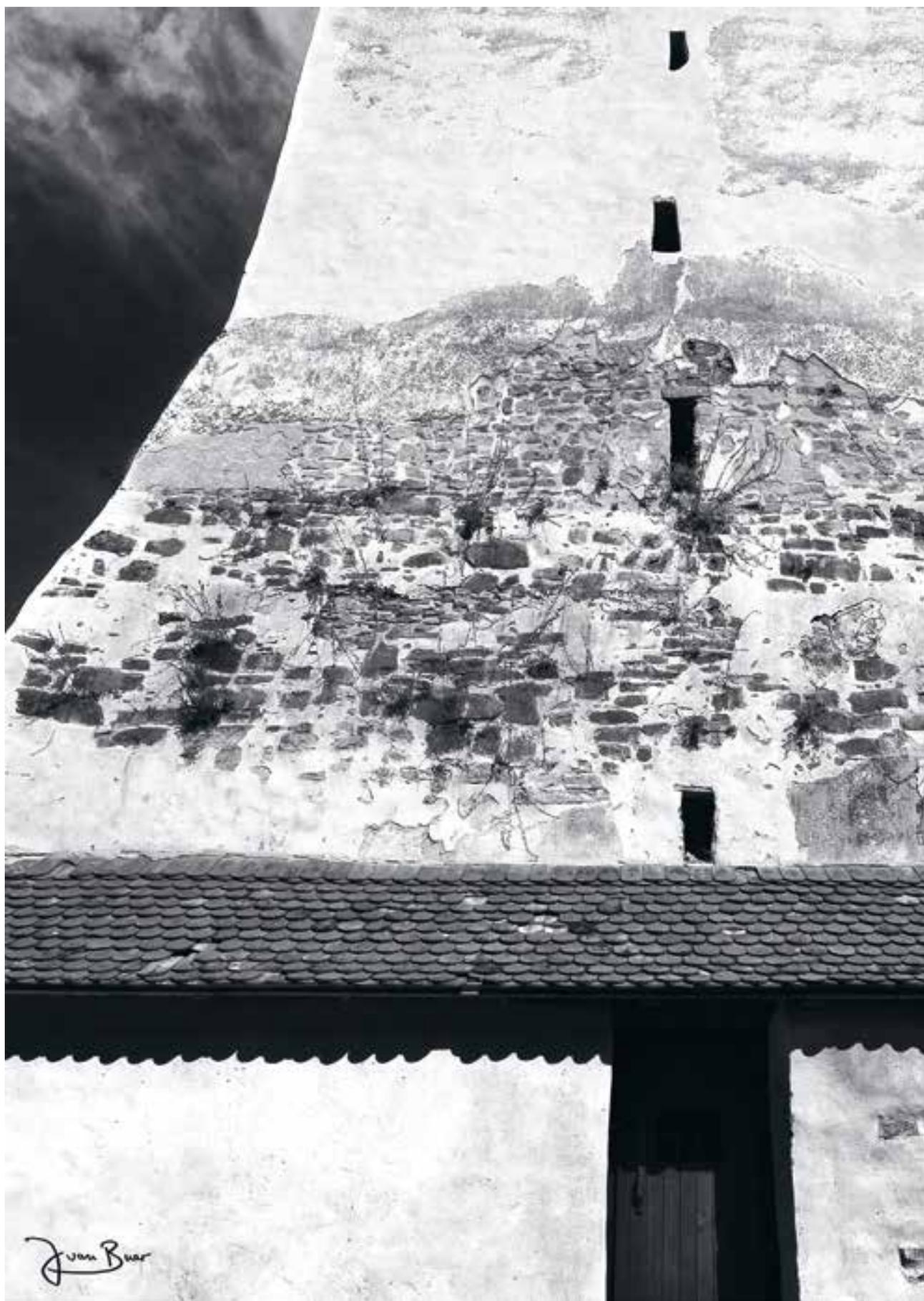
DingPhoto

eine obscure angelegenheit
zwischen licht und schatten
durch den ausschnitt begünstigt
um vielfältiges
eindeutig erscheinen zu lassen

kirchenburgen
in Transsilvanien
auch hier war der zahn der zeit
wie überall auf der welt
und die spuren der menschen
im ausschnitt

Josef Balazs

Prof. Dr. Jürgen van Buer (Berlin) ist Wirtschaftspädagoge und Fotograf
Josef Balazs M.A. (Nürnberg) ist Philologe, freischaffender Autor und Moderator



Arkeden. Kirchturm, 2015/
© Jürgen van Buer, Berlin



Deutsch-Weißkirch. Kirche, 2015 /
© Jürgen van Buer, Berlin



Hamruden. Empore, 2015 /
© Jürgen van Buer, Berlin



Honigberg. Wehrmauer, 2015 /
© Jürgen van Buer, Berlin



Baafßen. Kirchenbank, 2014 /
© Jürgen van Buer, Berlin



Dersch. Eingang zur Kirchenburg, 2015 /
© Jürgen van Buer, Berlin

Bücher im Gespräch

Lilia Antipow — Visualisierung der Abwesenheit

Rez. zu: Jürgen van Buer, Josef Balazs (Hgg.): Der befestigte Glaube. Kirchenburgen in Siebenbürgen. Berlin: LOGOS-Verlag 2018. 320 S.

Ein Fotograf ist immer ein Suchender und ein Wanderer. Der Fotograf Jürgen van Buer, bis 2016 Inhaber des Lehrstuhls für Wirtschaftspädagogik an der Humboldt-Universität Berlin, kam dreimal – 2014, 2015 und 2017 – in das ländliche Siebenbürgen. 260 seiner künstlerisch höchst beachtenswerten Schwarz-Weiß-Aufnahmen der Kirchenburgen, die dabei entstanden, enthält der vorliegende Band, den er zusammen mit dem Autor und Ausstellungskurator Josef Balazs herausgegeben hat. Am 19. März 2019 stellten sie ihre Publikation im Haus des Deutschen Ostens vor.

Das monumentale Werk setzt sich aus drei Abschnitten zusammen: „Nach-Spüren“, „Nach-Schauen“ und „Nach-Denken“. Der erste Teil „Nach-Spüren“ beginnt mit einem Beitrag von Josef Balazs, der einem vergessenen Kapitel aus der Vergangenheit Siebenbürgens, aus der Zeit vor der Entstehung der modernen Historiografie nachgeht: der mythischen Erzählung von historischen Zusammenhängen. Es ist die Legende vom Rattenfänger von Hameln mit ihrem „Transsilvania-Zusatz“ (S. 11), der die Abstammung der Siebenbürger Sachsen auf die Hamelner Kinder zurückführte. Im darauf folgenden Beitrag ordnet Konrad Gündisch die sächsischen Kirchenburgen in den Kontext ihrer Entstehungszeit ein und zeigt dabei, wie weit ihre Geschichte von der außenpolitischen Entwicklung Siebenbürgens, insbesondere von den Kriegen gegen die tatarischen Khanate und das Osmanische Reich, geprägt wurde. Den Hauptteil mit dem Titel „Nach-Schauen“ ergeben die Bilder, die in zwölf Episoden zusammengefasst sind, denen je ein Text von Jürgen van Buer vorangestellt ist.



Im dritten und letzten Teil „Nach-Denken“ setzen sich Andreas Kohring, Thomas Düllo und van Buer aus kultur- und fotografietheoretischer Perspektive mit der Fotografie als visueller Konstruktion der Wirklichkeit und ihrer Objektivität auseinander. Ein sorgfältig erstelltes Register der Fotografien ergänzt den Band.

Van Buer und Balazs bieten mit ihrem Buchprojekt weder eine vollständige Geschichte der Kirchenburgen noch wollen sie kollektive Mythen, Gemeinschafts- und Geschichtskonzepte bedienen oder einen Beitrag zur Kunstgeschichte der Kirchenburgen leisten und schon gar nicht nostalgische Gefühle wecken. Stattdessen wagen sie einen Blick auf das architektonische Erbe der Siebenbürger Sachsen, der bewusst fragmentarisch bleiben und Episoden exemplarisch ins Auge fassen soll. Dabei wird erstmals der Versuch unternommen, über die Kirchenburgen in der Sprache der aktuellen Fotografie und der Historiografie, der Kunst- und der Fotogeschichte zu sprechen.

Herausgekommen ist eine Diskursgeschichte, eine Dokumentation, die das Sprechen über die Kirchenburgen, die verschiedenen Erzähl- und Interpretationsweisen über sie zusammenführt, wobei sie die „subjektive“ Sicht des Fotografen mit der „objektiven“ Sicht des Historikers konfrontiert.

Die Kirchenburgen interessieren Jürgen van Buer weniger als historische und kirchliche Objekte, sehr viel mehr als ästhetische Phänomene. Van Buer ist kein Erzähler im herkömmlichen Sinne, dem es um die Vermittlung eines bestimmten Bildes der Realität, um ihre „objektive“ Abbildung geht. Seine Bilder schaffen eine eigene ästhetische Welt, unabhängig von der Wirklichkeit visualisieren sie lediglich und abstrahieren von ihr zugleich. Auch eine „Botschaft“ soll durch sie nicht vermittelt werden: Der Betrachter allein soll entscheiden, was er auf dem Bild sieht, was er sehen will, welche Geschichte das Bild ihm „erzählt“ oder „erzählen“ soll. In seinem Ermessen liegt es, van Buers Fotografien als naturalistisches Artefakt oder als ein abstraktes Werk zu interpretieren. Lässt man sich auf den abstrakten Betrachtungscode ein, so werden die ästhetischen Objekte von ihren „realen“ Pendanten abgelöst, wird das Bild zum Spiel seiner Einzelelemente, der Elemente der Burggeometrie. Dem betrachtenden Auge bleibt es verwehrt, zur Wirklichkeit „zurückzuwandern“. Vor allem van Buers Architekturfotografien – die wenigen Portraits sowie die Natur- und Landschaftsaufnahmen sind in dieser Hinsicht eine Ausnahme – sind abstrakte Bild-Konstruktionen. Im Vordergrund steht das Bemühen um die Vollkommenheit der Form und ihre strikte Organisation. Die fast zwanghafte „Ordnung“, die „Dynamik der Perspektive“, die strenge Struktur der Kirchenburg – darauf kommt es bei diesen Fotografien an, wie auch die Herausgeber in ihrem Vorwort unterstreichen (S. 7). Van Buers Bilder wirken wie perfekte Arrangements, wozu die Leere und die Sterilität der Bildräume zusätzlich beitragen. Die vertikalen, horizontalen und schrägen Linien werden zum tragenden Element dieser abstrakten Konstruktionen.

Ein weiterer wichtiger Begriff ist der der „Grenze“. Den leeren Bildflächen werden durch Linien strenge Grenzen gesetzt. Die Objekte sind eingegrenzt und in ein Gefüge aus Linien und Flächen „eingezwängt“. Durch die Bildkomposition, durch ein Schattenspiel von scharfen Schwarz-Weiß-Kontra-

strierungen und gebrochene Linienführung entsteht eine monumentale Bildgeometrie. Die Dynamik der Linie richtet sich gegen die Statik und die gewaltige Wucht des archaischen Gesteins, verläuft sich in den verwinkelten Ecken dieser Kolossalobjekte und zerschellt an ihrer Unverrückbarkeit und manifesten Präsenz. Dieses vom aufnehmenden Auge bewusst oder zufällig erzeugte Zusammenspiel der Formen verleiht den Fotografien ihre hervorstechende Dramatik. Die Objekte auf den Bildern sind „entgegenständlicht“, ihrer materiellen Substanz beraubt, auf ein visuelles Zeichen reduziert. Es sind auch keine Objekte als Ganzes, sondern Teile, Fragmente, „Reste“, wie van Buer selbst sie nennt (S. 75), unter anderem auf Elemente der alten Ausstattung der Innenräume der Kirchenburgen, der traditionellen Stickereien, auf die Buchstaben alter Kirchenbücher verweisend. Selbst wenn ein „ganzes“ Objekt zu sehen ist, so ist seine Präsenz kein Selbstzweck, sondern es ist Teil eines formalen Arrangements.

Wenn man Bildern doch einen Narrationscharakter unterstellen, ihre Visualität ins Literarische überführen will, so erzählen sie dem Betrachter die Geschichte einer Abwesenheit. Traditionell bildeten die Kirchenburgen als sakrale Räume und die siebenbürgisch-sächsische Gemeinschaft ein Gesamtkunstwerk, meinte Josef Balazs in einem seiner früheren Texte. Heute befindet sich diese Gemeinschaft im Zustand der Auflösung, sie ist beinahe verschwunden. Doch die Kirchenburgen, ihre Reste und Spuren bleiben – sie werden zu visuellen Metonymien des einstigen Gesamtkunstwerks, die nicht zuletzt durch die Leere auf das einst Vorhandene verweisen, auf Menschen als Teile der religiösen Gemeinschaft, auf Rituale oder Objekte (vgl. S. 306). Das Erzählen über die Kirchenburgen ist dabei auch ein Erzählen über Siebenbürgen.

Ungekürzte Erstveröffentlichung in: SPIEGELUNGEN, Ausgabe 2020.2



Patricia Erkenberg — Ein dichtes Bild der Nachkriegszeit

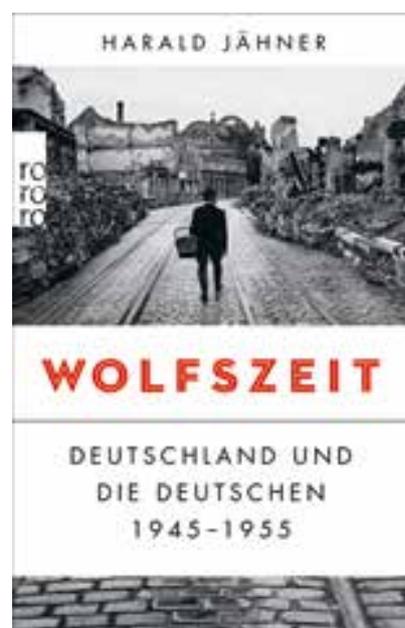
Rez. zu: Harald Jähner: *Wolfszeit. Deutschland und die Deutschen 1945–1955*. Berlin: Rowohlt Verlag 2019. 474 S.

„Über die Hälfte der Menschen in Deutschland waren nach dem Krieg nicht dort, wo sie hingehörten oder hinwollten, darunter neun Millionen Ausgebombte und Evakuierte, vierzehn Millionen Flüchtlinge und Vertriebene, zehn Millionen entlassene Zwangsarbeiter und Häftlinge, Abermillionen nach und nach zurückkehrende Kriegsgefangene. Wie sich dieses Gemenge von Versprengten, Verschleppten, Entkommenen und Übriggebliebenen entflocht und neu zusammenfand und wie aus Volksgenossen allmählich wieder Bürger wurden, davon handelt dieses Buch.“ (S. 10)

So beschreibt Harald Jähner in der Einleitung seines mit dem Preis der Leipziger Buchmesse 2019 ausgezeichneten Sachbuchs „Wolfszeit“ die Intention hinter der Publikation. In zehn Kapiteln, die sich jeweils einem Thema widmen, betrachtet der Journalist die Jahre zwischen 1945 und 1955, die, wie er selbst sagt, oft aus der Geschichtsschreibung herausfallen, da meistens entweder der Zweite Weltkrieg oder die Gründung der beiden deutschen Staaten 1949 im Fokus stünden.

„Wolfszeit“ hat weniger die große Politik und das Weltgeschehen im Blick, sondern zeichnet ein Porträt des Alltagslebens im Deutschland der Nachkriegszeit. Jähner lässt viele Zeitzeugen in Form von ausführlichen Zitaten, Presseberichten aber auch zum Beispiel Berichten der Besatzungsmächte zu Wort kommen. So entsteht ein dichtes Bild des ersten Jahrzehnts nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs, vor allem in Westdeutschland. Die SBZ und spätere DDR werden leider nur in einigen Exkursen angesprochen. Die Themen umfassen unter anderem Wirtschaft und Schwarzmarkt, Kunst und Erinnerungskultur, Trümmerbeseitigung und Freizeitbeschäftigung.

Im dritten Kapitel unter dem Titel „Das große Wandern“ geht es neben Displaced Persons und befreiten Zwangsarbeitern um die Deutschen aus dem östlichen Europa, die nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges als Flüchtlinge und Vertriebene in den Westen kamen. Der Prämisse des Buchs folgend sind die Hintergründe von Flucht und Vertreibung weniger Thema, sondern es geht vor allem um die Aufnahme und den Empfang der Flüchtlinge im Westen. Unter anderem versucht Jähner mit dem zum Teil immer noch bedienten Mythos von der reibungslosen Integration aufzuräumen: „Das ‚Eingliederungswunder‘ musste mit polizeilicher Hilfe vollbracht werden.“ (S. 95) Der Autor beschreibt die soziale und



kulturelle Vermischung, die mit den Flüchtlingen und Vertriebenen einherging und die nicht unwesentlich für die entstandenen Konflikte gewesen sei. So trafen zum Beispiel unterschiedliche Traditionen in der Religionsausübung oder Dialekte aufeinander. Ein weiteres großes Thema, das Jähner anspricht, ist der Lastenausgleich, der für ihn eines der ersten wichtigen Zeichen für die Entwicklung der Demokratie in der Bundesrepublik ist: „Das Lastenausgleichsgesetz liest sich so trocken und glanzlos, wie es sich anhört, und doch verkleidet der Begriff ein Wunderwerk an politischem Aushandlungsvermögen. Mit diesem Gesetz raufte sich die tief entzweiten Deutschen wieder zusammen – eigentlich ohne es recht zu bemerken.“ (S. 107)

Ein weiteres Kapitel beschäftigt sich mit dem Thema „Liebe“, wobei wahrscheinlich die Überschrift „Frauen“ besser geeignet gewesen wäre. Jähner beschreibt darin unter anderem, wie der Zweite Weltkrieg das Familienleben nachhaltig veränderte und man – auch wenn das einige wollten – nicht einfach wieder in den Vorkriegszustand zurückkehren konnte. Besonders hebt er die veränderte Rolle der Frauen und damit einhergehend die der Männer hervor. So schreibt er über die Kriegsheimkehrer: „Die wenigsten hatten damit gerechnet, bei ihrer Rückkehr ein derart verwandeltes Land vorzufinden, zerbombt und besetzt. Vor allem aber war es ein Land in Frauenhand. Statt sich zu freuen, dass die Frau die Familie auch ohne ihn durchgebracht hatte, wurmte es ihn. Denn auch sie hatte sich dabei verändert.“ (S. 151) Auf die besonderen Leistungen der Mütter und die Probleme, die durch den Frauenüberschuss, besonders in der jüngeren Generation, entstanden sind, geht der Autor in diesem Kapitel ebenfalls ein.

Das gleiche Kapitel handelt von den Grausamkeiten, die Frauen in Kriegszeiten und danach erleiden mussten, nämlich von Vergewaltigungen durch Soldaten vor allem der Roten Armee. Gerade aus diesem Grund erscheint die Kapitelüberschrift „Liebe 47“ (bezogen auf eine Verfilmung von Wolfgang

Borcherts „Draußen vor der Tür“ mit dem gleichen Titel) etwas unpassend. Auch hier arbeitet Jähner mit vielen Zitaten und Ego-Dokumenten und lässt die Betroffenen selbst zu Wort kommen. Ausführlich stellt der Autor zum Beispiel die Tagebuchaufzeichnungen der Berliner Journalistin Marta Hillers vor, die 2003 unter dem Titel „Eine Frau in Berlin“ neu herausgegeben wurden.

Er stellt im Zusammenhang mit den Vergewaltigungen die These auf, dass es in den Gebieten der ehemaligen DDR gerade aus diesem Grund eine geringere Akzeptanz von Fremden gibt. Da gerade dort die sowjetischen Besatzer nicht als Befreier, sondern eben auch als Bedrohung wahrgenommen wurden, ergebe sich eine größere Skepsis, die über die Generationen weitergegeben wurde: „Ist es nicht viel plausibler, dass es die traumatische Begegnung mit den Invasoren war, die die Menschen über Generationen hinweg im Osten verschlossener werden ließ als im Westen? Das anschließend verordnete Beschweigen hat die Auswirkungen auf die Kollektivseele nur vertieft.“ (S. 189)

Eine Frau und ihr wirtschaftlicher Erfolg wird dann im Kapitel zum Wirtschaftswunder („Die Generation Käfer stellt sich auf“) noch ganz besonders hervorgehoben: die Ostpreußin Beate Uhse. Geboren in Wargenau (russ. Malinowka) war sie im Zweiten Weltkrieg als Pilotin im Einsatz und danach als Vertreterin und Verkäuferin in Norddeutschland von Haustür zu Haustür unterwegs. Dabei stellte sie einen Bedarf fest, den sie mit ihrem selbstverfassten und -gedruckten „Ratgeber für Empfängnisverhütung“ stillte. Jähner berichtet, wie sie von dieser Publikation bereits 1947 32.000 Bestellungen verkauft hatte und ihr Geschäft in ein „Versandgeschäft für Ehehygiene“ erweiterte: „Indem sie sich selbst, ihren Namen und ihre Biographie so konfrontativ in den Mittelpunkt des Marketings stellte, nahm sie ihrem Geschäft alles Heimliche und Schmutzige und inszenierte sich als seriöse und begabte Ingenieurin in einer blitzsauberen Werkstatt für sexuelles Glück.“ (S. 292f.) Heute gehört das Unternehmen „Beate Uhse“ zu den größten Firmen seiner Branche in Europa.

Bei der Präsentation des Buchs am 7. November 2019 im Haus des Deutschen Ostens stellte der Autor Harald Jähner sein Werk anhand von zwölf Fotografien vor, die auch im Buch abgebildet sind. Gerade diese Illustrierung des Buchs mit Fotos ist besonders positiv hervorzuheben. Denn die Bilder – zum Teil gestellt, zum Teil spontan entstanden – rücken manche falsche Vorstellung, die man sich vielleicht von der Nachkriegszeit gemacht hat, ins richtige Licht.

Insgesamt ist es das große Verdienst von Harald Jähner, Erkenntnisse, die in der Geschichtswissenschaft zum Teil schon länger etabliert sind, auch der allgemeinen Leserschaft und einem interessierten Publikum näher zu bringen. Das gelingt ihm vor allem durch die gute Lesbarkeit und die vielen Beispiele, die den Stoff zugänglich machen. Dafür hat der Autor eine große Anzahl an Quellen ausgewertet, die er im umfangreichen Anhang oft noch näher erläutert.

Lilia Antipow —

Das Unbegehbare begehen

Rez. zu: Susanne Fritz, Wie kommt der Krieg ins Kind. Göttingen: Wallstein Verlag 2018, 264 S.

1945. Ein fünfzehnjähriges Mädchen aus einer deutschen Familie wurde aus seiner Geburtsstadt Schwarsenz/Swarzędz bei Posen/Poznań in das Arbeitslager Potulitz/Potulice gebracht. Unter der NS-Herrschaft war hier ein Lager für zwangsumgesiedelte Polen gewesen, danach eine Außenstelle des KZs Stutthof. Nach Kriegsende wurden in Potulice Deutsche interniert, mussten hier Zwangsarbeit leisten. Vier Jahre später kam die inzwischen Neunzehnjährige frei. Sie durfte nach Deutschland ausreisen, heiratete einen Landsmann, bekam fünf Kinder.

Die Erzählung dieser Frau über ihre Haftzeit, Jahrzehnte nach dem Krieg niedergeschrieben, autobiographischer Bericht und Selbstexploration zugleich, ist der Ausgangspunkt für das Buch. Die Autorin, Susanne Fritz, ist die Tochter der einstigen Insassin von Potulice. Sie will die Mutter verstehen. Und sich selbst – die eigene Psyche, die eigenen Traumata. Sie mutmaßt, dass deren Ursachen jenseits des Jetzt' liegen: „Trotz aller Hingabe und Versöhnung brechen die Dämonen der Vergangenheit immer wieder aus und zerschlagen das Erreichte.“ (S. 24). Bei der Mutter wie in der Autorin. Der Dämon hat einen Namen: der Krieg. „Wie kommt der Krieg ins Kind“ ist der Titel des Buches.

In den Mittelpunkt des Erzählens rücken dabei die Medien der Erinnerung: Tagebücher, Briefe, Fotos, Archivquellen. Sie stehen zwischen der Geschichte und der Gegenwart. Die Erzählerin, die Schreibende, ist die sich Erinnernde, die Betrachtende, die Lesende, die Reflektierende. Oft so, als würde sie sich nicht nur der Sprache, sondern auch einer Filmkamera bedienen. Gerichtet auf die Erinnerungsmedien und über sie auf Ereignisse und Geschichtsakteure. Mal ist ihre Einstellung eine Totale, mal eine Großaufnahme. Wiederholt gibt es Kameraschwenks. Von Ego-Dokumenten führen die Linien ihrer Story zu Dokumenten von Institutionen, von Menschen zu Staats- und Herrschaftssystemen, von der Geschichte der kleinen Leute zur großen Geschichte und ihren Akteuren, von Susanne Fritz' Großvater Georg Mattulke zu Adolf Eichmann. Denn, so die Autorin: „Nach eingehender Lektüre und einem Besuch des ehemaligen Konzentrationslagers Auschwitz-Birkenau ist mir der Rückweg in eine rein private Erinnerungskultur versperrt. Die Familiengeschichte ist einzuordnen in ihre Zeit, hier: in ein nationalsozialistisches Szenarium. Es ist jetzt gewaltiger als ich.“ (S. 125)

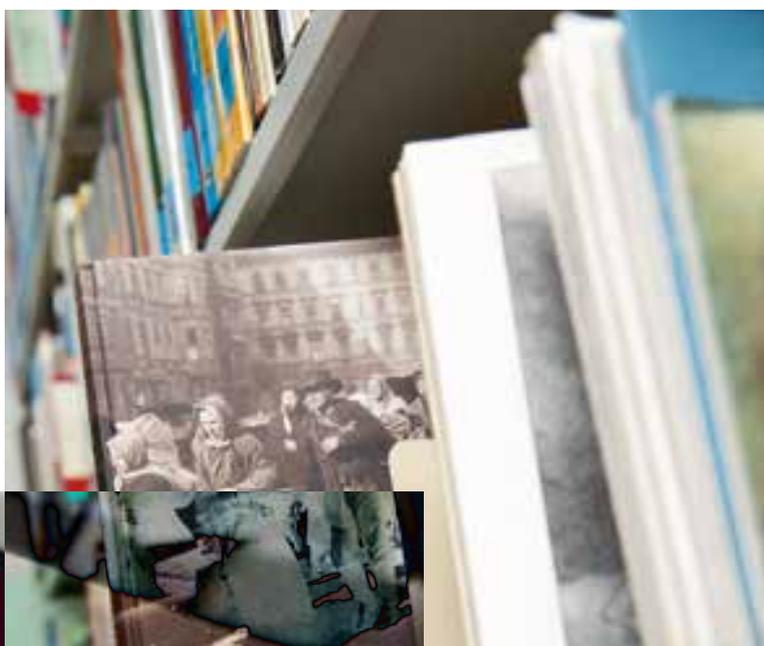
Die große Geschichte des 20. Jahrhunderthunderts ist in „Wie kommt der Krieg ins Kind“ eine Kriegsgeschichte. Eine Gewaltgeschichte. Mit langfristigen psychischen Folgen. Die

Autorin verfolgt deren Spuren bis zu sich selbst. Was der Mutter der Autorin im Lager wiederfuhr, prägte ihre Psyche für den Rest des Lebens. Die öffentliche Diffamierung im Nachkriegspolen und im Lager führten dazu, dass sie jedes auffällige Verhalten mit Gefährdung gleichsetzte, immer unsichtbar bleiben wollte. Als Frau, den männlichen Wachmannschaften im Lager schutzlos ausgeliefert, versuchte sie ihre Weiblichkeit und Sexualität zu verdrängen, so wie sie später die körperliche Entwicklung der Tochter in der Pubertät mit Misstrauen und Ablehnung verfolgte. Neben den „begehbaren Bereichen“ der Erinnerung gibt es, so Susanne Fritz, auch die „nichtbegehbaren“ (S. 17). Das Tagebuch der Mutter hat Leerstellen. Sie markieren die Verletzungen und Traumata, die nicht ausgesprochen werden können. Auslassungen auf dem Papier sind keine Auslassungen im Gedächtnis. Sie sind Zeichen von Schreibtabus.

Das Erzählen vollzieht sich im Dialog: Auf eine These folgt die Antithese, auf die Sicht der Mutter die der Deutschen aus Schwermut, die ihrer polnischen Nachbarn, dann wieder jene der historischen Quellen und Darstellungen. Die Wahrnehmung der Autorin stellt die Verbindung her, bejaht das fremde Wort oder grenzt sich polemisch davon ab. Denn sie kann „als Schriftstellerin, anders als im Leben, verschiedene Perspektiven einnehmen und ein wortloses Geschehen zum Sprechen bringen“ (S. 173). Voraussetzung dafür ist die Emanzipation von der Mutter, vom „Wort“ der Mutter, und damit von der Illusion einer „Authentizität der Wirklichkeit“. Denn der Mutter „Sprache wurzelte in existentiellen Erfahrungen, war eins mit ihnen. Namen und Dinge verschmolzen miteinander, was sie aussprach, waren nicht Wörter, es war die Wirklichkeit.“ (S. 14)

Geschichte ist für die Autorin nichts Vorgefundenes, das nur aufgeschrieben werden muss: Sie entsteht im Augenblick des Schreibens und ihre Authentizität ist die Authentizität der Sprache. Susanne Fritz verzichtet auf Urteile, entscheidet sich stattdessen für Reflexion und Mutmaßung. Eindeutig und letztgültig zu sagen: Dieser war ein Verbrecher und jener trägt Schuld, ist nicht ihre Sache. In ersterem Fall ist dies eine Sache von Justizorganen, im zweiten die eines Psychiaters. Stattdessen versucht Susanne Fritz, sich der Geschichte anzunähern. Sie schafft sich Nähe aus Distanz. Auch Nähe zu sich selbst.

Als das Buch am 4. Dezember 2018 im Haus des Deutschen Ostens vorgestellt wurde, kam es zu einem Austausch von Familiengeschichten und Erinnerungen zwischen Susanne Fritz und den Gästen der Lesung. Bernhard A. Pauli (Rosenheim) ging auf das Schicksal seines Vaters ein, der, wie die Mutter von Susanne Fritz, in Potulice interniert war; seine Erinnerungen und Zeichnungen aus dieser Zeit sind inzwischen in Buchform erschienen. Die heute in München lebende russische Journalistin Natalia Veresova berichtete von ihrer Mutter, die während des Krieges von der NS-Besatzungsmacht aus der damaligen Sowjetunion als „Ostarbeiterin“ nach Heilsberg / Lidzbark Warmiński (Ostpreußen) verschleppt wurde. Die Ereignisse, die dabei zur Sprache kamen, haben verschiedene historischen Hintergründe – das verbindende Moment liegt in der individuellen Erfahrung von Entrechtung, Gewalt, Identitätsverlust und Angst.



Lilia Antipow — Tradition digital —

Die Bibliothek des Hauses des Deutschen Ostens



Diplom-Bibliothekarin Susanne Seifert,
Mitarbeiterin der HDO-Bibliothek /
© Annette Hempfling, Munchen



Baustellen schließen

Wer im Spätsommer 2018 die Bibliothek des Hauses des Deutschen Ostens betrat, landete auf einer Baustelle. Die langjährige Leiterin dieser bayernweit größten Spezialbibliothek zur Geschichte und Kultur der Deutschen aus dem östlichen Europa, Brigitte Steinert, war wenige Monate zuvor in den wohl verdienten Ruhestand gegangen. Noch in ihren letzten Dienstmonaten war mit dem Umbau der ehemaligen Hausmeisterwohnung zum Bibliothekslesesaal begonnen worden. Im September 2018 wurde mit der Slavistin und Historikerin Lilia Antipow eine neue Bibliotheksleiterin eingestellt. Anfang 2019 kamen auch die Bauarbeiten zum Abschluss: Ein neuer, großzügig eingerichteter Lesesaal erwartet nun die Benutzer.

Die Veränderungen betrafen nicht nur das Personal und die Räumlichkeiten. So wurde die Handbibliothek im Lesesaal neu eingerichtet und durch aktuelle Erscheinungen sowie durch den Themenbereich „Jüdische Geschichte im östlichen Europa“ erweitert. Zugleich wurden die Bestände der HDO-Bibliothek in den Verbundkatalog östliches Europa (VOE) integriert, mit Unterstützung der Bayerischen Staatsbibliothek München, deren Mitarbeiter den Transfer der HDO-Katalogdaten aus dem Bayerischen Verbundkatalog in den VOE übernahmen. Es ist vorgesehen, diese Daten über den VOE auch in den „osmikon“ einzubinden, das Forschungsportal zu Ost-, Ostmittel- und Südosteuropa, weltweit größter Anbieter von Fachinformationen zu geistes- und sozialwissenschaftlichen Ost- und Südosteuropastudien. Kurz vor dem Abschluss steht auch die Eingabe der bibliographischen Daten von Zeitschriften und Zeitungen aus dem HDO-Bestand in die ZDB, die Zeitschriftendatenbank, eine der „weltweit größten Datenbanken für den Nachweis von Zeitschriften, Zeitungen, Schriftenreihen und anderen periodisch erscheinenden Veröffentlichungen aus allen Ländern“ (so das Projektexposé), die von der Deutschen Nationalbibliothek und der Staatsbibliothek zu Berlin / Preußischer Kulturbesitz betreut wird.

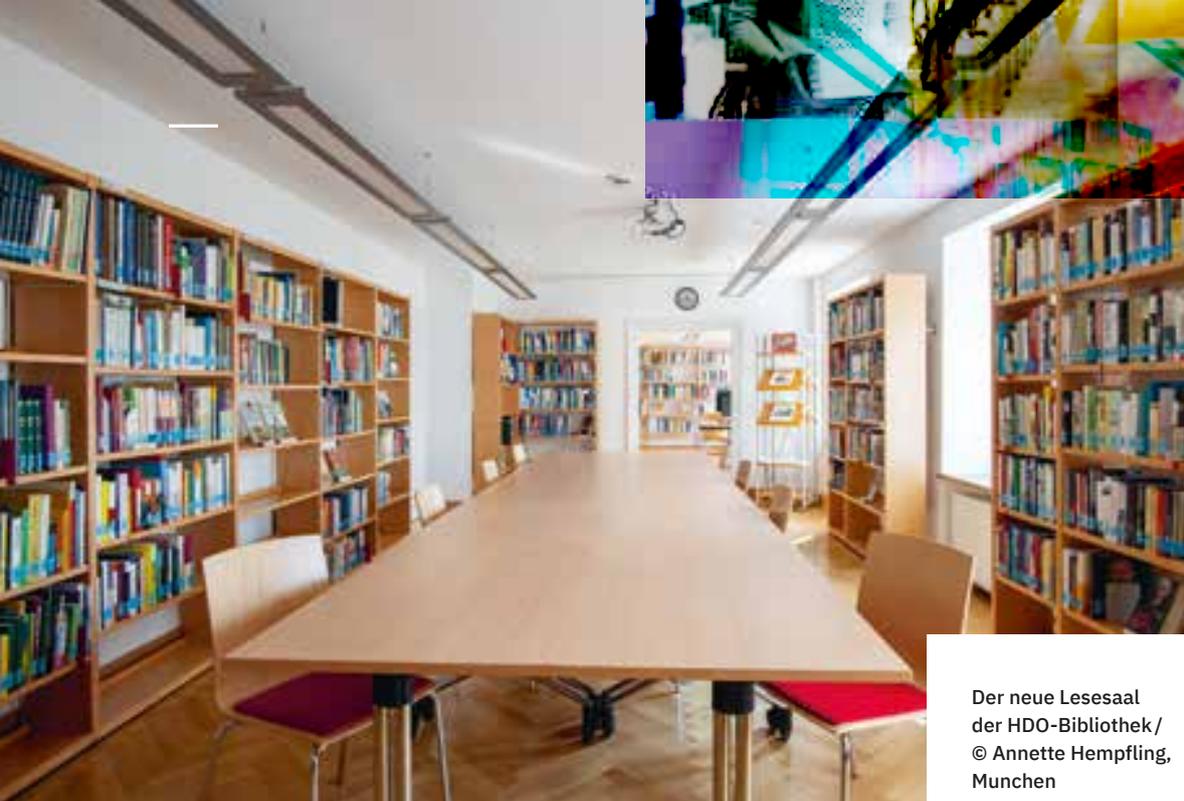
Bestandsaufbau und Erwerbung der HDO-Bibliothek liegen seit mehr als einem Jahrzehnt in den Händen der Diplom-Bibliothekarin Susanne Seifert. Bibliothekassistentin Ursula Blank ist für die Abteilung Zeitschriften und Zeitungen zuständig. Beide übernehmen zugleich die formale Erschließung und Sacherschließung der Neuzugänge sowie den Auskunft- und Recherchedienst und die Rechnungsprüfung und -bearbeitung.

Neue Tätigkeitsschwerpunkte der Bibliothek sind die digitale Aufbereitung und Präsentation von Beständen sowie die Kooperation und Vernetzung mit anderen Spezialbibliotheken mit dem Sammelschwerpunkt deutsche Geschichte und Kultur im östlichen Europa.

Erschließung und Digitalisierung der Archivbestände der Deutschen Burse, Marburg

Die Deutsche Burse Marburg ging in den 1920er Jahren aus einer Fusion des „Instituts für das Grenz- und Auslandsdeutschtum“ an der Universität Marburg und eines Wohnheims für Studierende hervor, die überwiegend dem „Grenz- und Auslandsdeutschtum“ entstammten. Einer ihrer Mitbegründer und später ihr langjähriger Leiter war der Historiker und Jurist, Prof. Dr. J. W. Mannhardt. In den Jahren der NS-Herrschaft kam es zum Konflikt zwischen dem NS-Staat und der Führungsspitze der Burse, der auf Meinungsverschiedenheiten zu Aufgabe und Funktion „völkischer“ Arbeit beruhte. Er gipfelte 1939 in der Schließung der Burse. 1952 wurde die Deutsche Burse – nun als eine von der Universität Marburg unabhängige Einrichtung – durch Prof. Dr. J. W. Mannhardt wiedergegründet. Der wissenschaftliche Teil der Burse firmierte seither unter dem Namen „Deutsche Burse zu Marburg, Institut für Volkswissenschaft“. Im Wohnheim der Burse wohnten bis zu seiner Schließung 2006 männliche Studierende der Universität Marburg.





Der neue Lesesaal
der HDO-Bibliothek /
© Annette Hempfling,
München



Ein bedeutender Teil der Bibliotheks- und Archivbestände der Deutschen Burse, Marburg, ging nach der Auflösung des Vereins der Freunde des wissenschaftlichen Instituts Deutsche Burse, Träger des Wohnheims und Eigentümer der Liegenschaften der Burse, in den 1980er Jahren an das Haus des Deutschen Ostens, München. Ein weiterer Teil des Burse-Archivs befindet sich im Bestand des Universitätsarchivs Marburg.

Die Archivbestände der Deutschen Burse, Marburg, sind eine wichtige Quelle zur Geschichte der „völkischen“ Institutionen und Diskurse der 1920er–1930er Jahre im Deutschen Reich (einschließlich seiner preußischen Provinzen), darunter des Vereins für das Deutschtum im Ausland (VDA), des Volksbunds für das Deutschtum im Ausland, des Instituts für Grenz- und Auslanddeutschtum Marburg und der studentischen Verbindungen, die diesem politischen Spektrum zuzurechnen sind. Sie bilden außerdem eine Ausgangsbasis für die historische Forschung zum länder- und kontinentübergreifenden Netzwerk der Burse, dessen Teil deutsche Institutionen, Organisationen, Bildungs- und Kultureinrichtungen und Medien in europäischen Ländern, den USA, Südamerika, Afrika, Asien und Australien waren.

Nach einer Pilot-Phase, in der die Modalitäten des Projekts festgelegt worden waren, begann das Haus des Deutschen Ostens im Februar 2021 mit der Erschließung und Digitalisierung seines Teils der Archivalien der Deutschen Burse, Marburg. Mit Hilfe von CD-LAB Nürnberg, Gesellschaft zur Inventarisierung und Dokumentation, wurden bislang 4.371 Archivseinheiten erschlossen, was 40.807 Seiten Archivmaterial entspricht. In einem abschließenden Schritt sollen nun die bedeutendsten Teile der Sammlung, zu denen der Schriftverkehr der Deutschen Burse gehört, digitalisiert werden.

Baden in Zoppot, Skifahren im Riesengebirge und Wandern in den Karpaten. Neue Mobilität und Tourismus im östlichen Europa, 1800–1939

Dieses kleine Online-Projekt möchte auf einen bisher wenig wahrgenommenen Medienbestand der HDO-Bibliothek aufmerksam machen. Anhand ausgewählter Beispiele aus seiner umfangreichen Sammlung von Reisewerbeprospekten und Reiseführern erzählt das Online-Projekt von der Geschichte des Tourismus und der damit verbundenen neuen Mobilität in den Regionen Ost- und Westpreußens, Schlesiens, Böhmens, Mährens und Siebenbürgens, erinnert an die Zentren dieser einzigartigen, heute fast vergessenen Reisekultur und vermittelt zugleich Einblicke in Alltags- und Kulturgeschichte der historischen Landschaften im östlichen Europa.

Seit Anfang des 19. Jahrhunderts entwickelten sich diese Regionen zu wichtigen Ausflugs- und Urlaubsregionen. Hier traf man Prominenz aus Politik, Wirtschaft und Kultur; doch auch bei Vertretern der neuen Mittelschichten waren sie durchaus beliebt. Zu erinnern ist an die Küstengebiete und Naturoasen der Ostsee wie die Landzunge der Kurischen Nehrung, an die zahlreichen Bäder der Region wie Zoppot (bei Danzig) oder Cranz (bei Königsberg). Hier entstanden bereits seit Mitte des 19. Jahrhunderts erste Stätten des organisierten Tourismus. Zu bevorzugten Reisezielen in Nieder- und Oberschlesien gehörten die Handels- und Kunstmetropole Breslau, ferner Görlitz und Trebnitz; die zahlreichen Bäder für Erholungsuchende (unter anderem in der Grafschaft Glatz); bei den Besuchern des Riesengebirges standen Wandern und Wintersport im Vordergrund. Berühmt für seine Thermalbäder und Trinkkuren wurde das noble Bäderdreieck Karlsbad-Marienbad-Franzensbad in Westböhmen, das sich seit der Mitte des 19. Jahrhunderts zu einer Bäderregion von Weltrang

entwickelte. Seit dem 19. Jahrhundert wurde in Siebenbürgen das Gebiet des Karpatenbogens für den Berg- und Schitourismus erschlossen, gewannen der Mineralwasserkurort Bad Borseck oder der Luftkurort Bad Baaßen überregionale Bedeutung.

Die Entwicklung der Infrastrukturen stellte die Verbindung zu den europäischen Metropolen her, den Anschluss nach Berlin, Wien, Prag und Sankt Petersburg. Fremdenverkehr wurde zum Motor der wirtschaftlichen Prosperität, mit den Leitbranchen des Gaststätten-, Hotel- und Handelsgewerbes. Die im Online-Projekt präsentierten Medien erschlossen den Reisenden die Natur- und Kulturlandschaft der jeweiligen Region, waren ein wichtiger Teil der neuen Touristikultur, aber von Anfang an auch Ausdruck ihrer Zeit: der Jahrzehnte im Deutschen Kaiserreich und in der Donaumonarchie vor dem Ersten Weltkrieg, der Entwicklungen nach 1918, nach den Pariser Vorortverträgen und der Neuordnung Osteuropas; und der Zeit der NS-Herrschaft nach 1933.

Virtuelle Ausstellung „Russlanddeutsche – Die Zeiten des Umbruchs“

Die virtuelle Ausstellung „Russlanddeutsche – Die Zeiten des Umbruchs“ ist eines der bereits angesprochenen Kooperationsprojekte mit Partnerbibliotheken und -institutionen. Sie ist an der Martin-Opitz-Bibliothek (Herne), dem Historischen Institut und dem Seminar für Slavistik / Lotman-Institut für russische Kultur an der Ruhr-Universität Bochum und dem Osteuropa-Kolleg NRW in Kooperation mit dem Museum für russlanddeutsche Kulturgeschichte (Detmold) und der HDO-Bibliothek 2019–2020 entstanden. Projektbearbeiterin war Katharina Saprygin, die für die Konzeption und die Realisierung der virtuellen Ausstellung verantwortlich zeichnet. Die Projektbetreuung übernahm Dr. Arkadiusz Danszczyk, stellvertretender Direktor der Martin-Opitz-Bibliothek (Herne). Die Leiterin der HDO-Bibliothek, Lilia Antipow, erstellte ein ausführliches Gutachten zur inhaltlichen Konzeption des Projekts, seiner geschichtlichen und literaturgeschichtlichen Themen- und Problemfelder.

Im Zentrum der virtuellen Ausstellung „Russlanddeutsche – Die Zeiten des Umbruchs“ steht die „russlanddeutsche“ Geschichte und Literaturgeschichte zwischen der Oktoberrevolution von 1917 und dem Zerfall der Sowjetunion 1991. Obwohl in den Ausstellungstexten durchgehend von den

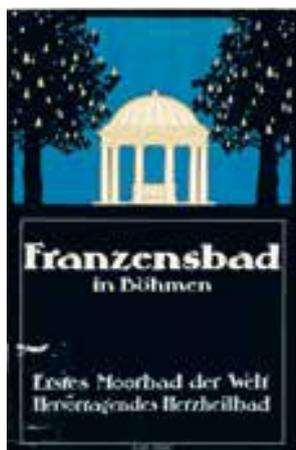
„Russlanddeutschen“ die Rede ist, sind die Deutschen aus der Ukraine, aus Kasachstan und anderen Republiken der ehemaligen UdSSR mitgemeint.

„Thinking outside the Box“. Kooperatives Notfallmanagement und Beschaffung von Notfallboxen für drei Münchner Spezialbibliotheken zur deutschen Kultur und Geschichte Ost- und Südosteuropas

Ein weiteres Kooperationsprojekt war „Thinking outside the Box“, das zwischen Juli 2019 – März 2020 durchgeführt wurde. Beteiligt waren neben der Bibliothek des Hauses des Deutschen Ostens die Bibliothek und das Archiv des Instituts für deutsche Kultur und Geschichte Südosteuropas (IKGS) und die Bibliotheksgemeinschaft der Wissenschaftlichen Bibliothek im Sudetendeutschen Haus, vertreten durch das Collegium Carolinum und den Adalbert-Stifter Verein.

Zu verschiedenen Zeiten erlitten Bestände der HDO-Bibliothek sowie der wissenschaftlichen Bibliothek im IKGS und im Sudetendeutschen Haus Wasserschäden. Diese Erfahrungen stärkten die Einsicht, dass die betroffenen Häuser miteinander über Maßnahmen des Notfallmanagements sprechen, Erfahrungen und Wissen auf diesem Bereich austauschen und einen Grundbestand an technischer und anderer Ausrüstung anschaffen und bereitstellen sollten, um im Notfall die Folgen eindämmen und beseitigen zu können. Das Projekt wurde von der Koordinierungsstelle für die Erhaltung des schriftlichen Kulturguts (KEK) gefördert. Die Federführung lag bei der Bibliothek des IKGS und deren Leiterin Helene Dorfner M.A.

Die Projektmittel wurden dafür verwendet, Notfallboxen für die beteiligten Bibliotheken zu erwerben. Auf der Agenda standen außerdem mehrere Weiterbildungen für die Mitarbeiter der beteiligten Bibliotheken, von denen aufgrund der Corona-Pandemie nur eine Maßnahme an der LMU München zur Brandschutzprävention und -hilfe stattfinden konnte.



Der Weltkurort Franzensbad, seine Kurmittel und Indikationen, Franzensbad: Selbstverlag der Kurverwaltung, o. J., 32 S., Exemplar der Bibliothek des HDO / © HDO, Annette Hempfling, München



Die Wanderausstellungen des Hauses des Deutschen Ostens — Eine Bilanz in Zahlen

Die Ausstellung „Mitgenommen – Heimat in Dingen“ wurde erstmals **2015** im HDO gezeigt und ist seitdem auf Reisen. Die Nachfolgeausstellung „Kann Spuren von Heimat enthalten. Eine Ausstellung über Essen und Trinken, Identität und Integration der Deutschen aus dem östlichen Europa“ hatte ihre Premiere **2016** in München und ist seitdem ebenfalls auf Wanderschaft. Nach insgesamt **26 WANDERSTATIONEN** ziehen wir eine Bilanz in Zahlen:

Zusammen wurden die beiden Ausstellungen in **4 LÄNDERN, 3 BUNDESLÄNDERN** und insgesamt **17** verschiedenen **STÄDTEN** gezeigt (in einigen doppelt). Dabei hat die Ausstellung „Mitgenommen“ insgesamt rund **7.830 KILOMETER** zurückgelegt, „Kann Spuren von Heimat enthalten“ noch einmal rund **7.860 KILOMETER**. Das entspricht in etwa der Entfernung zwischen München und Peking (Luftlinie rund 7750 Kilometer). Die längste Strecke wurde nach Hermannstadt / Sibiu in Rumänien zurückgelegt

(rund **1.200 KILOMETER**), die kürzeste Strecke nach Waldram-Wolfratshausen (rund **40 KILOMETER**).

Die Ausstellung über Essen und Trinken war insgesamt an rund **1.040 TAGEN** geöffnet und damit 225 Tage länger als „Mitgenommen“, die insgesamt rund **815 TAGE** zu sehen war. Zusammen waren beide Ausstellungen damit insgesamt rund **5 JAHRE** für Interessierte zugänglich.

Zur Organisation der beiden Wanderausstellungen wurden schätzungsweise **800 E-MAILS** geschrieben. Neben den Roll-Ups, die bei beiden Ausstellungen verschickt werden („Mitgenommen“: **17 ROLL-UPS**, „Kann Spuren von Heimat enthalten“: **18 ROLL-UPS**), umfasst „Kann Spuren von Heimat enthalten“ außerdem noch Leihgaben zum Thema „Supermarkt“ in Form von Produktverpackungen und ähnlichem. Dabei werden pro Wanderstation im Durchschnitt **30 ZUSÄTZLICHE LEIHGABEN** verschickt. Das besondere bei dieser Ausstellung ist, dass oft mehr Ausstellungsstücke zurückkommen, als verschickt wurden, da die ausleihenden Museen und Institutionen eigene Ergänzungen vornehmen.

2020 wurde in Wiesbaden die HDO-Wanderausstellung „Kann Spuren von Heimat enthalten“ erstmals mit einer virtuellen Ausstellungseröffnung begonnen. Das Video wurde bisher **375 MAL** angeklickt.

Mitteilungen aus dem HDO



25-jähriges Dienstjubiläum – Prof. Dr. Andreas Otto Weber

Im April 2021 konnte HDO-Direktor Prof. Dr. Andreas Otto Weber sein 25-jähriges Dienstjubiläum im öffentlichen Dienst des Freistaats Bayern begehen. Ministerialrat Dr. Wolfgang Freytag überreichte ihm in Vertretung der Bayerischen Staatsministerin für Familie, Arbeit und Soziales die Dankesurkunde der bayerischen Staatsregierung.

Nach Wehrdienst und Studium der Geschichte und Geographie an der Ludwig-Maximilians-Universität München und der Technischen Universität München trat Andreas Otto Weber nach seiner Promotion zum Dr. phil. eine Stelle als wissenschaftlicher Mitarbeiter in der Redaktion der Max-Weber-Gesamtausgabe der Kommission für Wirtschafts- und Sozialgeschichte der Bayerischen Akademie der Wissenschaften in München an. Später war er Lehrbeauftragter für Geschichte Bayerns im Mittelalter am Institut für Bayerische Geschichte an der LMU München, bevor er an die Friedrich-Alexander-Universität (FAU) Erlangen Nürnberg wechselte. Dort war er zunächst als wissenschaftlicher Assistent am Lehrstuhl für Bayerische und Fränkische Landesgeschichte tätig. Nach der Habilitation im Jahr 2008 wurde Andreas Otto Weber zum akademischen Oberrat und 2015 zum außerplanmäßigen Professor an der FAU Erlangen-Nürnberg ernannt. Bis heute bietet er regelmäßig Seminare an, in denen auch Themen zur Geschichte der Deutschen im östlichen Europa eine wichtige Rolle spielen.

Bereits seit nunmehr acht Jahren ist Prof. Dr. Andreas Otto Weber Leiter und Direktor des Hauses des Deutschen Ostens, einer nachgeordneten Behörde des Bayerischen Staatsministeriums für Familie, Arbeit und Soziales.

Neuer Stellvertretender Direktor des HDO – Dipl.-Verwaltungswirt Thomas Vollkommer

Seit Herbst 2018 ist Thomas Vollkommer, bisher Leiter des Sachgebiets „Kulturförderung, Zentrale Verwaltung und Organisation des HDO als Begegnungszentrum“, stellvertretender Direktor des Hauses des Deutschen Ostens. Geboren wurde er 1963 im oberfränkischen Bamberg. Dort besuchte er das Gymnasium und die Fachoberschule. Nach einem zwölfjährigen Wehrdienst bei der Bundeswehr und erfolgreich bestandem Abitur absolvierte Thomas Vollkommer eine Ausbildung für Beamte des gehobenen Dienstes beim Versorgungsamt Bayreuth.

Im Oktober 1997 wurde er auf eigenen Wunsch an das HDO versetzt. Als Sachbearbeiter in der Projektförderung im Rahmen des § 96 des Bundesvertriebenen- und Flüchtlingsgesetzes (BVFG) war Thomas Vollkommer für die Prüfung der Förderanträge und die Vorbereitung der Bewilligungsbescheide zuständig. Später kamen die Überwachung der Finanzmittel und die institutionelle Förderung als weitere Aufgaben dazu.



Im Juni 2007 wurde er zum Leiter der Verwaltung des HDO ernannt. Zu seinem Tätigkeitsprofil gehören seitdem die Personalverwaltung, der Haushalt, die Gebäudeverwaltung, das EDV- und IT-Gebiet und Fragen der hausinternen Organisation, z.B. Großveranstaltungen und Gruppentreffen. Ab 2013 kam noch die Sachgebietsleitung für die Kulturförderung hinzu.

In seiner Funktion als Sachgebietsleiter obliegt Thomas Vollkommer die Federführung in allen Grundsatzfragen der Mittelverwaltung und -vergabe. Das ihm unterstehende Sachgebiet der Kulturförderung ruht auf zwei Säulen – der Projektförderung und der institutionellen Förderung in- und außerhalb der Bundesrepublik. Leistungsempfänger der Projektförderung nach § 96 BVFG sind sowohl Institutionen, Einrichtungen und Vereine der Deutschen aus dem östlichen Europa als auch Einzelpersonen. In der institutionellen Förderung des HDO befinden sich derzeit unter anderem das Bayerische Kulturzentrum der Deutschen aus Russland (BKDR) in Nürnberg, das Sudetendeutsche Museum und das Kulturwerk der Siebenbürger Sachsen e.V. (beide in München).

Herr Thomas Vollkommer bietet unter anderem Workshops zu Fördermöglichkeiten nach § 96 BVFG durch das HDO an, die sich an potentielle Leistungsempfänger richten und diese sowohl mit den rechtlichen Bestimmungen für Zuwendungen als auch mit Grundlagen der Mittelverwaltung bekannt machen.

Wie umfangreich auch der Bereich „HDO als Begegnungszentrum“ ist, kann nur jener beurteilen, der weiß, dass sich etwa 100 Gruppen regelmäßig im Haus treffen. Seit fast anderthalb Jahrzehnten ist Thomas Vollkommer der erste Ansprechpartner für die Besucher des Hauses, der immer ein offenes Ohr für ihre Belange hat und ihre Probleme weitmöglichst löst.

Seit der Übernahme der neuen Funktion als stellvertretender HDO-Direktor war Thomas Vollkommer für die Abwicklung der Umbaumaßnahmen im Hause verantwortlich. In ihrem Rahmen wurde das neue Brandschutzkonzept des Hauses umgesetzt und die Bibliothek um zwei neue Lesesäle und ein Medienmagazin erweitert. Auch die technische Modernisierung des Hauses und seine Integration in das kostenlose BayernWLAN hat er entscheidend vorangetrieben.

Die Mitarbeiter des HDO können sich an Thomas Vollkommer in jeder Frage betreffs Zuwendungs-, Verwaltungs- und Arbeitsrecht, Haushalt, hausinterner Organisation und Administration wenden – Antwort und Hilfe bekommen sie immer. Auch sein profundes Wissen im EDV- und IT-Bereich hat sich im HDO-Behördenalltag als unentbehrlich und besonders wertvoll erwiesen.

„Ich versuche jeden Tag aufs Neue Dienstleister für die Bürger zu sein, die bei uns ein- und ausgehen und einfach das möglich zu machen, was möglich ist“, sagte Thomas Vollkommer in einem Interview. Und so kennen ihn auch seine Kollegen und alle Gäste und Besucher des HDO, denen er mit seinem fachlichen Wissen und sachlichen Rat stets zur Seite steht.



Neue Leiterin des Sachgebiets „Öffentlichkeits-, Medien- und Pressearbeit, Bibliothek“ des HDO – Lilia Antipow M.A.

Seit nun schon über zwei Jahren leitet Lilia Antipow M.A. das Sachgebiet III des Hauses des Deutschen Ostens mit dem Titel „Öffentlichkeits-, Medien- und Pressearbeit, Bibliothek“. Geboren wurde sie 1970 in Novokusnezsk in der Sowjetunion. Die Stadt liegt im Südwesten Sibiriens, wohin ihre Großeltern in den 1940er Jahren deportiert wurden. In Novokusnezsk machte sie ihr Abitur und begann an der örtlichen Pädagogischen Hochschule das Studium des Russischen und der Literatur.

Anfang der 1990er Jahre kam Lilia Antipow mit ihrer Familie als russlanddeutsche Aussiedlerin nach Deutschland, genauer nach Franken. Dort setzte sie ihr Studium an der Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg (FAU) in den Fächern Slavistik, Osteuropäische Geschichte und Buch- und Bibliothekskunde fort. Nach ihrem Abschluss arbeitete sie in verschiedenen wissenschaftlichen und kulturellen Bereichen mit dem Schwerpunkt osteuropäische Geschichte, insbesondere der Geschichte des Judentums, des Völkerstrafrechts und der Völkerjustiz, des Reformkommunismus in der UdSSR und des russischen Films. Dazu gehörte eine mehrjährige Tätigkeit als wissenschaftliche Mitarbeiterin in den Projekten „100(0) Schlüsseldokumente zur russischen und sowjetischen Geschichte (1917–1991)“ (in den Jahren 2001–2014) und „Die stalinistische Konstruktion des Juden: Politik und Literatur in Sowjetrußland 1929–1953“ (in den Jahren 2000–2002) sowie als Lehrbeauftragte in den Fächern Slavistik und Osteuropäische Geschichte an der FAU.

2018 promovierte sie mit *magna cum laude* im Fach Slavistik an der Otto-Friedrich-Universität Bamberg mit einer Arbeit über den russischen Schriftsteller Aleksandr Tvardovskij (1910–1971) unter dem Titel „Der lange Abschied von der Unmündigkeit“. Die Arbeit befindet sich derzeit im Druck. Weitere Veröffentlichungen sind (in Auswahl): „Wozu das ganze Theater? Vsevolod Mejerchol'd zu Individuum, Gemeinschaft und Masse“ (2011), „Glücksuchende? Conditio Judaica im sowjetischen Film“ (als Herausgeberin, 2011), „Verdrängte Bilder: Jüdische Neubürger Nürnbergs erinnern sich an Krieg und Holocaust“ (als Herausgeberin, 2015) und „Das Internationale Militärtribunal von Nürnberg 1945/46, Die Reden der Hauptankläger“ (als Herausgeberin, 2015).

Neben ihren wissenschaftlichen Tätigkeiten engagiert sie sich ehrenamtlich im kulturellen und erinnerungskulturellen Bereich. Dazu gehörte die Mitgliedschaft im Vorstand der Deutschen Jugend aus Russland und gehört bis heute die aktive Mitgliedschaft in mehreren Vereinen wie der „Werkstatt für jüdische Geschichte“, Nürnberg, und dem „Forum für jüdische Geschichte und Kultur e.V.“, ebenfalls in Nürnberg. In diesen und anderen Einrichtungen und Vereinigungen wirkte sie an der Organisation von Filmfestivals, Ausstellungen und weiteren Veranstaltungen mit. So war sie unter anderem Mitarbeiterin im Ausstellungsteam des Memorium Nürnberger Prozesse und Kuratorin der Fotoausstellung „Tschernobyl 30 Jahre nach der Katastrophe“, die 2017 im Rathaus der Stadt Erlangen gezeigt wurde.

Auch im HDO hat Lilia Antipow bereits einige größere Projekte abgeschlossen. Dazu gehört im Bereich der Presse- und Öffentlichkeitsarbeit die Überarbeitung des Mehrmonatsflyers hin zu einem Programmheft und die Neukonzeption des HDO-Logos sowie des HDO-Journals. Im Bereich Kultur- und Bildungsarbeit konzipierte sie unter anderem die Veranstaltungsreihe „Versailles, Trianon, Brest-Litowsk – Das Ende des Ersten Weltkriegs und das östliche Europa“, die in Zusammenarbeit mit dem Institut für deutsche Kultur und Geschichte Südosteuropas stattfand, maßgeblich.

In den Ruhestand verabschiedet – Christa Dietrich M.A. Angestellte der Bibliothek des HDO

Christa Dietrich ist als Katharina Christine Neidenbach 1955 in Bukarest/Rumänien als Tochter einer Kindergärtnerin und eines Technikers auf die Welt gekommen. Ihre Familie stammte aus der Stadt Hatzfeld im rumänischen Teil des Banats. Christa Dietrich bleibt dieser Gegend bis heute geistig tief verbunden. „Das Banat ist der Kulturraum, der mich formte und prägte“, sagt sie. „Denn zu Hause war und bin ich mit Herz und Seele immer nur in Hatzfeld!“ Hier habe sie auch ihre Kindheit und Ferien verbracht.

1974 machte Christa Dietrich das Abitur am Gymnasium der Deutschen Schule Bukarest. Von 1974 bis 1978 studierte sie an der Universität Bukarest Deutsch und Englisch. Das



Studium schloss sie mit Diplomarbeit und erster Staatsprüfung für die Lehrämter der I. und II. Sekundarstufe ab; eine Prüfung am Universitatspadagogischen Seminar für Erwachsenenfortbildung folgte. Zeitgleich begleitete sie als Reiseleiterin Touristengruppen aus der DDR und der Bundesrepublik auf ihren Rundreisen durch Rumänien.

1978 trat Christa Dietrich eine Stelle als Dokumentarin am Institut für politische Wissenschaften (Bukarest) an. Hier war sie für Anschaffung und Betreuung deutschsprachiger Medien zuständig, arbeitete an Publikationen des Instituts mit und übernahm außerdem Aufgaben als ubersetzerin und Dolmetscherin. 1979 legte sie die Prüfung als ubersetzerin für Deutsch – Rumänisch/Rumänisch – Deutsch mit dem Schwerpunkt Sozialwissenschaften ab. 1981 wechselte sie zur Tageszeitung „Neuer Weg“ (Bukarest), wo sie als Korrektorin tätig war.

1982 kam Christa Dietrich als Aussiedlerin aus Rumänien in die Bundesrepublik. Seit 1983 lebt sie in München.

Von Dezember 1983 und bis zu ihrer Verabschiedung in den Ruhestand im Dezember 2020 war Christa Dietrich als Angestellte in der Bibliothek des Hauses des Deutschen Ostens tätig. Hier war sie u.a. für die formale Erschließung und Sacherschlieung der Bestände (mit dem Themenschwerpunkt Siebenbürgen, Banat, Bessarabien, Bukowina und Schlesien) sowie für Recherche- und Auskunftsdienste zuständig. Mit Engagement wirkte sie bei den Dokumentationen der Studienreisen des Hauses mit, verpublichte Berichte über die Tagesreisen und stellte Buchneuerscheinungen vor. Zeitweise hat sie auch die Aufgaben der Personalratinn übernommen.

Das Team des HDO wünscht der Kollegin alles Gute für den Ruhestand!

Nachruf – † Dr. Horst Kühnel, Ehemaliger Direktor des HDO

Das Haus des Deutschen Ostens trauert um seinen früheren Direktor Dr. Horst Kühnel. Wir hatten ihn über längere Zeit nicht mehr im HDO gesehen, auch schon vor dem Corona-Shutdown. Und ich weiß, wenn er es gekonnt hätte, wäre Horst Kühnel oft ins Haus gekommen. Seinen Tod am 9. September 2020 empfinden wir im HDO als großen Verlust.

Horst Kühnel wurde 1938 in Tetschen/Děčín im Norden Böhmens geboren, wo er bis 1945 die Volksschule besuchte. Nach der Vertreibung der Sudetendeutschen aus der Tschechoslowakei kam die Familie nach Unterfranken, wo er in Junkersdorf zur Schule ging, bis er 1949 an das Gymnasium in Haßfurt kam. Dem Abitur folgte ein Studium der Germanistik, Altphilologie und Volkskunde an den Universitäten Würzburg, Gießen und Marburg. Nachdem er 1962 bereits das Staatsexamen für den höheren Schuldienst abgelegt hatte, folgte 1967 in Gießen die Promotion. In seiner Dissertation mit dem Titel „Wortgeographische Untersuchungen zur ländlichen Sozial- und Wirtschaftsordnung der Sudetendeutschen“ untersuchte er anhand einer kartographischen Analyse die Einflüsse der verschiedenen deutschen Sprach- und Dialekträume auf die Berufs- und Amtsbezeichnungen in den Siedlungsgebieten der Sudetendeutschen in Böhmen und Mähren und leitete daraus wichtige Entwicklungsvorgänge der Sprachgenese in diesen Räumen her. Die Arbeit wurde vom Collegium Carolinum in einer Schriftenreihe publiziert.

1967 wurde er wissenschaftlicher Mitarbeiter am „Sudetendeutschen Wörterbuch“, einem wissenschaftlichen Projekt des Collegium Carolinum mit Dienstsitz an der Universität Gießen. In diesem Projekt wertete er mundartliche Materialien in dialektologischer und lexikologischer Hinsicht aus. 1977 wurde er Leiter der Arbeitsstelle und betreute auch die Redaktion des Wörterbuches. Parallel veröffentlichte er zahlreiche fachbezogene Forschungsergebnisse und hielt Vorträge.

Schon während seines Studiums engagierte er sich in verschiedenen Vertriebenenorganisationen, so im Arbeitskreis sudetendeutscher Studenten, im Vorstand der BDV-Kreisgruppe Gießen und gehörte 1976–1979 der Bundesversammlung der Sudetendeutschen Landsmannschaft an.

1983 wechselte Dr. Kühnel als Geschäftsführer an das Haus des Deutschen Ostens in München; 1993 wurde er zu dessen Direktor ernannt. Er leitete das HDO bis zu seinem Eintritt in die Altersteilzeit im Jahr 2000/2001 und war für seine Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter ein Chef mit Wohlwollen, Geduld und Empathie. In der Kulturarbeit des HDO setzte er wichtige neue Akzente. So geht auf ihn die nun bereits mehr als drei Jahrzehnte andauernde Kooperation mit der Akademie für Lehrerfortbildung und Personalführung (ALP) Dillingen zurück. Gemeinsam mit dem damaligen Referenten für das Fach Geschichte entwickelte er ein Lehrerfortbildungsmodell zum Thema „Die Deutschen und ihre östlichen Nachbarn“, in dessen Rahmen die Geschichtslehrer Bayerns ihr Wissen über die Geschichte der Deutschen im östlichen Europa und deren

Schicksal erweitern konnten. Die Lehrgänge wurden mit Exkursionen in Länder ganz Ostmittel- und Südosteuropas verbunden, und es entstanden ausführliche Publikationen, die in den Akademieberichten erschienen. Damit hat er dazu beigetragen, dass die Themengebiete des HDO in der Lehrerfortbildung Bayerns fest verankert sind. Auch den Schülerwettbewerb des bayerischen Kultusministeriums „Die Deutschen und ihre östlichen Nachbarn“ unterstützte er mit Rat und Tat. Diese Kooperation des HDO besteht bis heute.

Dr. Horst Kühnel war ein gesuchter und beliebter Referent mit breitem, fundierten sprachgeschichtlichen und allgemeinem historischem Wissen. Er hatte das große Talent, dieses anschaulich und unterhaltsam zu vermitteln. Darüber hinaus verfügte er über die Gabe, seine Führungsfähigkeiten mit Nonchalance, Menschlichkeit und Charme zu verbinden. Seine äußere und innere Eleganz verband er mit einer leichtfüßigen Leutseligkeit.

Seiner sudetendeutschen Heimat blieb er in seiner ganzen Lebenszeit eng verbunden. Durch seine Vorträge und die aktive Mitarbeit am Sudetendeutschen Sozial- und Bildungswerk e.V. am Heiligenhof in Bad Kissingen leistete er wichtige Beiträge zur Vertiefung und Verbreitung des Wissens über die Sudetendeutschen und ihre Geschichte.

Auch nach seinem Ausscheiden aus dem aktiven Dienst als HDO-Direktor blieb er unserem Haus eng verbunden. Als langjähriger Vorsitzender und später Ehrenvorsitzender des Vereins der Förderer des Hauses des Deutschen Ostens in München e.V. war er mir ein wichtiger Partner und Förderer unserer Arbeit. Meine Zusammenarbeit mit Dr. Horst Kühnel war von Anfang an von gegenseitiger Sympathie geprägt, und ich bin für jede Begegnung mit ihm dankbar. Das HDO wird sein Angedenken in hohen Ehren halten. **Andreas Otto Weber**



Abbildungen

S. 4–5: © HDO, Annette Hempfling, Wikimedia Commons, Tobias Weger **S. 7:** Staatsministerin Carolina Trautner, MdL / © privat **S. 9:** Beauftragte der Bayerischen Staatsregierung für Aussiedler und Vertriebene, Sylvia Stierstorfer, MdL / © privat **S. 11:** Direktor des HDO, Prof. Dr. Andreas Otto Weber / © Annette Hempfling, München **S. 13:** Collage / © Peter Berger, München **S. 14–15:** © HDO, Annette Hempfling, C.M. Weiß, K. Klein **S. 18 (oben):** Direktor des HDO, Dr. Ortfried Kotzian, bei der Jubiläumsfeier anlässlich des 40-jährigen Bestehens des HDO, 2010 / © HDO **S. 18 (unten):** Prof. Dr. Jürgen van Buer (links) und Josef Balazs, bei der Präsentation des Fotobandes „Der befestigte Glaube“ (2018), HDO, 19. März 2019 / © HDO **S. 19 (rechts):** Patricia Erkenberg und Lilia Antipow (beide: HDO), HDO-Erzählcafé, 9. Mai 2019 / © HDO **S. 20 (oben):** Auszeichnung der Gewinner des Schülerwettbewerbs „Die Deutschen und ihre östlichen Nachbarn“, 2015 / © HDO **S. 21 (rechts):** Prof. Dr. Andreas Otto Weber mit Wischauer Trachtenträgerinnen beim Trachtenzug zum Oktoberfest München, 2013 / © privat **S. 22 (links):** Ausstellung „Ingo Glass – Begegnungen des Künstlers mit Persönlichkeiten aus Kunst, Kultur und Politik“ im HDO, 2011 / © HDO **S. 23 (unten):** Lettischer Chor „Laima“ (München), bei Buchpräsentation und Konzert „Verwobene Kulturen im Baltikum“, Schloss Nymphenburg (München), 18. Juli 2019 / © HDO **S. 26:** Jubiläumskonzert „Crossing Life Lines“, Allerheiligen-Hofkirche der Münchner Residenz, 10. November 2020 / © Andreas Otto Weber, München **S. 29:** Andrea Kielburg / © Anne-Katrin Enderlein, Nürnberg **S. 31:** Mulo Francel / © Anne-Katrin Enderlein, Nürnberg **S. 32:** Dr. Zuzana Finger / © Anne-Katrin Enderlein, Nürnberg **S. 33:** Dr. Florian Roth / © Anne-Katrin Enderlein, Nürnberg **S. 34:** Lukas Moj / © Anne-Katrin Enderlein, Nürnberg **S. 39:** Collage / © Peter Berger, München **S. 45:** Direktor des HDO, Prof. Dr. Andreas Otto Weber, Generalkonsulin der Tschechischen Republik in München, Kristina Larischová, Prof. Dr. Jaroslav Kučera und Direktor des IKGS, Dr. Florian Kühner-Wielach (v.l.n.r.), HDO, 4. Juli 2019 / © HDO **S. 46:** Prof. Dr. Aleksandar Jakir und Dr. Angela Ilić (IKGS), HDO, 18. Februar 2020 / © HDO **S. 47 (rechts):** Präsident des Bundes der Vertriebenen (BdV) und Beauftragter der Bundesregierung für Aussiedlerfragen und nationale Minderheiten, Prof. Dr. Bernd Fabritius; Schriftsteller und Historiker György Dalos; Mitarbeiter der Hanns Seidel Stiftung, Henning Senger; Direktor des IKGS, Dr. Florian Kühner-Wielach; Prof. Dr. Gerhard Seewann (v.l.n.r.), HDO, 15. November 2019 / © HDO **S. 48 (links):** Prof. Dr. Maciej Górny, HDO, 9. Juli 2019 / © Tobias Weger, München **S. 48 (rechts):** Prof. Dr. Helmut Altrichter und Lilia Antipow (HDO), HDO, 28. Mai 2019 / © HDO **S. 49:** Prof. Dr. Horst Möller, HDO, 21. Mai 2019 / © HDO **S. 59:** Collage / © Peter Berger, München **S. 64 (rechts):** PD Dr. Mariana Hausleitner, HDO, 15. Oktober 2019 / © HDO **S. 69 (links):** Botschafter der Republik Litauen in der Bundesrepublik Deutschland, S.E. Darius Jonas Semaška; Landesvorsitzender des BdV Bayern, Christian Knauer; Eugenijus Peikštenis (Museum für Okkupationen und Freiheitskämpfe, Vilnius); Dr. Arūnas Bubnys (Zentrum zur Erforschung von Genozid und Widerstand der Bevölkerung Litauens, Vilnius); Angelika Pasenau; Direktor des HDO, Prof. Dr. Andreas Otto Weber (v.l.n.r.), bei der Ausstellungseröffnung im HDO, 25. Juni 2019 / © HDO **S. 69 (rechts):** Botschafter der Republik Litauen in der Bundesrepublik Deutschland, S.E. Darius Jonas Semaška, 25. Juni 2019 / © HDO **S. 70 (links):** Beauftragte der Bayerischen Staatsregierung für Aussiedler und Vertriebene, Sylvia Stierstorfer, MdL, 25. Juni 2019 / © HDO **S. 71:** Festakt auf dem Forchheimer Marktplatz anlässlich der Patenschaftsübernahme, 1955 / © Braunauer Heimatmuseum, Forchheim **S. 77/78:** Collage / © Peter Berger, München **S. 79:** Lucas Cranach der Jüngere, Bildnis Philipp I. von Pommern-Wolgast (1532–1560), 1541 / © Wikimedia Commons **S. 82 (links):** Kloster Seeon / © Kloster Seeon **S. 87 (links):** Langer Markt in Danzig / © HDO **S. 88 (links mitte):** Babenfigur in der Allensteiner Burg / © Hartmut Schnuchel, Neumarkt **S. 89 (links oben):** Blick auf das Krantor in Danzig / © HDO **S. 90 (links unten):** Erzkathedrale in Gnesen / © HDO **S. 91:** Werner Mally, München, Homo Migrans, Installation am ehemaligen Bahnhof von Vidnava/Weidenau, September 2018 / © Werner Mally **S. 99:** Collage / © Peter Berger, München **S. 107 (links):** Egon Hartmann, Mainz, 1957 / Privatarchiv Renate Beck-Hartmann **S. 108 (rechts unten):** Karte von Ernst May an Egon Hartmann, 24. Dezember 1963 / Nachlass Egon Hartmann im IRS Leibniz-Institut/Erkner **S. 109:** Karte von Ernst May an Egon Hartmann / Privatarchiv Renate Beck-Hartmann **S. 113:** Hans Winterberg / Privatarchiv Peter Kreitmeir **S. 115 (rechts mitte):** Pianistin Brigitte Helbig, 11. März 2021 / © HDO **S. 129:** DAV-Abend, Montevideo (Uruguay), 11. Oktober 1921 / Bibliothek des HDO, Bestand Deutsche Burse Marburg **S. 134 (links):** Verleihung der Urkunde zum 25-jährigen Dienstjubiläum an Prof. Dr. Andreas Otto Weber durch Ministerialrat Dr. Wolfgang Freytag (StMAS), April 2021 / © HDO **S. 134 (rechts):** Thomas Vollkommer / © Annette Hempfling, München **S. 135:** Lilia Antipow / © Annette Hempfling, München **S. 136:** Christa Dietrich / © HDO **S. 137:** Dr. Horst Kühnel, Direktor des HDO, bei der Jubiläumsfeier anlässlich des 20-jährigen Bestehens des HDO, 1990 / © Ivan Laputka

Impressum

Das HDO-Journal wird herausgegeben vom
Haus des Deutschen Ostens

Redaktion:

Prof. Dr. Andreas Otto Weber (verantwortlich)
Lilia Antipow
Patricia Erkenberg

Anschrift:

HDO-Journal
Haus des Deutschen Ostens
Am Lilienberg 5
81669 München
Telefon: 089 / 44 99 93 – 0
Telefax: 089 / 44 99 93 – 150
E-Mail: poststelle@hdo.bayern.de

Vertrieb und Anzeigenbetreuung:

Haus des Deutschen Ostens München

Titelbild:

Collage /© Peter Berger, Volk Agentur + Verlag, München

Layout und Gestaltung:

Volk Agentur + Verlag, www.volk-agentur.de

Druck:

Druckerei Himmer, Augsburg

Die Verantwortung für den Inhalt liegt bei den jeweiligen Autoren.
Nachdruck nur mit Genehmigung der Autoren und der Redaktion
mit Quellenangabe bei Einsendung eines Belegexemplars an die
Bibliothek des Hauses des Deutschen Ostens gestattet.

© Haus des Deutschen Ostens München

HDO-Presse



HDO-Publikationen



Verein der Förderer des HDO e.V.





Haus des
Deutschen
Ostens

Am Lilienberg 5
81669 München



www.hdo.bayern.de